HERMANN WENDEL

HEINRICH HEINE

Ph. de Vries

Heinrich Heine

Ein Lebens- und Zeitbild von

Hermann Wendel

Mit einem Bildnis des Dichters nach einer Zeichnung von S. Friedrich Diez und der Wiedergabe eines Briefes Heines an Marx

Neue Ausgabe

1926

J. H. W. Dietz Nachf. / Berlin

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_S0-ADG-407

Und dabei, wie Mirjam tat,
Tanzen und die Pauke schlagen.

(Heine, Disputation.)

Inhalt

Seite

Geleitwort zur neuen Ausgabe IX
Geleitwort zur Ausgabe von 1916 X
Erster Abschnitt: Zeitverhältnisse und Jugendjahre 1
Zweiter Abschnitt: Berufs- und Herzensleiden 14
Dritter Abschnitt: Von Schlegel zu Hegel 29
Vierter Abschnitt: Bis zur Julirevolution 52
Fünfter Abschnitt: Die Zauberstadt 90
Sechster Abschnitt: Zwischen Deutschland und Frankreich . 116
Siebenter Abschnitt: Der gute Tambour 139
Achter Abschnitt: Das Losungswort der Zukunft . . . 191
Neunter Abschnitt: Matratzengruft und Montmartre 252
Zehnter Abschnitt: Heine und wir 290
Namenverzeichnis 303

Geleitwort zur neuen Ausgabe

Als dieses Buch im Jahre 1916 gedruckt vorlag, war sein erster eifriger Leser das „Stellv. Generalkommando des XII. (1. Königl. Sächs.) Armeekorps (Presseabteilung)". Die Stunden, die sich eine Pickelhaube mit der Lektüre auf einem fiskalischen Lederkanapee vertrieb, schlugen sich prompt in einem Verbot des Werks nieder, „weil seine Verbreitung den Burgfrieden in schlimmster Weise gefährden würde" (Bescheid auf Ersuchen des Stellv. Generalkommandos XII. A.-K. durch XIX. Armeekorps, Stellv. Generalkommando, Presseabteilung, Tgb. Nr. 4423, 19. 10. 1917). Auch nachdem die Regierung dem Reichstag versprochen hatte, „daß wissenschaftliche Bücher tunlichst von der Zensur freigegeben werden" sollten und als Papierkorb für Beschwerden eine Oberzensurstelle beim Ober-Militärbefehlshaber eingerichtet worden war, sahen sich die Herren Stellvertretenden in Leipzig „nicht in der Lage, dem Gesuch um Freigabe des Werks zum Vertrieb stattzugeben" (XII. [1. Königl. Sächs.] Armeekorps, Stellv. Generalkommando, Presseabteilung, Nr. 3526/P., 2. 8. 1918). Erst die Revolution löste die weißgrünen Siegel, mit denen auf Weisung der Militärs die Polizei die ganze Auflage unter vorsichtigen Verschluß gelegt hatte.

Nichts tut einleuchtender als diese Vorgeschichte des Buchs dar, daß es in der deutschen Republik eine Bestimmung zu er-

füllen hat. Darum diese zweite Ausgabe, nachdem die fünftausend Exemplare der ersten ihren Weg ins Volk gefunden haben.

Wurde die stilistische Feile mannigfach angesetzt, so blieb sachlich das Buch ganz unverändert. Allem, was heute im Zeichen der Republik vorwärts und aufwärts will, offenbart es, wie sehr Heinrich Heine unser Zeitgenosse, unser Gesinnungsgenosse, unser Bundesgenosse im Kampf gegen die dunklen Burschen ist, die eine unholde Vergangenheit wieder zum Leben erwecken möchten und seit des Dichters Tagen fürwahr nichts gelernt und nichts vergessen haben.

Frankfurt am Main, Frühling 1925.

Hermann Wendel.

Geleitwort zur Ausgabe von 1916

Jahre vor dem Krieg wurde die Arbeit an diesem Buch begonnen, das den Dichter und Kämpfer Heine, in seinen wesentlichen Zügen herausgearbeitet, auf dem Hintergrund seiner Zeit, unter dem Einfluß seiner Umwelt zeigen soll.

Wenn nach einjähriger Unterbrechung die Arbeit mitten im Kriege wieder aufgenommen und beendet wurde, so einmal, weil die Zensur, was für den Tag zu den Ereignissen des Tages zu sagen war, in spanische Stiefel schnürte und schließlich nur die Vergangenheit als offenes Tummelfeld geistiger Tätigkeit übrig ließ. Aber im Grunde ist die Darstellung von Heines Wesen mehr noch Gegenwartsarbeit als Gegenwartsflucht. Denn was er nie müde ward, seinen Zeitgenossen zu verkünden, die Notwendigkeit einer Verständigung zwischen Deutschen und Franzosen, „den beiden auserwählten Völkern der Humanität", das reicht als zu lösende Aufgabe über die Blutjahre 1914/16 weit hinaus.

Darum hatte ich stets davon geträumt, an einem sinnbildlichen Ort die letzte Hand an das Buch zu legen, an dem für

mich reizvollsten Fleck Europas, zu Vic im grünen Tal der Seille, wo ich meine stillsten und meine sommerlichsten Stunden verlebt habe. In Gedanken sah ich mich dort schon die Korrektur der letzten Bogen lesen, im Garten von Voizard, in tiefster Einsamkeit, während die Hühner im Kiese scharrten und der Wind aus dem ganz nahen Frankreich zärtlich in den Papieren vor mir auf dem Tisch raschelte, unter einem ruhig blauen Himmel, der sich voll warmer Güte über beiden Ländern spannte. Heute liegt Vic in der Front, die Hühner sind in die Feldküche gewandert, der Westwind pfeift böse, und der Himmel ist nicht mehr ruhig, sondern von weißen Schrapnellwölkchen belebt.

Aber so sicher dieser selige Landstrich einst wieder dem Ackerer und dem Winzer gehören wird, so sicher bedarf Heines ernstester und letzter Wille der Erfüllung, wenn Europa zum dauernden Frieden gelangen soll.

Es lebe Deutschland! Vive la France! Es lebe die deutsch-französische Verständigung!

Frankfurt am Main, 17. Februar 1916.
An Heines sechzigstem Todestag.

Hermann Wendel.

Erster Abschnitt

Zeitverhältnisse und Jugendjahre

Nicht verschiedene Städte wie bei Homer, wohl aber verschiedene Jahre streiten bei Heine um die Ehre, durch die Geburt des Dichters ausgezeichnet zu sein. Noch heute ist die Frage nicht entschieden und wird, bei dem Mangel an zweifelsfreien Urkunden, wohl kaum jemals entschieden werden. Aber ob nun der 13. Dezember 1797, wie viele, 1798, wie einige, oder 1799, wie die meisten wollen, der rechte Geburtstag ist, auf jeden Fall wurde Heinrich Heine zu Düsseldorf an der Schwelle zweier Zeitalter geboren, von denen Schiller sang: Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden, und das neue öffnet sich mit Mord. Und das Band der Länder ist gehoben, und die alten Formen stürzen ein.

In des Dichters Lande gehen, um den Dichter zu verstehen, heißt hier weit mehr die sozialen und politischen Zustände seiner engeren Heimat und seines weiteren Vaterlandes bloßlegen als an der Hand verwitterter Pergamente die Geburts- und Sterbedaten seiner Vorfahren bis ins dritte und vierte Glied verfolgen. In den Gettos unterschiedlicher deutscher Städte nach diesen Verwandten herumzustöbern, ist ein müßiges und wenig dankbares Beginnen, und ob ein Großoheim Heines eine abenteuerlich durch die Welt schweifende Kreuzung von Magier und Schnorrer gewesen ist, ob sein Großvater von väterlicher Seite in Bückeburg im Ruf eines wohltätigen und frommen Mannes gestanden hat, ist für die geistige Entwicklung des Dichters weit unerheblicher als die eine Tatsache, daß er als Jude am Nieder-

rhein zu einer Zeit geboren ward, da die französische Revolution dem Heiligen römischen Reich teutscher Nation den Kehraus tanzte.

Von diesem Gebilde hatte Voltaire mit treffendem Spott gesagt, daß es weder heilig, noch römisch, noch ein Reich sei. In der Tat war Deutschland an der Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts nur ein unglückseliger Scherbenhügel des Mittelalters. Dieselben Ereignisse, die in den vom Atlantischen Ozean bespülten Staaten, wie England und Frankreich, eine handel- und gewerbetreibende Klasse auf zwei feste Beine stellten, die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien, hatten Deutschland von den neuen großen Welthandelsstraßen abgesperrt und in seiner wirtschaftlichen und politischen Entwicklung um Jahrhunderte zurückgeschleudert. Der Dreißigjährige Krieg tat sein übriges, das Land zu verarmen und zu entvölkern, und so durchbrach hier zu einer Zeit, wo bei Briten und Franzosen der Kapitalismus erstarkend sein Haupt erhob, die Naturalwirtschaft wieder die Geldwirtschaft, und während sich dort unter dem Druck der neuen Wirtschaftsweise zentralisierte Nationalstaaten zu bilden begannen, schoß hier ein ohnmächtiger Staatenpartikularismus üppig ins Kraut. Durch den Westfälischen Frieden von 1648 war, schadenfroh vom Ausland begrüßt, die Libertät, das ist die Unabhängigkeit der Fürsten von Kaiser und Reich, anerkannt worden. Deutschland wurde damit zu einem Nest ruppiger Zaunkönige, von denen jeder, je kleiner er war, desto mehr vom Souveränitätsdünkel besessen wurde, desto ängstlicher sein Fetzchen Land gegen die Entwicklung verrammelte und es desto dichter mit Zoll- und Grenzplackereien wirtschaftlich eingitterte. So spannte sich als ein höchst lockerer Reif die deutsch-römische Kaiserkrone, die das blasse Geschlecht der Habsburger trug, um ein unendlich vielfältiges Mosaik von großen, mittleren und kleinen Staaten, von lebensunfähigen Stätchen und lächerlichen Staatsspielschachteln: tunkte man einen Pinsel in zwanzig verschiedene Farbtöpfe und spritzte ihn nach Willkür über ein

Blatt Papier aus, so erreichte man bei weitem nicht die Buntscheckigkeit der deutschen Länderkarte. Über dreihundert souveräne Territorien, geistliche und weltliche Kurfürstentümer, Fürstentümer, Mark- und Landgrafschaften, Bistümer, Propsteien, Abteien, Reichgrafschaften, Reichfreiherrenschaften, Reichsstädte, Reichsstädtchen und Reichsdörfer wurden nur durch den gemeinsamen Moder und Plunder zusammengehalten. Denn Moder und Plunder waren die Einrichtungen, durch die sich das Reich nach außen überhaupt noch offenbarte. Der Reichstag zu Regensburg, eine Zusammenkunft von Gesandten und Vertretern der einzelnen Reichsfürsten, forderte schon seit langem den Spott der Zeitgenossen heraus. „Früh beraten sie," schildert ein Bericht aus dem Jahre 1728 die Tätigkeit der Delegierten, „von Mittag an trinken sie, vom Frühstück bis in die späte Nacht sind sie voll. Um am anderen Morgen ihren Katzenjammer hinunterzuspülen, leeren sie große Becher voll Tiroler Wein oder Malvasier und begeben sich dann vergnügt auf ihre Plätze, nach ihrer Meinung in der richtigen Verfassung, um in lärmender Weise ihre oft lächerlichen Abstimmungen vorzunehmen." Diesem zu wenig nüchternen Reichstag stand das allzu nüchterne Reichskammergericht würdig zur Seite. Die dort amtierenden Perücken waren nicht nur derart saumselig, daß sich bis zum Jahre 1772 nicht weniger als 61 233 unerledigte Prozesse aufgehäuft hatten, sondern auch derart bestechlich, daß, wer den Weg nach Wetzlar nicht mit Dukaten pflastern konnte, dort keinerlei Recht fand. Da Wetzlar nicht nur freie Reichsstadt war, sondern in Verschiedenem hessisch-darmstädtischem Regime unterstand, kam es über der Ausübung der Gerichtsbarkeit zu endlosen Kompetenzstreitereien, und — o über des alten Reiches Glorie! — das Ende vom Lied war, daß am Sitz der obersten Justizbehörde keinerlei Justiz geübt wurde und keine Urteile gefällt wurden. Vermeintliche Schwerverbrecher ließ man so lange im Kerker faulen, bis der Willkür eines Vogts die Länge der Haft als zureichende Sühne für die nicht erwiesene Freveltat erschien. Wer leichterer

Vergehen bezichtigt war, wurde kurzerhand in den bunten Rock der glorreichen Reichsarmee gesteckt, die in ihrer Buntscheckigkeit, Schwerfälligkeit und Ohnmacht durchaus den Zustand des Reichs widerspiegelte. All die zahllosen Staaten, Stätchen und Staatsspielschachteln hatten ihr Kontingent zu dem Heer zu stellen, und da sich die Zahl der Soldaten nach der Größe des Gebiets bemaß, setzte sich eine Kompanie oft aus einem Dutzend Staaten zusammen, Abteien lieferten einen Trommler, Klöster einen Fähndrich, und für die Tüchtigkeit dieser Armee zeugte ebensowohl ihre Schnelläuferleistung in der Schlacht bei Roßbach wie der Spruch, den die Kriegsknechte des Erzstifts Hildburghausen an ihren Blechmützen trugen: „Gib Frieden, Herr, in unsern Tagen!"

In diesem Deutschland hockte auf der Grundlage eines zünftlerisch beengten und beschränkten Handwerks ein geistig beengtes und beschränktes Kleinbürgertum, das sich, ein furchtsames Geschlecht baumwollener Zipfelmützen, getreulich unter den Krückstock der angestammten Despoten duckte und aus Angst vor einem frischen Luftzug kaum die Nase zum Fenster hinauszustecken wagte. Die Bauern, ob leibeigen oder hörig, ob schollen- und zinspflichtig, dämmerten, der Ausbeutung durch einen schnöden und habgierigen Grundadel recht- und willenlos preisgegeben, in Kümmernis und Stumpfsinn dahin. Die Juden endlich saßen hinter den geschlossenen Toren der Gettos, eine geduldete Rasse von mißachteten Parias und allezeit Freiwild für die Schröpflust christlicher Potentaten wie für den Übermut christlichen Pöbels.

Im Jahre 1799, das wohl Heines ersten Lebensschrei in der Bolkerstraße 60 vernahm, gehörte Düsseldorf zur Kurpfalz. Im Februar des gleichen Jahres war der Kurfürst Karl Theodor von den Flüchen und Steinwürfen seiner Landeskinder zu Grabe geleitet worden, in jedem ein würdiger Vertreter jener deutschen Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts, die sich im Schlammbad aller Laster wälzten. Sein versöhnendster Zug noch war, daß

er sich als Mäzen der schönen Künste aufspielte und die Düsseldorfer Galerie um manches Bildwerk bereicherte. Sonst war er ein Geizkragen und Vielfraß, der alle seine nichtverschlafene Zeit üppigen Gastereien widmete, Staatsgeschäften abhold und dabei weiches Wachs in den Händen seiner Leibhuren und Leibjesuiten. Die niederträchtige Jämmerlichkeit und jämmerliche Niedertracht der kurpfälzischen Verwaltung unter seinem Regime war selbst damals sprichwörtlich: in großen Auswandererschwärmen verließen die Pfälzer die Heimat, um der geradezu türkischen Bedrückung und Ausraubung durch ein willkürliches und bestechliches Beamtentum zu entrinnen. Dem Ganzen fügte sich das kurpfälzische Heer ein, dem eine Verordnung von 1769 hauptsächlich „lüderliche Bursche, Spieler, Säufer, ohne Condition befindliche Schreiber, Jäger und Handwerker, Müßiggänger, nachlässige Studenten und sogenannte Bauernkönige" als geeignete Rekruten zuwies. Wo sogar die Ketzer protestantischen Glaubens bis aufs Blut geplagt wurden und nicht einmal das Amt eines Dorfschulzen bekleiden konnten, waren die Juden wie überall in den Pferch der Rechtlosigkeit gesperrt. Es hatte wirklich nicht viel auf sich, falls jener Karl Theodor gelegentlich verfügte, „daß Juden als Handelsleute und Mitmenschen zu betrachten seien", und wenn ein Biograph Heines gar viel Wesens davon macht, daß der Kurfürst einen Oheim des Dichters zu seinem Hofmedikus ernannte, so stand der Leibarzt dieses Selbstherrschers zur Not mit dem Hofkutscher auf einer Stufe.

Das Unwesen des mittelalterlichen Fürstenabsolutismus paßte besonders schlecht zum Wesen des Niederrheins, wo zuerst in allen deutschen Gauen die kapitalistische Industrie ihre Kinderschuhe ausgetreten hatte. In dieser Gegend barg der Boden reiche Eisenschätze, die Wälder lieferten Holz verschiedener Art, und früh schon waren die zahlreichen Wasserläufe menschlichem Gewerbefleiß dienstbar gemacht. So blühten die Eisen- und Textilindustrie, mit Fabriken war das Bergische Land übersät, Elberfeld und Barmen, Remscheid und Solingen riefen die

Erinnerung an Birmingham und Sheffield wach. In dem Herzogtum Berg, der engeren Umgebung von Düsseldorf, zählte man zur Zeit von Heines Geburt nicht weniger als 399 Werkstätten zur Metallverarbeitung, und zugleich war Düsseldorf ein Stapelplatz für die Waren, die, in erster Reihe Tuche und Stahlwaren, das rechte Ufer des Niederrheins nach Frankreich lieferte, und für die anderen, die es, Wein und Branntwein, Kaffee, Öl und Zucker, von Frankreich erhielt. Doch wenn schon die Bevölkerung hier so dicht gedrängt saß wie nirgends in Deutschland, so war Düsseldorf doch keine große Stadt: eine Statistik aus dem Jahre 1797 schreibt ihr nur 7825 Einwohner zu. Aber der unstete Weltreisende Georg Forster fand sieben Jahre früher einen himmelweiten Unterschied zwischen Köln und diesem netten, reinlichen, wohlhabenden Düsseldorf. „Eine wohlgebaute Stadt, schöne massive Häuser, gerade und helle Straßen, tätige, wohlgekleidete Einwohner", und er prophezeite angesichts der regen Bautätigkeit, daß Düsseldorf in wenigen Jahren noch einmal so groß und um vieles prächtiger sein werde.

Im Jahre von Heines Geburt standen die Truppen der französischen Republik schon vier Jahre in Düsseldorf. Karl Theodor war in den Tagen der Bourbonen wie so viele der deutschen Potentaten ein wohlbezahlter Söldling Frankreichs gewesen, und auch von den neuen Machthabern nach der großen Staatsumwälzung empfing der Kurfürst um den Preis seiner Neutralität eine gutgestrichene Handsalbe. Aber da eine nach allen Seiten schöntuende Politik der Achselträgerei im Sturm jener Zeit gar kläglich Schiffbruch leiden mußte, sah sich auch die Kurpfalz samt ihren niederrheinischen Gebieten eines Tages in die kriegerischen Wirren hineingerissen.

Im Oktober 1794 schon pflanzten die Franzosen am linken Rheinufer im Angesicht von Düsseldorf einen Freiheitsbaum mit Jakobinermütze und wehenden blauweißroten Bändern auf. Aus einem ihrer wenigen Geschützrohre, die nicht beim Abbrennen der Lunte in Stücke sprangen, feuerten die kurpfälzischen Gamaschenknöpfe eine Ladung auf die andere Seite hinüber, um

freilich mit gesträubten Haaren gleich bis Elberfeld und Barmen davonzustieben, als die Franzosen zur Antwort ihre Kanonenschlünde sprechen ließen. Doch erst ein ganzes Jahr später überschritten Truppen der Republik den Rhein und zogen in Düsseldorf ein, wo bis zum Lunéviller Frieden von 1801 eine französische Besatzung blieb. Auch dann erfreute sich der neue Kurfürst Maximilian Joseph nicht lange seines bergischen Besitzes, denn er mußte, ehe er zum König von Napoleons Gnaden aufrückte, Ende 1805 das Herzogtum Berg im Austausch gegen Ansbach zur freien Verfügung des Franzosenkaisers abtreten. Napoleon schlug es mit dem von Preußen erhaltenen Cleve zu dem Großherzogtum Berg zusammen und verlieh es seinem Schwager Joachim Murat, der in der Schlacht ein draufgängerischer Reiterführer, im Frieden ein betreßter und betrottelter Geck war und trotz seiner Eigenschaft als Souverän von dem Kaiser wie ein Schulbube abgekanzelt wurde. Seine Herrschaft dauerte kaum zwei Jahre, während der er, durch Kriegszüge ferngehalten, selten in seinem Lande weilte. Als er im Sommer 1808 König von Neapel ward, bestimmte Napoleon das Großherzogtum, das inzwischen um die industriereiche Grafschaft Mark, um Tecklenburg, Lingen, Münster, Essen und einige andre Gebiete erweitert worden war, dem Sohn seines Bruders Louis, des Königs von Holland, übernahm aber wegen der Unmündigkeit seines Neffen selbst die Verwaltung.

Wenn alle Kriege der napoleonischen Epoche nur Teilgefechte in dem gewaltigen Ringen zwischen Frankreich und England um den Weltmarkt waren, und wenn bei Marengo, Austerlitz und Jena im Grunde nur die britische Baumwolle und Leinwand aus dem Felde geschlagen wurden, erhellt ohne weiteres die große Bedeutung des Niederrheins und des bergischen Vasallenstaates für Frankreich. Nicht nur wurde Preußen von den Ufern des Rheins weggedrängt, sondern dieser Strom, die wichtigste Wasserhandelsstraße für die Einfuhr englischer Waren nach Deutschland, befand sich jetzt auch in den Händen Frankreichs; dem Schmuggel vor allem konnte er-

folgreicher denn vordem gewehrt werden. Am linken Ufer des Rheins waren Trikolore und Freiheitsbaum freudig begrüßt worden, aber auch auf dem rechten Ufer fand der helle Jubelruf: Es lebe die Frankenrepublik!, den Görres in seinem Koblenzer „Roten Blatt" ausstieß, lauten Widerhall. Wenn die Bevölkerung des Bergischen Landes sich dem neugebackenen Großherzog mit unterwürfiger Schmeichelei und katzbuckelnder Ergebenheit nahte, so in der frohen Erwartung, daß seine Herrschaft einem neuen Zeitalter die Bahn brechen werde, und in der rechten Erkenntnis, daß die französischen Bataillone auf den Spitzen ihrer Bajonette überallhin die Grundsätze der bürgerlichen Revolution trugen. In der Tat wies Napoleon seinem Schwager für sein Großherzogtum sofort die Aufgabe zu, einen Musterstaat zu schaffen, der auf die Bewohner der Nachbargebiete Anziehungskraft ausübe, und nannte ihn die Normalschule für die Rheinbundstaaten. Die Umwandlungen unter der flüchtigen Herrschaft Murats waren allerdings nur spärlicher Art. Doch als 1808 Beugnot, ein zumal in nationalökonomischen Dingen geschulter Beamter, als kaiserlicher Kommissar die Regierung des Landes übernahm, machte er sich tätig daran, die Prinzipien der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit durchzuführen. Zwar dachte Napoleon durchaus nicht mit stürmendem Radikalismus diesen Vasallenstaat an die Verfassung westlicher Länder anzupassen, und Beugnot selbst, früheres Mitglied der Konstituante, war ein Mann der Mäßigung, aber wenn im Bergischen die Reformen auch weit schüchterner angewandt wurden als auf dem linken Rheinufer, so tat sich doch den Einwohnern des Großherzogtums der Blick in eine ganz neue Welt auf. Atemraubende Dinge, daß Feudalismus und Hörigkeit verschwinden, daß alle Vorrechte des Adels fallen, daß bürgerliches Recht gelten, daß die Gerichtsbarkeit von der Verwaltung losgelöst unter Mitwirkung von Laien und ohne Ansehung des Standes urteilen sollten. Auch gab es vor dem Grundsatz der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung keinen Unterschied der Konfessionen mehr. Die Juden genossen fortan gleiche Rechte

mit Protestanten und Katholiken, und als 1811 Napoleon Düsseldorf besuchte, begrüßte ihn gar der Rabbiner im Namen der drei Bekenntnisse.

Aber während die Franzosenherrschaft sich überall mühte, der bürgerlichen Entwicklung die Wege zu ebnen, verschüttete sie gerade im Großherzogtum Berg die Quellen des Aufstiegs der Bourgeoisie. Mit keiner anderen Maßregel hat die französische Revolution so sehr ihr bürgerliches Wesen offenbart als durch die Schutzzollpolitik, die mit dem Tarif vom 15. März 1791 begann und mit dem Gesetz vom 30. April 1806 ihren Höhepunkt erreichte. Da diese Politik sich zugunsten der französischen Industrie gegen Erzeugnisse englischer Herkunft oder Art richtete, traf sie mit voller Wucht das Großherzogtum Berg, von dem 1809 ein Reisender berichtete, es sei ein England im kleinen. Tuchstoffen und Metallwaren wehrte die französische Douanenlinie den Übergang über den Rhein, und als den bergischen Tuchstoffen und Metallwaren 1807 auch noch der italienische Markt versperrt wurde und die Wirkungen der Kontinentalsperre hinzukamen, wuchs die Verzweiflung im Lande nicht nur bei den Industriellen, denen der Mangel an Absatzgelegenheiten die Fabriken stillegte und die Gewinne verkümmerte, sondern auch bei den Arbeitern, die hungernd auf den Landstraßen lagen und sich 1813 in äußerster Not zu einem ersten Gewaltstreich gegen die Fremdherrschaft zusammenrotteten. Aus dieser allgemeinen Bankrottstimmung ergab sich die deutsch-patriotische Begeisterung, mit der Ende 1813 der Abzug der Franzosen und der Einmarsch der Verbündeten begrüßt wurde.

In der Zeit, da die blitzenden französischen Bajonette den Völkern am Rhein als die Strahlen der Freiheitssonne erschienen, wuchs der kleine Heinrich oder Harry, wie er ursprünglich hieß und wie er sich bis zu seinem Übertritt zum Christentum selber nannte, munter heran. Der Vater, Samson mit Vornamen, war 1764 in Hannover geboren und über Altona und Hamburg 1796 nach Düsseldorf gekommen, um hier einen

Tuchladen aufzuschlagen und sich zu verheiraten. Will man den aus Wahrheit und Dichtung gemischten Memoiren des Dichters aufs Wort glauben, so hatte dieser Tuchkrämer aus den Tagen, die er als Proviantkommissar des Prinzen Ernst von Cumberland im Felde verbrachte, sogenannte Kavaliersneigungen, wie die Vorliebe für Schauspielerinnen, Pferde und Hunde, beibehalten und war ein Mann von himmelblauer Heiterkeit, in dessen Gemüt stets Kirmes herrschte und immer die Fanfaren des Leichtsinns erklangen. Da Samson Heine aber zugleich, bei jedem Mangel an geistiger Bedeutung, zu Zeiten eine gespreizte Würde zur Schau zu stellen wußte, glänzte er auch als erster Vorsteher der strenggläubigen „Gesellschaft zur Ausübung menschenfreundlicher Handlungen und zum Rezitieren der Psalmen". Er lebte und starb als ein begeisterter Anhänger der napoleonischen Herrschaft, nicht nur, weil sie die Juden frei machte, sondern auch, weil sie durch Ankauf von Militärtuchen seinem Geschäft reichen Gewinn brachte, und nicht zuletzt, weil sie seiner Eitelkeit schmeichelte: niemals war er mehr von dem hohen Wert der eigenen Person überzeugt, als wenn er in dunkelblauer Uniform mit himmelblauen Aufschlägen, mit freudigblitzenden Epauletten, den Federhut auf dem Kopf, an der Spitze der Wachtparade als Offizier der Bürgergarde durch die Stadt kokettierte. Anderen Schlags war die Mutter, Channe Peierche oder Betty van Geldern, deren vermögende Familie trotz dem Namen nicht aus Holland stammte, dem klassischen Lande des Kapitalismus und dem Sitz einer mächtigen jüdischen Finanzaristokratie, sondern aus dem Städtchen Geldern in der Nähe Düsseldorfs. Bildung des Herzens einte sie mit Bildung des Geistes, denn früh schon hatte sie sich schöpfend über die Quellen geneigt, die dem Zeitalter der Aufklärung rauschten, sich an Rousseau erwärmt und für Goethe begeistert. Als die Franzosen über den Rhein drangen, klagte sie um die vergangenen Zeiten, „wo Deutschland noch Deutschland war, und alles, was deutsch sprach, Brüder waren", eine nicht merkwürdige, sondern verständliche Schwärmerei bei

einer Zeit- und Glaubensgenossin Moses Mendelssohns, der als erster bewußt das Deutschtum der deutschen Juden betonte und unterstrich. Mit jenem jüdischen Familiensinn, den Heine als eine historische Erscheinung richtig einzuschätzen wußte — „aus dem öffentlichen Leben zurückgedrängt in die enge Umfriedung häuslichen Glückes, blieben ja den armen Juden nur die Familiengefühle" —, liebte er den Vater zärtlich allezeit, aber nicht minder fühlte er, daß sein Bestes ein Erbteil der Mutter war, und mehr als Überschwang der Kindesliebe war es, wenn er in einem seiner ersten Sonette ihren „hohen Geist" ansang, „der alles kühn durchdringet und blitzend sich zum Himmelslichte schwinget".

Aus den ersten Jahren Heines ist weder von ihm selbst, noch von anderen etwas überliefert, was, Kinderspiele und Kinderstreiche, nicht auf alle halbwegs geweckten Knaben ebensogut zuträfe. Mit lächelnder Wehmut entsann er sich später dieser ersten Kinderspiele und fing ihren Zauber in Versen ein, schildernd, wie er und seine Schwester Lottchen in einer alten Kiste auf dem Hof hausgehalten und des Nachbars Katze zu Besuch empfangen hatten:

Wir haben nach ihrem Befinden
Besorglich und freundlich gefragt;
Wir haben seitdem dasselbe
Mancher alten Katze gesagt.

Aber unvergeßlicher noch als diese kleinen Ereignisse des täglichen Lebens prägten sich ihm die großen Ereignisse der Zeit ein. In dem Buche vom Tambour Legrand schilderte er nachmals die Empfindungen des Dreikäsehochs, als ein am Rathaus angeschlagenes Plakat den Düsseldorfern kund und zu wissen tat, daß der Kurfürst sie ihrer Untertanenpflichten entbinde, und staunend stand er andern Tags auf der Gasse und „besah die einmarschierenden französischen Truppen, das freudige Volk des Ruhms, das singend und klingend die Welt durchzog, die heiteren und ernsten Grenadiere, die Bärenmützen, die dreifarbigen Kokarden, die blinkenden Bajonette,

die Voltigeurs voll Lustigkeit und Point d'honneur und den allmächtig großen, silbergestickten Tambourmajor, der seinen Stock mit dem vergoldeten Knopf bis an die erste Etage werfen konnte, und seine Augen sogar bis zur zweiten Etage, wo ebenso schöne Mädchen am Fenster saßen". Aber sein Herz schlug vollends Generalmarsch, als er den Kaiser selbst sah, der, angetan mit der unscheinbaren grünen Uniform und dem kleinen welthistorischen Hütchen, durch die Allee des Hofgartens zu Düsseldorf ritt: „Die schauernden Bäume beugten sich vorwärts, wo er vorbeikam, die Sonnenstrahlen zitterten furchtsam neugierig durch das grüne Laub, und am blauen Himmel oben schwamm sichtbar ein goldener Stern."

Damals war Heine schon seit mehreren Jahren Schüler des Lyzeums, das in den allerletzten Tagen kurpfälzischer Herrlichkeit aus einer Jesuitenschule entstanden war und in dem noch Ordensgeistliche unterrichteten. Aber statt finsterer und engherziger Fanatiker waren das weltgewandte und vorurteilsfreie Lehrer, wie der Rektor Schallmeyer, ein freigeistiger Minorit, dessen Philosophiestunde Heine den Erwerb reicher Kenntnisse zuschrieb. Im übrigen blühte und gedieh das Lyzeum unter französischer Herrschaft vortrefflich und hatte die Zahl seiner Schüler im Jahre 1814, in dem es Heine mit erstaunlich lobenden Zeugnissen für Fleiß und sogar für Betragen verließ, gegen das Jahr seiner Gründung um die Hälfte vermehrt. Im „Buch Le Grand" wußte der Dichter später viel Ergötzliches über Art und Erfolg und Drum und Dran des Unterrichts zu erzählen, doch sicherlich entfällt davon ebensoviel wie auf das Guthaben der geschichtlichen Wahrheit auf das der dichterischen Phantasie. Jedenfalls aber wurde in dieser katholischen Lehranstalt die rein ästhetische Vorliebe Heines für das Wesen der römischen Kirche vertieft, die sich seinem empfindsamen Gemüt schon mit dem Pomp und Prunk der häufigen Prozessionen in der frommen Rheingegend eingeprägt haben mußte. Auch schwamm er eine kurze Weile, als die Franzosen über den Rhein entwichen, unbekümmert mit einer

patriotisch hochgestimmten Schuljugend in den Wellen einer uferlosen Begeisterung für alles Deutschtümliche, derart, daß er sich sogar erinnern wollte, mit der ganzen Klasse zum freiwilligen Dienst gegen Napoleon sich angeboten zu haben.

Da es mit dem patriotischen Opfer nichts war, hieß es, sich für einen Lebensberuf entscheiden. Solange die napoleonische Glorie blühte, hatte Frau Betty für ihren Liebling „die goldensten Epauletten oder die bordiertesten Ehrenchargen am Hofe des Kaisers" erträumt, aber da die Ankunft der „Befreier" Deutschlands die Juden wieder in den Stand der Rechtlosigkeit zurückstieß und von allen Staatsämtern ausschloß, mußte dieser Traum begraben und ein anderes Los gezogen werden. Die Qual der Wahl war für den Familienrat nicht groß. Als Abgott und Vorbild der Familie saß auf einer Dukatentonne in Hamburg Salomon Heine, der jüngere Bruder Samsons, ein leibhaftiger Millionär, und darum gefeiert und bewundert. Zudem witterte Frau Betty, daß jetzt die Stunde geschlagen habe, „wo ein bedeutender Kopf im merkantilischen Fache das Ungeheuerlichste erreichen und sich zum höchsten Gipfel der weltlichen Macht emporschwingen könne", womit sie freilich das Jahrhundert der Plusmacherei erheblich richtiger bewertete als den „bedeutenden Kopf" ihres Sohnes.

Aber da die Familie von der Bestimmung dieses Kopfes nichts ahnte, lag kaum etwas näher als der Beschluß, daß Heine eine Geldmacht werden und den einträglichsten aller Berufe erlernen solle: Millionär.

Berufs- und Herzensleiden

Was in Europa an alten Formen in der Zeitspanne zwischen Bastillensturm und Leipziger Schlacht eingestürzt war, suchte die Restauration nach 1815 wieder mühsam zusammenzuleimen.

Auf den Schlachtfeldern der Befreiungskriege, die nach dem Willen der Potentaten um alles keine Freiheitskriege sein sollten, war mit der Fremdherrschaft die bürgerliche Revolution niedergeschlagen worden, und vereint machten sich Absolutismus und Feudalismus ans Werk, auch die letzten Spuren der großen Umwälzung auszutilgen und wieder an das Jahr 1788 anzuknüpfen. Im Zeichen der Heiligen Allianz fanden sich die preußische Fuchtel, die österreichische Knute und der russische Kantschu, um die Völker mit den stachligen Segnungen des Despotismus zu beglücken. In ganz Europa wurde es Nacht. Allenthalben schwangen sich die Junker wieder frech in den Sattel. Das Bürgertum war wieder die Kanaille.

Aber nicht die Dynasten, sondern dieses Bürgertum hatte Leipzig und Waterloo geschlagen. Wo sich an den Lagerfeuern der Freiwilligen Jäger die Jünglinge aus Schillers Werken Begeisterung in die Seele tranken, war zum ersten Male etwas wie ein bürgerliches Klassenbewußtsein in Deutschland aufgeflammt. Dem Philosophen Fichte, der in der schweren Zeit mit seinen Vorlesungen in der Brust der akademischen Jugend „die Flamme vaterländischer Denkart" entzündet hatte, schwebte bei den Kämpfen von 1813 als Ziel vor „ein wahrhaftes Reich des Rechts, wie es noch nie in der Welt erschienen

ist, in aller der Begeisterung für Freiheit des Bürgers, die wir in der alten Welt erblicken, für Freiheit, begründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht trägt". Das war der Geist, der den preußischen Landwehren einen so stürmischen Elan einhauchte: weil sie für ihre eigene Sache und nicht für Fürstenkronen, weil sie für die Freiheit nicht nur von fremden, sondern auch von angestammten Jochen fochten, siegten sie anno 1813. Hinterhältig und hinterlistig hatten die Dynasten diese Stimmung zu nutzen gewußt. Der Aufruf von Kalisch verhieß die Befreiung Deutschlands „aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes heraus", und als 1815 die Jugend Preußens noch einmal auf die Schlachtfelder gelockt werden sollte, versprach der König seinen Untertanen gar eine leibhaftige Verfassung. Doch als die Völker ihre Haut zu Markt getragen hatten, zerrann alles, was ihnen an konstitutioneller Fata morgana vorgegaukelt worden war, und auch in den kleineren süddeutschen Staaten verdichtete es sich nur zu höchst matten und verschwommenen Schattenbildern echten Verfassungslebens.

Mochten aber die Potentaten ihre Versprechen über Nacht vergessen, die Völker vergaßen nicht. Als die Jugend, die der heiße Drang für des Vaterlandes Freiheit gegen die französischen Kanonenschlünde getrieben hatte, in die Hörsäle und Kontore zurückkehrte, trug sie einen starken Hauch des Geistes von 1813 ins bürgerliche Leben. In den Burschenschaften fand die erste Unabhängigkeitsregung der noch unentwickelten bürgerlichen Klasse Deutschlands Unterschlupf, aber weil diese Klasse schwach entwickelt war, wandte, wer brustquer das schwarzrotgoldene Band trug, sein Gesicht weniger der Zukunft als der Vergangenheit zu. Oft tobte sich in diesen Verbindungen ein faustehrlicher Radikalismus aus, der in blutdürstigen Liedern von Thronen und Drohnen, von gezückten Freiheitsmessern und durchschnittenen Fürstenkehlen so unbefangen schwärmte wie von Rundgesang und Becherklang, aber wenn man sich in diesen Kreisen Ziele steckte, so tauchten die mondbeglänzten Ritterburgen des Mittelalters vor den Blicken auf

und die Zeit, die der Hohenstaufen Kaiserherrlichkeit mit gleißendem Heereszug in die Ebenen der Lombardei niedersteigen sah. Dem fügte sich eine Deutschtümelei ein, die sich oft genug in lächerlichen Purzelbäumen überschlug. Die Jünglinge der Burschenschaft, die im altdeutschen Rock mit malproprer Wäsche und ungekämmtem Haarschopf von den geschniegelten und gebügelten Franzosen recht abstechen wollten, gefielen höchstens dem Turnvater Jahn, der in gleicher Gewandung nur allzu gern seinen Knotenstock drohend gegen die geilen Welschen schwang. Aber den Machthabern, die, wie der Geheimrat Schmalz in seiner berüchtigten Schrift, in den Taten des Jahres 1813 nachträglich nur den Geist des Untertanengehorsams entdecken wollten, war diese harmlose studentische Schwärmerei bald ebenso verdächtig wie der Jahnsche Turnplatz. Als vollends das Burschenschaftsfest auf der Wartburg 1817 unter fröhlichem Hallo einen preußischen Schnürleib, einen Korporalsstock und ein paar reaktionäre Schriften verbrannte, witterte man überall Hochverrat und Majestätsverbrechen. Von Deutschlands erträumter Freiheit und Einheit zu reden, war fortan ein ebenso fluchwürdiges Delikt, wie an das Verfassungsversprechen der Potentaten zu erinnern, und das schwarzrotgoldene Band stempelte zum heillosen Revolutionär. Aber die Unterdrückung burschenschaftlicher Bestrebungen führte lediglich den Tag herauf, da der Studiosus Sand dem russischen Spitzel und deutschen Komödienschreiber Kotzebue eins der vielbesungenen Freiheitsmesser ins Herz rannte: über den Rahmen einer Einzeltat hinaus die verzweifelte Abrechnung einer ganzen, schnöde geprellten Jugend mit der ganzen Rückwärtserei. Dieser Streich kam den Gewaltigen, die Europa wie ein Gefängnis umgittern wollten, mehr als gelegen. Die Karlsbader Beschlüsse von 1819 koppelten alle Hetzhunde der Demagogenjagd gegen jeden Hauch Freiheitssehnsucht los und wurden dazu von Gentz, dem geistvollen literarischen Schergen der Metternichschen Reaktion, als eine größere Ruhmestat gefeiert, denn die Leipziger Schlacht gewesen sei. Die Zentral-

untersuchungskommission zu Mainz, die berüchtigte „schwarze Kommisson", machte ganze Arbeit, die Festungskasematten füllten sich mit unglücklichen Opfern, das Jahr 1819 merzte auch in Preußen den letzten der Reformer aus den Tagen der Erhebung als staatsgefährlich aus dem Staatsdienst aus, und als der Tod Napoleons auf Sankt Helena die Sachwalter des Feudalismus, die immer noch vor seiner Rückkehr gezittert hatten, in ganz Europa aufatmen hieß, herrschte auch im Innern Deutschlands die Ruhe des Grabes.

Am wenigsten wurden die Juden der Rückkehr der alten Gewalten froh. Während die Fremdherrschaft das Licht des gleichen bürgerlichen Rechts bis in den dunkelsten Winkel der Gettos hatte fallen lassen, spannte jetzt weniger der Haß gegen das Alte Testament, als vielmehr der Neid auf die jüdische Betriebsamkeit die Israeliten wieder in das rostige Halseisen der Rechtlosigkeit ein. In mehreren deutschen Bundesstaaten mußten sie noch wie im Mittelalter ihre Schutzbriefe periodisch erneuern, in anderen stellte die Gewerbegesetzgebung sie unter ein Ausnahmerecht, und in der nunmehr preußischen Heimat Heines wurden sie nicht nur aus dem Staatsdienst ausgeschlossen, sondern auch von dem Geschworenendienst ferngehalten. In den Jahren 1818 und 1819 gar, als die einer Mißernte folgenden unerschwinglichen Kornpreise die leeren Mägen zu Ausschreitungen willfährig stimmten, gellte das Hepp! Hepp! einer widerlichen Judenhetze durch die Gassen Deutschlands.

Auf dem Wiener Kongreß, der die Völker wieder wie Viehherden verschacherte, war das Rheinland an die Hohenzollern geraten. Während der Erwerb dieser industriell entwickelten Gaue auf den Gang der Dinge in Preußen insofern großen Einfluß ausübte, als er das Gegengewicht des bürgerlichen Westens gegen den feudalen Osten der Monarchie erheblich verstärkte, waren die Rheinlande von der Wandlung ihres politischen Schicksals nichts weniger denn erbaut. Zwar wagte man nicht, ihnen das bürgerliche Recht Napoleons wieder zu entreißen, aber das schnoddrige, schnauzbärtige und schmarotzende Kor-

poralstum der preußischen „Hungerleider" brauchte in diesen reichgesegneten Landstrichen nur aufzutauchen, um mit dem Hohn und Spott auch den ganzen Haß des heiteren und sinnenfrohen Völkchens wachzurufen: die rheinische Rebe vertrug sich nun einmal nicht mit dem märkischen Sand. Nicht mit Unrecht erblickten die Rheinländer in Preußen politisch und kulturell eine Art gemäßigten Rußlands, ohne Ausnahme wohl sahen sie die preußische Soldateska wie Heine sie sah, als „ein hölzern pedantisches Volk, ein rechter Winkel in jeder Bewegung, und im Gesicht der eingefrorene Dünkel", und rheinische Beweglichkeit tat sich in drastischen Witzen eine Güte an, wenn das Militär so steif herumstelzte, „so kerzengerade geschniegelt, als hätten sie verschluckt den Stock, womit man sie einst geprügelt". Unmutig wie unter das Joch einer Fremdherrschaft beugten sie sich unter die Abhängigkeit von Berlin, Frankreich als ihr eigentliches Vaterland mit der Seele suchend: „Kein Mensch ist mehr hier", berichtete in jenen Tagen ein Regierungsmann aus Koblenz dem Staatskanzler, „der nicht Gott auf den Knien danken würde, wenn das Land wieder unter französischer Botmäßigkeit stände." Während der schweigsame Friedrich Wilhelm III. derartig mißliebig war, daß den rheinischen Karnevalszügen wohl auf hoher Stange ein Stockfisch vorangetragen wurde, der mit einem Lorbeerkranz geziert war, und den man unter unbändiger Heiterkeit mit dem „Heil dir im Siegerkranz" begrüßte, flammte allenthalben helle Begeisterung für Napoleon, in dem man nur mehr den Bringer bürgerlicher Freiheiten sah. Noch aus dem vierten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts erzählt eine Düsseldorferin von einer Theateraufführung in Heines Geburtsstadt, die Napoleon auf die Bretter stellte: erschien der Spieler in der historischen Tracht des Kaisers an der Rampe und richtete das Perspektiv spähend in den Zuschauerraum, als blicke er nach den Preußen bei Jena aus, so dröhnte das Haus unter minutenlangen Beifallsstürmen, die sicher nicht der schauspielerischen Leistung galten.

Allerdings blühte auch am Rhein vereinzelt die Blume der Romantik. In ihrer Auflehnung gegen jenen platten Rationalismus, der die philosophische Widerspiegelung des aufgeklärten Despotismus war, stellte die Romantik, als sie in dem letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts ihre bunten Wimpel hißte, auch ein Stück Auflehnung der bürgerlichen Klasse dar: sie verfocht, im Gegensatz zu der ständischen Gliederung der Gesellschaft, die Rechte des selbstherrlichen Individuums bis zur äußersten Grenze, sie huldigte den demokratischen Prinzipien der französischen Revolution, sie schwärmte, soweit sie sich mit dem Staatsbegriff überhaupt einließ, für eine republikanische Verfassung. Vor allem aber spielten in die Anschauung der Romantik von der Stellung des Weibes die Lichter des bürgerlichen Zeitalters hinein, denn unbekümmert verkündete sie die Freiheit des weiblichen Geschlechts und die freie Liebeswahl, und sogar das Stimmrecht der Frau schrieb sie auf ihre Blätter. Noch ein Werk wie Friedrich Schlegels „Lucinde" hatte seine verlogene Sinnlichkeit an dem Feuer der großen Revolution entzündet, zeigte aber auch, indem es die Geschlechtsliebe zu einem mystisch-religiösen Mirakel vernebelte, in welch blauen Dunst der Weg der Romantik schließlich hineinführen mußte. Schleiermacher noch tadelte in seinen „Vertrauten Briefen über Lucinde", daß der Held, das Urbild des zerrissenen und haltlosen romantischen Bummlers, aller sozialen Beziehungen entäußert dastehe: „In einer solchen Welt, wo die bürgerlichen Einrichtungen die Frauen so sehr unterdrücken, da muß derjenige, dem sich ein Weib ergeben hat, schon aus Selbstverteidigung in das bürgerliche Leben hinausgehen und da wirken", aber die Jämmerlichkeit des verfaulenden Römischen Reichs ließ die süßlichen und weichlichen Nervenmenschen der romantischen Literatur an der Wirksamkeit im bürgerlichen Leben verzagen. Statt dessen wurde ihnen die Erotik zur Mystik; sie glaubten gleich das Universum zu packen, wenn sie ein paar stramme Hüften packten. Schelling sang: „Meine einzige Religion ist die, daß ich liebe ein schönes Knie", Novalis schwärmte von der Zeit:

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Kreaturen,
Wenn die, so singen oder küssen,
Mehr als die Tiefgelehrten wissen,

und sprach dem Stockfisch auf Preußens Thron schon das Recht zu, königlich zu herrschen, weil er „die Herrlichste liebt". Als sich die Fremdherrschaft über Deutschland wälzte, war die Romantik zu kurzsichtig, um zu erkennen, daß sich hier, unter den Ausstrahlungen der bürgerlichen Revolution, die romantische Forderung der Entkettung des Individuums erfüllte. Ihre nationale Eigenart zu retten, flatterte sie in das deutsche Mittelalter zurück und nistete bald als scheue Nachteule in den Burgtrümmern einer längst toten Vorzeit. Eine Vergangenheit mit kühnen Rittern und schönen Edeldamen, klirrenden Gewaffen und wehenden Federbüschen suchte die Romantik in einem idealisierenden Mondlicht wieder zu beleben. Sprachkritisch schuf sie Wertvolles, stieg in die Schächte des Althochdeutschen hinab, förderte Minnelieder und Märchen zutage, vermittelte durch Übersetzungen die Kenntnis von Shakespeare, Cervantes und Calderon, „diesem", mit Friedrich Schlegel zu reden, „strahlenden Abendrot des katholischen Mittelalters", aber in der Poesie verzettelte sie sich meist in Zerfahrenem und Zerfallenem, in dämmernder Schwermut und brünstigen Ekstasen, und politisch ward sie mehr und mehr zur Buhlin der feudalen Reaktion, während sie sich zugleich immer tiefer in die Weihrauchwolken eines mystischen Katholizismus verlor. Brentanos Freund und Schwager, Achim von Arnim, einer der Sterne der Romantik, der sich gelegentlich ausgelassen hatte: „Daß adlig all auf Erden, muß der Adel Bürger werden!", schwärmte in Briefen an Goethe von der „edlen Unabhängigkeit" des „heutigen, klugen, ökonomischen Adels" in Mecklenburg, wo denn doch diese „edle Unabhängigkeit" wie diese „ökonomische Klugheit" der Junker mehr als anderwärts darin bestand, daß sie, ungehindert von Fürst und Gesetz, den Bauern bis aufs Blut schinden und bis aufs Mark auspressen konnten. Derselbe Arnim

bildete 1810 und 1811 mit den beiden andern Romantikern Heinrich von Kleist und Adam Müller die literarische Seele der junkerlichen Opposition gegen die Bauernbefreiung im besonderen und die ganze Reformgesetzgebung im allgemeinen. Zu gleicher Zeit wandelte sich in Heidelberg Joseph Görres, der rote rheinische Revolutionär von ehedem, der sich in verzagten Stunden Deutschland noch immer nur als einen von Maden halb zerfressenen, auf das Bajonett eines Franzosen gespießten Schafkäse vorstellen konnte, unter dem Einfluß der Romantiker zu einem Verehrer des Ständestaates, des Adels und der Klerisei und zu einem Schwärmer für das Mittelalter in jeglicher Gestalt. Nicht mehr blühte jetzt wie in den Anfängen der Romantik die blaue Blume in stillen Tälern an dem murmelnden Bächlein der Poesie, sondern öfter noch prangte sie auf dem Ritterhelm als Sinnbild im Kampfe des Feudalismus gegen das neunzehnte Jahrhundert.

Ästhetisch stand Heine ganz im Banne dieser Romantik, als er 1815 von seinem Vater zur Herbstmesse mit nach Frankfurt am Main genommen wurde, um dort an dem Zahltisch eines Bankiers und in dem Gewölbe eines Spezereikrämers die ersten Weihen Merkurs zu empfangen; im Jahre vorher hatte er auf einer Düsseldorfer Handelsschule schon das Abc kaufmännischen Schachers erlernt. Aber die weitere Vertiefung in diese dürre Wissenschaft behagte ihm sehr wenig. So entsprang er nach wenigen Tagen aus der Lehre und tat sich scharfen Blickes in der Stadt um, die, aufgerührt und umgewühlt in den Tagen Napoleons, jetzt wieder in die Ruhe des Sumpfes zurückgesunken war. Großhandel und zünftlerisches Kleinhandwerk, in ihren Interessen eng verfilzt, mühten sich hier gemeinsam und lange mit Erfolg, jeden Hauch einer neuen Entwicklung abzuwehren, und an allen Ecken und Enden wirkte sich eine kleinliche und darum doppelt widerwärtige Reaktion aus. Vor allem waren den Juden die Fesseln, die ihnen Revolution und napoleonische Herrschaft abgestreift hatten, nach 1815 aufs neue an Hand und Fuß geschmiedet worden, und nirgends gab

man mit so fröhlicher Offenherzigkeit wie in dieser Krämerstadt zu, daß es nur darum ging, die Vorrechte des christlichen Handelsstandes gegen den jüdischen Wettbewerb zu sichern. Hauptsächlich unter Beschränkungen der Gewerbegesetzgebung litt denn die Frankfurter Judenschaft, aber am meisten entwürdigte sie die Bestimmung, daß nicht mehr als fünfzehn Judenehen im Jahre geschlossen werden durften. Damals wanderte Heine durch die Judengasse, und „jene hohen, schwarzen Häuser, wo ein grinsendes, feuchtes Volk umherschachert", erschienen ihm als „ein schauderhaftes Denkmal des Mittelalters". Mit der Börse und ihrem Treiben wurde er bekannt und überzeugte sich, daß, was in Norddeutschland mauscheln genannt wird, nichts anderes sei als „die eigentliche Frankfurter Landessprache", die von der christlichen Bevölkerung ebenso vortrefflich gesprochen wurde wie von der jüdischen. Er betrachtete die großen christlichen wie jüdischen Magazine, „worin man die Waren zehn Prozent unter dem Fabrikpreis einkauft und man doch immer betrogen wird," und sah sich auch das Rathaus an, den Römer, „wo die deutschen Kaiser gekauft wurden, zehn Prozent unter dem Fabrikpreis". Als er mit seinem Vater ins Lesekabinett einer Freimaurerloge trat, wurde ihm der Doktor Börne gezeigt, „der gegen die Komödianten schreibt". Aber was 1815 von Eindrücken in seinem Hirn haftete, brachte er erst geraume Zeit später zu Papier, wie ihn auch erst die Sammlung für ein Goethedenkmal, die in dem reichen Frankfurt nicht einmal die nötigen Dukaten aufbrachte, die Grenze zwischen dem großen Dichter und den kleinen Handelsspießern der freien Stadt ziehen ließ:

In Windeln war er einst euch nah; doch jetzt
Trennt euch von Goethe eine ganze Welt,
Euch, die ein Flüßlein trennt vom Sachsenhäuser.

Als Heine nach dem fehlgeschlagenen Frankfurter Versuch in das elterliche Heim nach Düsseldorf zurückkehrte, wurde dem für den Handel verlorenen Sohn ganz sicher kein gemästetes Kalb geschlachtet. Im Juli des Jahres 1816 aber fand er sich

zu Hamburg wieder, um, wohl überredet von den Eltern, unter den Fittichen des Onkel-Millionärs Salomon Heine noch einmal den Weg zur Geldmacht einzuschlagen. Auf dem Kontor der Firma Heckscher & Co., deren Teilhaber Salomon war, eignete sich Heine wenigstens eine leserliche und schöne Handschrift an. Aber wurde die Hand die eines Kaufmanns, der Kopf blieb der eines Poeten. Und weil er sich jetzt schon als Ritter vom Geiste fühlte, machte er als Ritter von der Elle schlechte Geschäfte, denn die Manufakturwarenhandlung Harry Heine, die ihm der Oheim zum Sommer 1818 einrichtete, stellte noch nicht ein Jahr später ihre Zahlungen ein.

Hamburg galt als eine Großstadt, die in den Jahren von Heines Aufenthalt sicher mehr denn hunderttausend Einwohner zählte, und war seit den Umwälzungen, die die große Revolution auch auf dem Weltmarkt hervorgerufen hatte, drauf und dran, sich zu einem bedeutenden Stapelplatz des Welthandels zu entwickeln. Hatte sich Hamburgs Handel lange auf die europäischen Küsten beschränkt, so führte der amerikanische Unabhängigkeitskrieg seine Schiffe zum erstenmal über den Ozean, und bald wehte die Flagge der alten Hansastadt in den südamerikanischen, in den afrikanischen und in den ostasiatischen Häfen. Sie handelten wirklich mit den Spezereien der ganzen Welt, die Hamburger Großkrämer, denn für Kolonialwaren gab es keinen bedeutenderen Markt auf dem ganzen europäischen Festland. Aber wie überall erwies sich auch hier die Handelsbourgeoisie um ein gut Stück engherziger, reaktionärer und kurzsichtiger als eine Industriebourgeoisie. Nur für den Handel, wieder für den Handel und nochmals für den Handel hatten diese Pfeffersäcke Sinn und Herz, mit dem süßen Handel schloß sich der Kreis ihrer Interessen, und was darüber hinaus in der Welt vorging, rührte nicht an sie heran. Nur ein kleines Grüppchen literarisch Interessierter um Sieveking sang in den Tagen der großen Revolution der Freiheit in der Frankenrepublik seine begeisterten Lieder. Der Masse der hanseatischen Krämer ging es viel eher ein, wenn sich der hamburgische

Nationaldichter Brockes im Preise des Geldes und des Mistes gefiel,

Da sich jedoch die ganze Welt
Durch Geld und Mist allein erhält.

Und wenn Wittenberg kurze Zeit, nachdem Lessings „süßer Traum, ein Nationaltheater in Hamburg gründen zu wollen", zerronnen war, in seinen Theaterbriefen die schlechten Handelskonjunkturen auf die Neigung zum Theater zurückführte und forderte, daß „die Schaubühne in einem kommerzierenden Staate nicht geduldet werden solle", so enthüllte das den Geist der Stadt ebenso wie die Entrüstung der herrschenden Sippe, als 1819 der Bürgermeister die noch immer bestehende Verfassung von 1712 durch den Druck dem bösen Tageslicht und der bösen Kritik preisgab. Auch hier machte christlicher Geschäftseifer die Juden zu einer rechtlosen Kaste.

Nach allem war es nicht verwunderlich, wenn der so gar nicht auf die Heiligkeit des Schachers eingeschworene Heine des Maulwurfsglücks dieser Krämer und ihrer Nationalkrankheit, der Magenbeschwerden, spottete, allenthalben in der Luft den faulen Schellfischseelenduft roch und sich gegen die satte Tugend und die zahlungsfähige Moral erboste. Die Frauen in ihrer „gewissen wohlhabenden Sinnlichkeit" gefielen ihm weit besser als die Männer, „meistens untersetzte Gestalten, verständige, kalte Augen, kurze Stirn, nachlässig herabhängende rote Wangen, die Eßwerkzeuge besonders ausgebildet, der Hut wie festgenagelt auf dem Kopfe und die Hände in beiden Hosentaschen, wie einer, der eben fragen will: Was hab ich zu bezahlen?" Wenn der junge Dichter am Alsterbassin saß, das Hagedorn einst besungen hatte, und von den Schwänen mit ihren sanften, langen Hälsen auf die vorüberspazierenden Männlein und Fräulein blickte, erschienen sie ihm wohl als arabische Ziffern, und mit unwiderstehlicher Gewalt überfiel ihn der groteske Gedanke, einem der Zahlenmenschen, die seit Jahren ununterbrochen gerechnet, die Börse besucht, die Kinnbacken

bewegt, ihre Trinkgelder bezahlt und wieder gerechnet hatten: Zweimal zwei ist vier! könnte jählings beikommen, daß zweimal zwei eigentlich fünf sei, und daß er also sein ganzes Leben verrechnet habe. Auch lernte er die Mäuler zur Genüge kennen, deren jedes eine Guillotine war für den guten Namen — „ihr Lächeln war wie ein Fallbeil, und die Ehre war abgeschnitten und fiel in den Sack" —, um so mehr, als er aus der Bekanntschaft mit jenen allzu liebenswürdigen Dämchen kein Hehl machte, die von den frommen Börsenmaklern nur im stillen Kämmerlein gekannt wurden, und deren Schicksal es war, nach verblühter Jugend in Matrosenlärm, Punsch, Tabaksrauch und schlechter Musik unterzugehen. Mochte ihm aber der Umgang mit den gefälligen Heloisen und Minkas manchen Dukaten in der Tasche lockern, sein Bericht über das „zynische, tolle, wüste, abstoßende Leben" in Hamburg war sicher mit der Brille der Übertreibung auf der Nase geschrieben.

Der Verkehr in der Familie des Oheims änderte nichts daran, daß Hamburg für Heine nur eine „Schacherstadt" und ein „verludertes Kaufmannsnest" war. Salomon Heine war eben eine Geldmacht und ein satter Emporkömmling dazu, und wenn seine Frau Betty auch manchen Kanten seines Wesens die Schärfe nahm, so ließ er, an dessen Tisch „diplomatisches Federvieh, Millionäre und hochweise Senatoren" und einmal sogar der „homerisch-göttliche, herrliche Blücher" schmausten — die Millionen überbrückten die Kluft zwischen Jude und Christ — sich am wenigsten von den Neigungen des Neffen Habenichts aus Düsseldorf imponieren, die von der Welt des Hauptbuchs und des Börsenberichts so weit abschweiften. Bis zum Tode begleitete den Dichter die brennende Scham der Erinnerung an die „Affrontenburg", des Oheims Landhaus bei Rainville an der Elbe, in der Nähe von Ottensen und Klopstocks Grab, wo man ihm in aller verwandtschaftlichen Nächstenliebe so übel mitspielte und wo blödes Menschenvolk „in Wiederklatsch boshaft verfälschte alle Worte":

Vermaledeiter Garten! Ach!
Da gab es nirgends eine Stätte,
Wo nicht mein Herz gekränket ward,
Wo nicht mein Aug' geweinet hätte.

Doch unter all den „Magen und Sippen", deren er zähneknirschend später gedachte, die ihn „geärgert haben blau und blaß, die einen mit ihrer Liebe, die andern mit ihrem Haß", hat die, die ihn am meisten gequält, geärgert, betrübt, ihn nie gehaßt und nie geliebt. Denn hier in Salomons Hause ward Heines Herz wie ein steuer- und ankerloses Boot auf den wilden Wogen einer ersten großen Liebesleidenschaft hin und her geworfen. Amalie Heine hieß sie und war so sehr in allem des Oheims Tochter, daß sie, die Heinrich Heines Lebensgefährtin werden konnte, es vorzog, eine Frau John Friedländer zu werden, denn Heine hatte nur den Kopf voll weicher Reime, Friedländer aber die Tasche voll harter Taler.

In einem Briefe an den Düsseldorfer Jugendfreund Christian Sethe vom 27. Oktober 1816 ließ Heine sein Liebesleid wie in einem Sturzbach fessellos dahinströmen. In diesem merkwürdigen Dokument für des Dichters Entwicklung, das voller Strudel und Kaskaden ist, rasselte etwas vom Sturm und Drang, Goethe und Voltaire reichten Zitate, die Romantik war stärker darin als die Grammatik, und der Kehrreim wimmerte: „Sie liebt mich nicht! Huh! Das brennt! . . . . O Christian!"

„Ich dichte viel," hieß es in diesem Schreiben auch, „denn ich habe Zeit genug, und die ungeheuren Handelsspekulationen machen mir nicht viel zu schaffen." In der Tat brach über dieser unglücklichen Liebe der poetische Quell in Heines Brust, der schon in Düsseldorf geflossen war, heiß und voll auf. In den Versen, die später als „Junge Leiden" zusammengefaßt wurden, tobte und jammerte sich der Dichter seine Schmerzen von der Seele, er schwelgte in Traumbildern mit Geistererscheinungen auf mitternächtigen Kirchhöfen; diese Gedichte wimmelten von Feinsliebchen und schönem Mai, von weißen Engelein und gräulichschwarzem Koboldhauf, von gellend' Gelächter und

Schauerweis', von Wängelein süß und Äuglein mild: der ganze Kleinodienschrein der romantischen Dichtung war geplündert. Aber nicht lange nach diesem romantischen Klingklang erwuchs aus der Verehrung aller Rheinländer und erst recht aller rheinischen Juden für Napoleon die Ballade von den zwei Grenadieren, die wie ein flatternder Trikolorengruß für die neue Zeit war. und wiederum über ein kurzes erkannte der Dichter:

Lieder und Sterne und Blümelein
Und Äuglein und Mondglanz und Sonnenschein
Wie sehr das Zeug auch gefällt,
So macht's doch noch lang keine Welt.

Darum ist nichts törichter als in dieser unerwiderten Neigung für das schöne Bäschen das große tragische Schicksal zu sehen, das für Heines geistige Entwicklung entscheidend wurde, und den Dichter als einen unglücklich verliebten Kater zu zeichnen, der über Dachfirste steigend sein Leben lang nach der Einen, Einzigen quinkelierte. Gewiß stand Heine, als ihn bitter die Enttäuschung traf, in einem Alter, in dem sich empfindsamen Gemütern eine Wunde nicht so leicht schließt. Auch mußte einem Dichter die Welt dumm und fade und unerquicklich vorkommen und nach vertrockneten Veilchen riechen, als er elf Jahre später die einst Geliebte als Madame Friedländer wiedersah, aber es war schon eine recht gedämpfte und gesänftigte Wehmut, die beim Anblick irgendeiner Pariser Lorette den Fünfunddreißigjährigen klagen ließ: „O Jenny, wenn ich dich betrachte, erwacht in mir der alte Traum!" Sicher vergaß er nie die Augen, die ihn einst so elend gemacht, und wurde in der toten Liebesasche gewühlt, so stob knisternd noch ab und zu ein Funke auf, aber mitnichten pflanzte sich Heine wie eine Trauerweide auf das Grab seiner ersten großen Liebe, sondern stand wie ein Magnolienbaum jeden neuen Frühling in neuen und stets prächtigeren Blüten. Die Leiden des Dichters, der wie nur einer Wehr und Waffen trug, waren fürwahr nicht die des Liebhabers, sondern die des Zeitgenossen, und der Riß,

der mitten durch sein Herz ging, zog sich klaffend auch durchs Herz der Zeit.

In dem Brief an Sethe sprach Heine von der Absicht, seine Verse als Buch herauszugeben. Damit hatte es noch gute Weile. Aber die Zeitschrift „Hamburgs Wächter" brachte einstweilen sechs seiner Gedichte. Auf einem antisemitischen Schutthaufen blühten sie hier, und aus Harry Heine Düsseldorf hatte sich der Dichter den ungestalten Decknamen Sy Freudhold Riesenharf zurechtgebastelt. Diese Veröffentlichung von gereimtem Zeug mochte dem Oheim Salomon sowenig zusagen wie des dichtenden Neffen Schwärmerei für seine Tochter. Da außerdem, vom Kontorschemel aus betrachtet, Hopfen und Malz an Harry Heine verloren war, entschloß sich der Oheim in einer guten Stunde, für den Sohn des Bruders noch ein übriges zu tun und vierhundert Speziestaler jährlich springen zu lassen, um ihm das Studium der Rechte möglich zu machen. Wenn er dann Advokat wurde, war das immer noch ein honetter, einträglicher, bürgerlicher Beruf.

Aufatmend verließ Heine das schachernde Gewimmel Hamburgs, gern bereit, mit der Jurisprudenz eine Vernunftehe zu schließen, obwohl er damals schon in einem Advokaten nichts anderes sehen mochte als einen jener „Bratenwender der Gesetze, die so lange die Gesetze wenden und umwenden, bis ein Braten für sie dabei abfällt".

Von Schlegel zu Hegel

Während die Gluthitze der kapitalistischen Produktion, über der sich die englische und französische Bourgeoisie den schmackhaften Eierkuchen des Profits buk, längst allen philosophischen Gehalt dieser Klassen zu Wasserdunst verwandelt hatte, schlug sich die zurückgebliebene bürgerliche Klasse Deutschlands noch mit philosophischen Gespenstern wie mit Wirklichkeiten herum.

Weil das Geschlecht, zu dem Heinrich Heine zählte, das letzte war, das noch an den Erlöserberuf der Philosophie glaubte, schwang es sich, von den Schergen der Reaktion an jeder Tätigkeit auf ebener Erde behindert, behende in die luftigen Wolkenhöhen empor, in denen die philosophischen Kämpfe als Vorspiele politischer Schlachten ausgefochten wurden. Nur in diesem windstillen Jahrzehnt zwischen 1820 und 1830 vermochte über ganz Deutschland der breite Schatten des Mannes zu fallen, der von seinem Berliner Universitäts-Katheder aus die Schwärme der studierenden Jugend anlockte: Friedrich Wilhelm Hegel. Er, der das stolze Gebäude der deutschen Philosophie krönte, war damals, mit Macht begabt über die Köpfe des akademischen Nachwuchses wie selten ein Lehrer, der selbstherrliche Diktator über das philosophische Deutschland. Aber sein Werk war von einer seltsamen Zwiespältigkeit, die der Reaktion wie der Revolution die Möglichkeit gab, aus seinen Quellen zu schöpfen. In der Hegelschen Philosophie sah Friedrich Wilhelm III. ebenso richtig die Rechtfertigung seines engherzigen Regierungsstumpfsinnes wie Friedrich Wilhelm IV. die böse Drachensaat, aus der

ihm alles Unheil in Staat und Kirche aufsproß. Als der Verfasser der „Phänomenologie des Geistes" und der „Logik der Wissenschaft" 1818 einem Ruf des preußischen Kultusministers von Altenstein nach Berlin folgte, wurde gerade im Zeichen der Demagogenhetze jeder Hauch freien Geistes auf den Universitäten vergewaltigt und geknebelt. Aber just dieses Preußen der Knebel- und Gewaltpolitik erschien dem Schwaben als das Fleisch und Blut gewordene Abbild seines philosophischen Systems, und alsbald lieferte er in der Vorrede seiner 1821 erschienenen „Rechtsphilosophie" eine wissenschaftlich formulierte Rechtfertigung aller gegen die Demagogen ausgeheckten Polizeitücken, nicht zuletzt mit dem berühmten Satz: „Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig." Daß der Philosoph an gleicher Stelle das Volk im Gegensatz zur Regierung als Pöbel ansprach, die Preßfreiheit als entbehrlichen Überfluß zu anderem Überflüssigen warf und mit der Superklugheit eines altpreußischen Kanzleimenschen gegen jede Kritik am Staate als gegen die „Eitelkeit des Besserverstehenwollens" eiferte, klang jener Satz schon wie eine Verherrlichung des Preußens, wie es zur Zeit der Karlsbader Beschlüsse war. Für die Kamptz und Tzschoppe und wie die Hetzhunde der Demagogenjagd alle hießen, blieb etwa Hegels Behauptung, daß das Absolute ebensosehr Subjekt wie Substanz sei, eine unentzifferbare Runenschrift, aber das: Was ist, das ist vernünftig! leuchtete auch in die Finsternis ihrer Hirnkammer. Die Gültigkeit des Ausspruchs aus diesem subalternen Gesichtswinkel einmal zugegeben, waren vor allem die preußische Fuchtel und die preußischen Kasematten vernünftig, deren brutale Wirklichkeit weder die Leiter noch die Opfer der Verknutungspolitik zu bestreiten vermochten. Ganz so hatte Hegel es freilich doch nicht gemeint, denn er setzte die erscheinende Wirklichkeit nicht der wahren, der vernünftigen Wirklichkeit gleich, und wenn man wollte, ergaben seine Worte sogar die revolutionäre Folgerung, daß das als vernünftig Erkannte durch Kampf zur Wirklichkeit zu machen sei. Aber Hegel mußte sich schon die reaktionäre

Auslegung seines Satzes gefallen lassen und ließ es sich auch gern gefallen, daß seine Lehre zum Rang einer königlich preußischen Staatsphilosophie erkoren und erhoben wurde. Nicht wenig trug zu seiner Rolle der dichte Nebel eines schwerfälligen und schwerverständlichen Stils bei, mit dem er seine Erkenntnisse umhüllte, und die Einführung und Anwendung neuer Begriffe, die kaum seine Jünger zu enträtseln verstanden.

Aber bei allen Sprudeln und Untiefen befruchtete Hegels Lehre gleich einem breit dahinfließenden Strom nicht nur das besondere Gebiet der Philosophie, sondern auch die angrenzenden Felder der Geschichts- und Religionswissenschaft, wie überhaupt alles, was damals in Preußen geistiges Leben hieß, vorn und hinten verhegelt war. Irgendwie war alle Welt Hegelianer, und selbst auf den dünnen Wassersuppen der zeitgenössischen Belletristik schwamm hier und da das Fettauge eines Hegelschen Begriffs. Aus der Geschichtsauffassung Hegels aber war am ehesten der revolutionäre Kern seiner Philosophie herauszuschälen. Zwar spukte in seine historische Anschauung noch als ein außerweltlicher Begriff die absolute Idee hinein: die Geschichte war ihm nur eine Verwirklichung der absoluten Idee auf verschiedenen Stufen, aber außer seiner häufigen blitzartigen Erkenntnis des ökonomischen Einflusses auf den Gang der Dinge sah er eine Stufenfolge in der Weltgeschichte, ein logisches Nacheinander statt des chaotischen Durcheinanders der landläufigen historischen Wissenschaft. Das dialektische Prinzip führte er in der Geschichte zum Siege. Wie der Kapitalismus in der Welt der Tatsachen die überkommenen Einrichtungen zersetzte, löste die Dialektik in der Welt der Ideen die überlieferten Vorstellungen auf. Eine absolute Wahrheit gab es nicht mehr. Nichts mehr unter den Sternen war ewig und unverrückbar. Alles floß. Alles wandelte sich, und es blieb nur ein ewiges Werden und Vergehen, kein Zustand, sondern ein Prozeß, den zu durchforschen fürder einzige Aufgabe der Philosophie war. Mit Recht konnte derart von dem Hegelschen System gesagt werden, daß es konservativ sei in seinem prak-

tischen, aber revolutionär in seinem logischen Teile. So war es das getreue Spiegelbild einer Zeit, die unter der Restauration einem toten, erloschenen Vulkan glich, in deren Schoß sich aber eben nach dem Prinzip der dialektischen Entwicklung neue Kräfte regten, um eines Tages mit unwiderstehlicher Gewalt flammenspeiend hervorzubrechen. Doch vorderhand faßte man nur die reaktionäre Seite dieser Philosophie ins Auge, die konservativen Dunkelmänner zungenschnalzend und verzückt emporgerichteten Blicks, die liberalen Schwärmer grollend und mit der Faust in der Tasche. „Was aber", schreibt Friedrich Engels in seiner Schrift über Ludwig Feuerbach und den Ausgang der klassischen Philosophie in Deutschland, „weder die Regierung noch die Liberalen sahen," nämlich die revolutionäre Seite von Hegels Philosophie, „das sah bereits 1833 wenigstens ein Mann, und der hieß allerdings Heinrich Heine."

Als Heine im Oktober 1819 nach einer privaten Vorbereitung in Düsseldorf und einer mit der Note 3 bestandenen Aufnahmeprüfung an der rheinischen Universität Bonn als Student der Rechtswissenschaften immatrikuliert wurde, verspürte er noch nichts von dem Geiste Hegels. Gegen den Willen der Ultramontanen, die für ihre Stammburg Köln die Hochschule forderten, war Bonn erst im Jahr zuvor zum Sitz der Universität erkoren worden. Da sie bestimmt war, unter den rheinischen Mußpreußen Werbekraft zu entwickeln, verschlang sie in den ersten Jahren ihres Bestehens mehr Kosten als alle anderen preußischen Universitäten zusammengenommen, und klangvolle Namen unter den Professoren sollten ihr besonderen Glanz verleihen. Auch die Juristerei war nicht schlecht vertreten, aber gern entwand sich Heine den „eisernen Paragraphen selbstsüchtiger Rechtssysteme" und tummelte sich, statt römisches Recht zu kauen und wiederzukauen, lieber in der deutschen Geschichts- und Literaturwissenschaft herum. Bei Hüllmann hörte er germanisches Staatsrecht und deutsche Urgeschichte bei Radlof und trug die Ansichten Ernst Moritz Arndts über die „Germania" des Tacitus gewissenhaft in sein

Kollegheft ein. Arndt war von dem Staatskanzler Hardenberg selbst berufen worden, um „der Jugend den Grundton für die Gesinnung des Lebens zu geben", aber schon jetzt war der dichtende Professor den Demagogenriechern unbotmäßiger Gedanken verdächtig, und nicht lange, so wurde der Sänger des „Gottes, der Eisen wachsen ließ" schnöde von seinem Lehrstuhl hinuntergejagt. Auf der akademischen Jugend lastete gleichfalls der dumpfe Druck der Geistesknechtschaft. In dem Kommersbuch, das der mit Heine zugleich immatrikulierte Hoffmann von Fallersleben herausgab, waren in den Liedern aus der Zeit der Befreiungskriege alle Spitzen umgebogen, und wenn in feierlich zechender Runde die Burschen ihr Glas hoben, klang es nicht mehr: Dir, o Freiheit, will ich's bringen!, sondern traurig und gedämpft: Dir muß ich's im stillen bringen! Auch Heine, der auf blonden Locken die ziegelrote Kappe einer burschenschaftlichen Verbindung trug, ward wegen einer sehr harmlosen studentischen Erinnerungsfeier am Tag der Leipziger Schlacht in eine ebenso hochnotpeinliche wie ergebnislose Untersuchung gezogen. Aber mochte sich der Dichter auch hier und da auf dem Fechtboden in die edle Kunst der Terzen und Quarten zu vertiefen suchen, so glich er doch weit eher einem „petit-maître", einem Stutzer, als einem forschen Burschen, der durch Saufen und Raufen ausgezeichnet ist. Schon durch seine gewählte Kleidung stach er von den burschenschaftlichen Bärenhäutern ab, die in Tracht und Aussehen oft den Eindruck weckten, sie hätten mit Karl Moors Bande in den böhmischen Wäldern gehaust. Auch rühmte er sich zwar gern in einem gewissen renommistischen Überschwang seiner urgermanischen Trinkfähigkeit, aber in Wahrheit zwangen ihn seine reizbaren Nerven zur äußersten Zurückhaltung auf dem Felde, auf dem der echte Student damals seine rechte Stärke suchte: das Bier liebte er nicht und den Tabak haßte er. Weit wohler als in den Bierdünsten und Rauchschwaden der Kneipe fühlte er sich in einem kleinen Kreise gleichgestimmter Gefährten, in dem man sich bewundernd die eigenen Schöpfungen vorlas. Vielleicht

reifte damals schon über den antisemitischen Flegeleien christlich-germanischer Bursche die lächelnde Verachtung in ihm gegen die Leute mit dem herabhängend langen Haar, den schwarzen altdeutschen Röcken und dem schmutzigen Hemd, unter dem ein teutsches Herz schlug und ein Medaillon mit einem Haarbüschel von Blüchers Schimmel hing.

Aber den stärksten Eindruck erhielt Heines empfänglicher Sinn von dem gefeierten Hohenpriester der Romantik, dem älteren der beiden berühmten Brüder Schlegel, der ebenfalls zu dem Lehrkörper der Bonner Universität gehörte. August Wilhelm von Schlegel, ein Mann von liebenswürdiger, fast weibischer Weichheit, eine im Grunde kleine Seele und ohne jeden schöpferischen Zug, aber feiner Kenner der Künste und Literaturen, nahm sich mit der freundlichen Gönnerhaftigkeit seines Wesens Heines fördernd an. Dem Liebhaber des Althochdeutschen sperrte er das Verständnis für manche Schätze der mittelalterlichen Dichtung auf, wie er dem Poeten die strengen Regeln der Verskunst einprägte. Ganz natürlich wurde Heine so zum schwärmerischen Schlegelianer. Als dankbarer Schüler sah er in dem verehrten Lehrer einen großen Kopf und nicht wie später einen alten Gecken. Zu Unrecht rühmte er die sicher und bestimmt gezeichneten Konturen von Schlegels Dichtungen und entdeckte noch nicht, wie später, in der Begeisterung des Meisters ein künstliches Hineinlügen in einen Rausch ohne Trunkenheit. Überschwänglichen Dank stattete er ihm in Sonetten ab, und in seinem ersten Prosaartikel über die Romantik, der 1820 im „Rheinisch-Westfälischen Anzeiger" erschien, stellte er ihn Seite an Seite mit Goethe. Aber trotz der Hinneigung zu Schlegel und trotz der Beschäftigung mit dem Mittelalter war Heine bei weitem nicht mit Haut und Haar der Romantik und ihren literarischen und poetischen Schrullen verfallen. Schon seine Verehrung für Uhland hinderte ihn daran, denn der behagliche schwäbische Kleinbürger war, bei allem romantischen Klingen und Singen seiner Verse, doch durch einen Abgrund von den überempfindsamen Nerven-

menschen wie Brentano getrennt, die von Mysterium zu Mysterium taumelten und die Welt nur als ein Orchideenfeld von Sensationen betrachteten, und hatte auch nach 1815 Fehde angesagt „jener Zeit, die so drückend und so peinlich alles Leben eingeschneit", die aber der Romantik über die Maßen wohlgefiel. Trotz aller Schlegelschwärmerei grüßte Heine in jenen Tagen auch zum ersten Male in einer sonst belanglosen Besprechung eines belanglosen Dramas Gotthold Ephraim Lessing, in der Klarheit und Geradheit seines menschlichen wie dichterischen Wesens der schärfste Widerpart aller Romantik, als „den Mann mit dem klarsten Kopfe und mit dem schönsten Herzen". Selbst in seiner Schlegel-Huldigung im „Rheinisch-Westfälischen Anzeiger" lehnte Heine ausdrücklich das „Gemengsel von spanischem Schmelz, schottischem Nebel und italienischem Geklinge" als falsche Romantik ab und sagte vor allem den Verpfaffungs- und Verjunkerungsbestrebungen der Romantik kräftig auf: „Deutschland ist jetzt frei; kein Pfaffe vermag mehr die deutschen Geister einzukerkern; kein adeliger Herrscherling vermag mehr die deutschen Leiber zur Fron zu peitschen, und deshalb soll auch die deutsche Muse wieder ein freies, blühendes, unaffektiertes, ehrlich deutsches Mädchen sein, und kein schmachtendes Nönnchen und kein ahnenstolzes Ritterfräulein".

In einem Bild von zweifelhaftem Geschmack schrieb Heine damals einem Freunde, er habe allen neun Musen wieder dicke Bäuche gemacht. In der Tat feilte er in Bonn emsig an eigenen Versen wie an Übersetzungen Byronscher Gedichte und arbeitete in dem idyllischen Dorfe Beuel, seinem Wohnsitz zu Ende des Sommersemesters 1820, eifrig an dem ersten Drittel der Tragödie „Almansor". Aber das Wesen der Stadt Bonn wie die Art seines Verkehrs waren allzuwenig danach angetan, seinem juristischen Brotstudium weiterzuhelfen. So gab er sich einen innerlichen Ruck und ließ sich für das Wintersemester 1820/21 in die Matrikel der Georgia Augusta eintragen.

Das „Nest Göttingen" mit seinen „Schnurren, Pudeln, Dissertationen, Thee dansants, Wäscherinnen, Kompendien, Tauben-

braten, Guelfenorden, Promotionskutschen, Pfeifenköpfen, Hofräten, Justizräten, Relegationsräten, Profaxen und anderen Faxen" wirkte von Anfang an nichts weniger als bezaubernd auf ihn. Auch der steife, patente, schnöde Ton, den die Göttinger Burschen, „patente Pomadenhengste, Prachtausgaben wäßrichter Prosaiker, plastisch ennuyante Gesichter", anzuschlagen pflegten, wollte dem beweglichen Rheinländer nicht behagen. Ebensowenig konnte er sich mit dem „engen, trockenen Notizenstolz der hochgelahrten Georgia Augusta" befreunden. Für die Universität, deren Gründung einst hannoverscher Krautjunkerstumpfsinn mit der Mahnung widerstrebt hatte, man müsse sich hüten, etwas Neues anzufangen, waren längst die Tage europäischen Rufes dahin, da aus allen Ländern die Studierenden herbeiströmten, um bei Pütter und Martens Staatsrecht zu hören oder um Eichhorns und Schlözers Geschichtsvorlesungen zu lauschen. Die akademischen Gerichte, die jetzt die Hochschule ihren Gästen vorsetzte, erschienen Heine meist als salzlose, lederne Stockfische mit altem Kohl. Nur für den Professor Sartorius, bei dem er Geschichte belegte, begeisterte er sich in einer wohl kaum ganz begründeten Zuneigung, denn ein Geheimbericht Adam Müllers an Metternich malte diesen Sartorius als „ein bey krankhafter Pedanterie der Politik des k. k. Hofes rechtschaffen, bis zur Austromanie ergebenes Herz". Komme er in seinen Vorlesungen alljährlich auf die Hinrichtung der Maria Stuart zu sprechen, so kleide er sich stets schwarz; außerdem habe er „die Ersparnisse eines dreißigjährigen edlen Fleißes in siebzig Wiener Bankaktien angelegt" und verdiene deshalb den Adel. Um diesen Hofrat als „Bild von edler Hoheit" anzusingen, mußte Heine ihn in seltsam verklärendem Lichte sehen.

Doch Heines Aufenthalt in dem „verfluchten Nest" war nicht von langer Dauer. Wegen eines Wortwechsels über die Auflösung einer Verbindung forderte er einen anderen Studenten auf Pistolen und wurde deshalb von der Universitätsbehörde, die vor Austrag der Forderung von der Sache Wind bekam, für

sechs Monate aus der Stadt verwiesen. Ohne Trauern kehrte er Göttingens grauen Mauern den Rücken und, wie er erwartet und gehofft hatte, bestimmte ihm die Familie Berlin als Ort für die Fortsetzung und Beendigung seiner Studien. Im April 1821 entstieg Heine in der preußischen Residenz der Postkutsche.

Nicht nur, weil die Universität Hegels unmittelbaren Wirkungskreis abgab, war Berlin, sicher im Vergleich zu Göttingen und auch zu Bonn, eine Hauptstadt des Geistes. Das studentische Gebrüll und Getreibe kleinerer Hochschulen war hier unbekannt. „An Trinkgelage", schrieb drei Jahre nach Heines Ankunft Ludwig Feuerbach an seinen Vater aus Berlin, „an Duelle, an gemeinschaftliche Fahrten usw. ist hier gar nicht zu denken; auf keiner anderen Universität herrscht wohl solch allgemeiner Fleiß, solcher Sinn für etwas Höheres als bloße Studentengeschichten, solches Streben nach Wissenschaft, solche Ruhe und Stille wie hier. Wahre Kneipen sind andere Universitäten gegen das hiesige Arbeitshaus." Auch Heine machte von dem allgemeinen Fleiß keine Ausnahme. Als eifriger Schüler saß er zu Hegels Füßen. Wenn auch ihm, der so gar nicht abstrakt zu denken wußte, die oft abstruse Diktion des Meisters nicht immer einging und ihm mancher Teil des Hegelschen Systems nie ins Helle gerückt wurde, so spürte er doch mit feinem Gefühl, daß diese Lehre den Boden erschütterte, auf dem die überlieferten „ewigen Wahrheiten" wie verwitterte Götzen thronten. Daneben hörte er juristische Vorlesungen und blieb auch seiner Liebe für die altdeutsche Literatur treu. Was Hagen über das „Nibelungenlied", Bopp, der Gründer der vergleichenden Sprachwissenschaft, über diese neue Doktrin, was Wolf über die griechischen Klassiker las, machte er sich zu Nutzen und schrieb sogar selbst an einem historischen Staatsrecht im Mittelalter, das er allerdings vor der Vollendung in die Flammen warf.

Auch außerhalb der Hörsäle fand Heine mannigfache Anregung. Zwar war jedes politische Leben in der Stadt er-

storben, aus der die erprobtesten Spürhunde der Demagogenjagd ausgesandt zu werden pflegten. Dafür machte man sich in allerhand albernem Klatsch und Tratsch Luft, und ob Weber oder Spontini unter den Komponisten die Krone zu reichen sei, war Gegenstand eines leidenschaftlich erbitterten Kampfes. Nach der aufstürmenden Weise von Schillers: Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd! johlte die Jugend dieses hoffnungslosen Jahrzehnts den stumpfsinnigen Rundgesang des Pastors Krummacher in die Welt:

Es sind erhaben ob Raum und Zeit
Die Ritter von der Gemütlichkeit!

Aber auch in dieser Berliner Gemütlichkeit fand Heine sehr bald ein Haar. Sowenig er romantischen Verstiegenheiten zuneigte, sowenig hatte er für den platten Rationalismus übrig, der da weise belehrt, daß die Bäume grün seien, weil Grün für die Augen gesund ist. Dieser Rationalismus aber gedieh auf dem dicken Sande Berlins besonders üppig und machte die geistige Luft der Stadt für Heine nicht gerade anziehend. Sicherlich war Berlin bei weitem nicht der seelenlose Steinhaufen späterer Jahrzehnte: in der Leipziger Straße gab es hinter den Häusern parkähnliche Gärten mit herrlichen Bäumen, Rasenplätzen und einem Stück Feld, in denen die tiefste, fast ländliche Abgeschlossenheit und Ruhe herrschte, und an der Stelle der Königgrätzer Straße übte ein Seiler im Schatten der Stadtmauer weltvergessen sein rückläufiges Handwerk aus. Daneben war das großstädtische Element lange nicht so entwickelt wie zwei Jahrzehnte später, als Ernst Dronke die Residenz von außen und innen beschrieb, wenn sie auch Muckern damals schon als Sündenbabel galt. Doch trotz der Brandung großstädtischen Treibens, trotz den bunten, leuchtenden Warenausstellungen in den Kaufmannsmagazinen der Königstraße, trotz den Opernhausredouten war sie für Heine ein großes Krähwinkel. „Berlin ist", schrieb er, als er den Vergleich mit München ziehen konnte, „gar keine Stadt, sondern Berlin gibt bloß den Ort dazu her, wo sich eine Menge Menschen ver-

sammeln .... Es sind wahrlich mehrere Flaschen Poesie dazu nötig, wenn man in Berlin etwas anderes sehen will, als tote Häuser und Berliner. Die Stadt enthält so wenig Altertümlichkeit und ist so neu, und doch ist dieses Neue schon so alt, welk und abgestorben." Selbst der Sommer in Berlin erschien ihm nur wie ein „gewärmter, grünangestrichener Winter", zwischen einigen Potsdamerinnen kam er sich vor wie Apoll unter den Kühen des Admet, und schier mitleidig belächelte der Rheinländer die puppenspielmäßige Vornehmtuerei der altpreußischen Kommißbrotfräuleins. Nicht minder mißfiel ihm, daß, Abbild dieses Kastenstaates, das gesellige Leben in lauter Fetzen zerrissen war, „ein Nebeneinander kleiner Kreise, die sich immer mehr zusammenzuziehen als auszubreiten suchen".

In mehreren dieser kleinen Kreise spielte auch er eine Rolle. Das Altarfeuer einer bedingungslosen Goetheverherrlichung brannte im Salon des Herrn Varnhagen von Ense, Legationsrat, Schöngeist und Seichtbeutel von Beruf, und eigentlich nur der Mann seiner Frau Rahel, bei der alles ein- und ausging, was Bedeutung hatte und den Marschallstab des Geistes im Tornister trug. Wenn sich in den jüdischen literarischen Salons Berlins im ersten Drittel des Jahrhunderts auch Junker und hier und da ein aus der Art geschlagener Hohenzollernprinz umhertrieben, so sagte das für die steigende Wertschätzung der Juden nicht mehr als etwa die Roturiers, die in dem vorrevolutionären Frankreich auf der Leiter der Staatsämter bis zur höchsten Sprosse stiegen, für die Gleichberechtigung der bürgerlichen Klasse zeugten. Alle individuelle Bildung half bei den Junkern nicht über den hochmütigen Dünkel der Klasse hinweg, der sie in diesen Salons nur so verkehren ließ, wie sie sich scharmutzierend im Boudoir einer Schauspielerin oder in der Garderobe einer Zirkusreiterin aufhielten.

Mit körperlichen Reizen kaum geschmückt, war die Rahel eine ganz besondere und ausgezeichnete Frau, die mit Recht von sich sagen konnte, daß sie auf dreißig Meilen im Umkreis alle Pedanterie ertöte. In der Vorurteilslosigkeit der An-

schauungen wie in dem heißen Drang, ihr Ich zu behaupten — sie war subjektiv bis zur Selbstvernichtung und sah das Glück eines Menschen nur darin, daß er seiner innersten Natur sklavisch folgen durfte — war sie ganz und gar das Urbild jener zunächst geistig auf sich gestellten Frauen, die das neunzehnte Jahrhundert mit der Zertrümmerung der patriarchalischen Familie und der Versetzung des Weibes von Herd und Wiege an Schreibpult und Maschine schuf. Daß sie als Jüdin den Haß einer unterdrückten Schicht im Blute hatte und als Kind des achtzehnten Jahrhunderts zu einer Generation gehörte, die, unfähig, ein deutsches Vaterland zu schaffen, sich in einer verschwommenen Weltbürgerei verlor, tat zur Formung ihres Wesens das Seine. So galten die Funken, die ihrem beweglichen Geist bei jeder Reibung entsprühten, nicht minder der Emanzipation der bürgerlichen Klasse wie der Befreiung der Frau. So sagte sie prophetisch die Zeit voraus, wo Nationalstolz ebenso angesehen werde wie Eitelkeit und Krieg ebenso wie Schlägerei. So litt sie auch ihr Leben lang mit den arbeitenden Klassen und schalt auf den Wahnwitz einer Gesellschaftsordnung, in der die Mehrzahl sich als gute Christen zeigen und zum Vorteil der Minderzahl auf alle Güter dieser Welt verzichten müsse. Dieser „Menschenmagnet" zog auch den jungen Heine mächtig an. Wie sie ihn als ihren Liebling behandelte, so verehrte er sie nicht nur als die geistreichste Frau des Universums, sondern auch als den Menschen, der ihn am tiefsten verstehe und kenne — „wenn sie nur weiß, daß ich lebe, so weiß sie auch, was ich fühle und denke" — und ein Halsband erbot er sich zu tragen mit der Inschrift: Ich gehöre Frau Varnhagen! In Flammen setzte ihn mehr Rahels Schwägerin, die „schönste, beste, liebenswürdigste Frau", Friederike Robert, der er durch Jahre in Vers und Prosa, aus der Nähe und aus der Ferne, geflissentlich den Hof machte.

Lärmender trieb es ein Schwarm junger Literaten in der alten Weinstube von Lutter und Wegener, in den Heine bald genug hineingeriet. Der größte dieser zechfreudigen Runde freilich,

Ernst Theodor Amadäus Hoffmann, der Meister eines seltsam spukhaften Humors, der wie die bläulich zuckenden Flammen eines Arrakpunsches aufleuchtete, harrte schon auf bösem Krankenlager der Fahrt in jenes Dunkel, dessen unheimliche Käuze und Kobolde er so oft in seinen Schriften heraufbeschworen hatte. Zudem hatte er, der königlich preußische Kammergerichtsrat, sich die Kamptz und Tzschoppe auf die Fährte gehetzt, weil er in dem Märchen „Meister Floh" den Demagogenriechern eins ausgewischt und Kamptz im besonderen als Knarrpanti lächerlich gemacht haben sollte, ein Staatsverbrechen, das ihm Heine in seinen devoten „Berliner Briefen" als eine „tadelhafte Unziemlichkeit" aufmutzte. Über den Mittelwuchs der Köchy und Üchtritz ragte in diesem Kreise jetzt nur Christian Dietrich Grabbe hervor, der das Zeug hatte, in der Dichtung den Pelion auf den Ossa zu stülpen und der Nationaldramatiker der Deutschen zu werden, aber in der kümmerlichen Enge des lippischen Zwergstaates wie die in den Blumentopf gepflanzte Eiche dahinwelkte. Sonderlich stimmten der feinnervige Heine und der grobschlächtige Grabbe nicht zueinander: jenem roch der Umgangston des Zech- und Dichtgenossen zu sehr nach Fusel, diesem ging das geleckte Äußere wie die Zurückhaltung des Düsseldorfer Kaufmannssohnes wider den Strich. Aber während Heine stets dem „betrunkenen Shakespeare" als einem der größten deutschen Dichter mehr als volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, sprach Grabbe immer nur verächtlich, und desto verächtlicher, je mehr er aus der Branntweinflasche statt aus dem kastalischen Quell schöpfte, über das „Männchen von etwa vier Fuß zehneinhalb Zoll" und den „Poetenjuden", der nie ein Weib genossen habe und sich alles nur einbilde.

Durch Eduard Gans endlich, den auf Hieb und Stich geprüften Hegelianer und leidenschaftlichen Kämpfer gegen die historische Rechtsschule, wurde Heine in einen Zirkel junger Glaubensgenossen eingeführt, die sich im „Verein für Kultur und Wissenschaft des Judentums" zusammengeschlossen hatten, um ihren Stammesbrüdern einen etwas nebelhaften Weg zur Emanzipa-

tion zu bahnen. An diese Gesellschaft, für die er sogar Unterrichtsstunden erteilte, und an ihre Mitglieder dachte Heine in späteren Jahren noch mit warmer Zuneigung: an Leopold Zunz, „in einer schwankenden Übergangsperiode von unerschütterlicher Unwandelbarkeit", an Lazarus Bendavid, einen „Weisen nach antikem Zuschnitt" und an Ludwig Markus, einen „Polyhistor und nahen Geistesverwandten von Moses Mendelssohn". Vor allem gewann der Dichter in der Seele des Vereins, in Moses Moser — nach Varnhagen ein großer Mathematiker und vortrefflicher Rechenmeister, nach Heine der lebendige Epilog zu „Nathan dem Weisen" — den zuverlässigsten von allen Freunden seines Lebens: nur allzuoft war er, die grundehrlichste Haut der Welt, der verschwiegene und unermüdliche Depositar Heinescher Schmerzen, großer und kleiner, und verdiente redlich den ehrenden Nachruf, den der Freund dem Freunde widmete, dem „anonymen Märtyrer, der inkognito focht und blutete und dessen Name nicht eingezeichnet steht in dem Adreßkalender der Selbstaufopferung".

In Berlin tat auch das glückhafte Schiff von Heines Poesie seine erste Fahrt. Schon aus Göttingen hatte er der berühmten Firma Brockhaus erfolglos eine Sammlung Verse zum Verlag angeboten, meist Liebesgedichte, da ihn leidige Verhältnisse zwängen, jedes Gedicht, dem man irgendeine politische Deutung unterlegen könne, zu unterdrücken. Jetzt bewog der Beifall, den eine Folge von Heineschen Gedichten in dem von Gubitz herausgegebenen farblosen „Gesellschafter" fand, den Verlag dieser Berliner Zeitschrift, die Maurersche Buchhandlung, ein Bändchen seiner Lyrik aufzulegen. Im Dezember 1821 erschienen die „Gedichte von H. Heine", ein schmächtiges Büchlein, in dessen Versen sich vor allem der Gram um das verlorene Lieb ausweinte:

Wie die Wellenschaumgeborene
Strahlt mein Lieb im Schönheitsglanz,
Denn sie ist das auserkorene
Bräutchen eines fremden Manns.

Führten in der Unterabteilung „Traumbilder“ noch alle Unarten der Romantik einen gespenstisch tollen Reigen auf, so war der Dichter in anderen Strophen zu der ganzen Klarheit und Schlichtheit des deutschen Volkslieds durchgedrungen, dessen Born seit kurzem in „Des Knaben Wunderhorn“ wieder so zaubervoll rauschte, und in scheinbar kunstloser Form bewährte er die höchste Kunst der dichterischen Zusammendrängung. Besonders die Balladen — „Die Grenadiere“, „Die Botschaft“, „Belzasar“ erschienen hier — bezwangen durch Kraft und Gedrungenheit des Ausdrucks. Gestand Heine in dankbarer Bescheidenheit, daß sein Metrum wohl seinen geheimnisvollen Tonfall den Liedern des frühverstorbenen Dessauers Wilhelm Müller abgelauscht habe, so hatte doch der Schüler zum mindesten so viel zu geben wie der Lehrer. Ein Stück Revolution der Verskunst steckte in diesen Gedichten, denn sie legten zum erstenmal eine klaffende Bresche in die undeutsche Schablonenmetrik der antiken und der Opitzschen Schule. Unmittelbar auf die germanische Nibelungenstrophe gingen die Heineschen Kurzzeilen zurück, und wenn der Dichter selbst bekannte, daß er in antiker Versart in seinem ganzen Leben nicht sechs Zeilen zusammenbringen werde, so betonte später ein so unbefangener Richter wie Wilhelm Jordan, der Sänger der „Nibelungen“, daß mit Heine der deutsche Sprachgeist wieder zum Bewußtsein des ureignen rhythmischen Gesetzes erwacht sei.

Wie die Form, so der Inhalt. Was zweiundzwanzig Jahre später Freiligrath seinen Zeitgedichten als Losung voransetzte: „In die Stickluft dieser Tage dieses Büchleins kecker Schuß!“, das konnte auch hier gelten. Und dieser Schuß war ein Treffer ins Schwarze. Ein Mensch stand auf, der es wagte, unbekümmert um alle Vorurteile und Verkehrtheiten seine ganz persönlichen Schmerzen in die Welt hinauszusingen. Ein Ton erklang, neu und unerhört und in seiner trotzigen Leidenschaft von dem zahmen Bimbam der Herdenglockenlyrik grundverschieden. Wurde man an Byron erinnert, der sich in seiner Dichtung gegen die finsteren Mächte des Beharrens „mit revolutionärem Lachen

und Zähnefletschen" titanisch aufbäumte und dessen grandioser Weltschmerz ein grandioser Zeitschmerz war, so empfand man doch das Ursprüngliche dieser deutschen Verse. Im „Gesellschafter" streute Varnhagen die ersten Lobsprüche. Im „Rheinisch-Westfälischen Anzeiger" ließ sich ein Altersgenosse Heines, Karl Immermann, über den Dichter in einem längeren anerkennenden Artikel aus, der die Brücke zu dauernder Freundschaft schlug. Mit nicht ganz zulänglichen Gründen suchte er zu erklären, warum in diesen Tagen alle Talente gereizt und kränkelnd aufträten und warum sich der Dichter mehr denn je in offene Opposition gegen die übrige Welt stelle, meinte, der Poet müsse „in Stahl und Eisen gepanzert sein Schwert immer zum Ausfall bereit halten" und las, den ganz Individuellen hier mit Recht ganz typisch nehmend, aus Heines Versen „jenen bitteren Grimm über eine nüchterne, unempfängliche Gegenwart, jene tiefe Feindschaft gegen die Zeit" heraus, die einer ganzen Generation wie Gift im Blute brannte. Noch tiefer schaute ein Ungenannter, der sich in demselben Blatt wie Immermann vernehmen ließ, dem Dichter ins Herz. In den Gedichten erblickte er das unheimliche Bild des Engels, der von der Gottheit abfiel, „edle Schönheit, die verzerrt wird durch ein kaltes Hohnlächeln, gebietende Hoheit, die übergeht in trotzigen Hochmut und klassischen Schmerz, der sich anfangs windig gebärdet und endlich versteinert in trostloser Zerknirschung". Nie in der deutschen Literatur habe ein Dichter seine ganze Subjektivität, seine Individualität, sein inneres Leben mit solcher überraschenden Rücksichtslosigkeit dargestellt. Die Elemente der romantischen Schule, Rittertum und Mönchstum, Feudalwesen und Hierarchie, suche man allerdings, gottlob! vergebens. „Reines Bürgertum, reines Menschtum ist das einzige Element, das in den Gedichten Heines lebt: mit einem Wort", verkündete der hellsehende Kritikus, „Heine ist ein Dichter für den dritten Stand (tiers état)."

Nicht ganz auf der Höhe seines schnell erworbenen Rufes stand, was Heine 1822 in Prosa drucken ließ. Zwar gaben

sich die „Briefe aus Berlin", die in drei Fortsetzungen im „Rheinisch-Westfälischen Anzeiger" erschienen, als Vorläufer jenes kunterbunten Feuilletons, das vom Hundertsten ins Tausendste kommt, eine leicht geflügelte Gattung, als deren Schöpfer Heine viel gepriesen und nachgeahmt werden sollte, an Geist im guten und bösen Sinn war kein Mangel, und manche Witzrakete beleuchtete weite Artikelstrecken, aber ebensooft half sich der Verfasser mit platter Berichterstattung im papierensten Stile über Gesehenes und Gehörtes aus der Verlegenheit. Wenn er für die Fanatiker der Deutschtümelei, „die sich nicht aus dem Sumpfe der Nationalselbstsucht hervorwinden können und die nur Deutschland und Deutsche lieben", nichts als Spott übrig hatte, so knickte er anderwärts vor der „edlen, Ehrfurcht gebietenden Gestalt" Friedrich Wilhelms III. in loyaler Verbeugung zusammen und vermaß sich, was nicht einmal den eifrigsten Lobrednern dieses gekrönten Tolpatsches gelingen wollte, unter dem grauen Regenmantel des Königs den Purpur und unter seiner Offiziersmütze das Diadem zu sehen. Minder trat die Ergebenheit gegen die hohe Obrigkeit in den Feuilletons über Polen zutage, die, Frucht eines Aufenthaltes Heines bei seinem polnischen Freunde Grafen Breza in der Provinz Posen, im „Gesellschafter" erschienen. Scharfen Blicks und mit dem Erstaunen des kultivierten Westdeutschen hatte Heine sich in diesen östlichen Landstrichen umgetan, die trotz einem halben Jahrhundert preußischer Herrschaft noch immer tief in halbasiatischer Barbarei steckten. Das Wesen des polnischen Adels suchte er historisch zu erfassen, betrachtete das Verhältnis zwischen Edelmann und Bauer allerdings zu sehr durch die Brille des befreundeten Schlachtschitzen, erkannte dafür in den Juden den „dritten Stand Polens" und wurde vor den schweinestallartigen Löchern, in denen „sie wohnen, mauscheln, beten, schachern und elend sind", von Ekel wie von Mitleid geschüttelt. Auch nahm er angesichts der preußischen Bureaukraten kein Blatt vor den Mund, „die bei ihrer Kanne schlechten Bieres geifern gegen die polnischen Edelleute, die alle Tage Ungarwein

trinken und keine Aktenstöße durchzuarbeiten brauchen", und erregte mit diesem Freimut der Schilderung in allen offiziellen Kreisen des Großherzogtums Posen einen Entrüstungssturm und wurde „auch höheren Orts", wie er seinem Jugendfreunde Sethe schrieb, „hinlänglich angeschwärzt".

Doch diese Artikel waren nur Splitter und Späne, die bei Heines Lebensarbeit nebenbei abfielen und die er selbst gar nicht in seine Werke aufnahm. Was er an neuen Gedichten besaß, nebst zwei Tragödien, deren eine, „Almansor", zum größten Teil schon in Bonn und Göttingen entstanden war und deren andere, „Ratcliff", er in Berlin binnen drei Tagen herunterschrieb, gab jetzt Ferdinand Dümmlers Verlag als „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo" heraus. Noch immer duftete der lyrische Blütenstrauß dieses Buches vor dem Bilde der nie besessenen Jugendgeliebten. Noch immer war es die alte, ewig neu bleibende Geschichte von dem brechenden Herzen, und auch die ganz persönliche Form, in die Heine sein ganz persönliches Erleben goß, glich der des ersten Gedichtbandes, aber sie war reifer und vollendeter geworden, die Verse süßer und voller. Noch stand der Dichter im Zeichen der romantischen Naturphilosophie Schellings, wenn er das ganze Weltall an seinem Kummer teilhaben, die Sonne verdrossenen Blicks auf die Erde schauen und die Rosen so blaß und die Veilchen so stumm sein ließ und von den goldenen Sternelein in der Höhe tröstenden Zuspruch erwartete, noch schwelgte er allzu reichlich in Tränen und Träumen und noch fühlte er sich gleich dem sterbesehnsüchtigen Novalis in Gräbern und Grüften allzu wohl, aber, was er bald immer souveräner als Schild und Schwert gegen all die bösen Unzulänglichkeiten des irdischen Lebens führen lernte, blitzte hier schon stählern auf: die treffsichere Ironie, die mit der vielbenannten romantischen Ironie nicht viel zu tun hatte. Die romantische Ironie war das Eingeständnis der eigenen Unfähigkeit vor den Wirklichkeiten des Daseins, das schmerzliche Grinsen eines Sprungkünstlers, der mit seiner Stange nicht über einen Abgrund zu setzen vermag. Heines Ironie aber

war zunächst ein Gegengift gegen das Pathos, zu dem sein Wesen starke Neigung verspürte und dem er am rechten Ort gern freien Lauf ließ. Doch er fühlte wohl, daß die Kunst, große Worte für große Gefühle zu finden, nur in den Blitz- und Donnerjahren zwischen 1789 und 1815 ganz am Platze war. Pathos waren die Debatten zwischen Bergpartei und Gironde im Nationalkonvent, Pathos Bonapartes Ansprache an sein Heer im Schatten der Pyramiden, Pathos die Bulletins der Großen Armee, Pathos die schwertklirrenden Verse der preußischen Freiheitskriegsdichter. Aber in dieser heldenlosen, ernüchterten Welt der Pfennigseelen und Dütenkrämer galten keine großen Gefühle mehr, und die großen Worte wurden zu Lügen entwertet. Darum parierte Heine bei Zeiten jedes Pathos mit seiner Ironie, die unter Lachen den Schwärmer von seinen hohen Stelzen auf die ganz banale Erde herniederriß. Wenn Hebbel später Heines Ironie darin sah, „daß er erst den Kopf und dann den Hintern zeigt", mochte das nicht so falsch sein, aber jedenfalls nahm der Dichter diese Körperübung nur bei Personen und Situationen vor, die dessen wert waren. Es fiel ihm auch nicht schwer, ertappte er sich auf einer falschen Sentimentalität, sich selber einen Kübel eiskalten Wassers über das Haupt zu stülpen. In einem Gedicht des „Intermezzo" wiegte er sich erst auf rührseligen Vergleichen, um dann, sich selbst verspottend, zu schließen:

Wenn ich ein Gimpel wär,
So flög ich gleich an dein Herz.
Du bist ja hold den Gimpeln
Und heilest Gimpelschmerz.

Neben das Liebesleid drängte sich in dieser Gedichtsammlung schon die Lebenslust. Andere Blüten lockten auf der Welt und andere Lippen wollten geküßt sein. Schüchtern erst tastete der Dichter darum nach einer neuen Art, das Leben zu haschen:

O schwöre nicht und küsse nur,
Ich glaube keinem Weiberschwur!

Und ein dicker Strich unter all das Geseufze und Herzeleid um Salomon Heines schöne Tochter war das Schlußgedicht des „Lyrischen Intermezzo", das nach einem Sarg verlangte, noch größer als das Heidelberger Faß, um darin zu begraben „die alten bösen Lieder, die Träume schlimm und arg".

Dramatisch raste sich dieses Herzeleid noch im „Almansor" und im „Ratcliff" aus. Mit diesen beiden Stücken unterlag Heine der Selbsttäuschung so vieler Dichter, die ihre schwächsten für ihre stärksten Werke halten: die Gedichtsammlung schien ihm keinen Schuß Pulver wert, der „Almansor" war ihm über der „vermaledeiten Bildersprache" zu sehr in die Breite gegangen, aber vom „Ratcliff" versicherte er in Poesie und Prosa, alles, war er geschrieben habe und noch schreibe, werde neben diesem Gedicht untergehen. Dabei waren beide Theaterstücke neben dem Schwarm von Versen, die sich mit klingendem Gefieder erhoben, nur dramatische Nichtigkeiten und von Anfang an nicht mehr als „bedeutsame Urkunden zu den Prozeßakten von Heines Dichterleben". Wenn der „Ratcliff" nie auf die Bretter gelangte und der „Almansor" bei seiner einzigen Aufführung im Braunschweiger Hoftheater durchfiel, so lag das nicht an der Tücke böswilliger Menschen, sondern an dem Unwert der Stücke. Im „Almansor" hatte Heine in schwülstigen Versen versucht, sich neben seinem Liebesgram einen Teil des „großen Judenschmerzes" von der Seele zu schreiben und zu diesem Ende Moslems, die nichts als Juden mit einem Turban waren, Christen im spanischen Mittelalter gegenübergestellt. Der „Ratcliff", im Stoff den Einfluß des meistgelesenen Modedichters Walter Scott verratend, war eine in Dialog gebrachte schottische Ballade mit vielem Weh und Ach und voller Nebel und Schauerlichkeit und erinnerte daneben an die Schicksalsdramen, mit denen die Werner, Müllner und Houwald als die echten Theaterdichter der Restauration dem Publikum einen Schauder über den Rücken jagten und die Nachtmütze der politischen Indifferenz über die Ohren zogen, da jede Auflehnung gegen das blindwütende Schicksal, ob es nun Herrgott oder Metternich

hieß, doch zwecklos war. Nur in einer Szene der Tragödie „brodelte", wie es in einer späteren Vorrede hieß, „schon die ganze Suppenfrage, worin jetzt tausend verdorbene Köche herumlöffeln und die täglich schäumender überkocht". Das Losungswort von der „Teilung der Menschen in zwei Nationen, die sich wild bekriegen, nämlich in Satte und in Hungerleider", erscholl in der kräftig realistischen Verbrecherszene, in der Ratcliff gegen die Gesellschaft haderte, wie sie nun einmal gefügt war:

Einen Mann ergreift der Zorn,
Wenn er betrachtet, wie die Pfennigseelen,
Die Buben, oft im Überflusse schwelgen,
In Samt und Seide schimmern, Austern schlürfen,
Sich im Champagner baden, in dem Bette
Des Doktor Grahams ihre Kurzweil treiben,
In goldnen Wagen durch die Straßen rasseln.
Und stolz herabsehen auf den Hungerleider,
Der mit dem letzten Hemde unterm Arm
Langsam und seufzend nach dem Leihhaus wandert
O seht mir doch die klugen satten Leute,
Wie sie mit einem Walle von Gesetzen,
Sich wohl verwahret gegen allen Andrang
Der schreiend überläst'gen Hungerleider!
Weh dem, der diesen Wall durchbricht!
Bereit sind Richter, Henker, Stricke, Galgen —

Um dieselbe Zeit fand Heine es bei dem Verlobten seiner Schwester Lotte, Moritz Embden, zwar begreiflich, daß ein Mann, dem es gut gehe und der glücklicher Bräutigam sei, nicht den Umsturz der bestehenden Formen wünsche und für seine und Europas Ruhe besorgt sei, aber er für seinen Teil, fügte er bei, werde seltsam gestimmt, wenn er in den Zeitungen lese, „daß auf den Straßen Londons einige Menschen erfroren und auf den Straßen Neapels einige Menschen verhungert sind". So wetterleuchtete schon, sicher auch als Widerschein von Rahels Anschauungen, in Werk und Wesen des Dichters der soziale Groll.

Der Ruhm, der Heine gleich mit der ersten Gabe seiner Muse angeflogen war und den sein zweites Buch bei Freund und Feind mehrte, war viel für einen eben auftretenden Dichter und doch für Heine so wenig. Ihm lag es ganz und gar nicht,

den Kranz dieses jungen Ruhms zu zerpflücken und die Lorbeerblätter zur Würze in seinem Altagssüppchen zu verkochen. Ihn drängte jeder Erfolg zu höheren Zielen. Ihn trieb es mit Ungestüm zu wirken. Aber stand er auch als Lyriker auf festem Boden, schon jetzt ein bewunderter Meister seiner besonderen Kunstform, hatte ihm die Entwicklung von Schlegel zu Hegel auch den Blick geweitet, rangen auch seit dem Berliner Aufenthalt politische, religiöse und soziale Probleme in seiner Brust nach Klärung, so ging er als Mensch noch irren Pfad ins Leere, und sein Auge suchte hier und da nach Weisern am unbekannten Wege. In die Zukunft forschend, fragte er sich wohl, ob der göttliche Autor aus dem Buche seines Lebens eine Tragödie oder ein Lustspiel habe schreiben wollen. Der berufene „Dichter des dritten Standes" war er vorerst nur durch den kecken Mut, mit dem er sein Ich in den Mittelpunkt der Welt rückte. Das allein kündete den Sänger der Klasse, die im Kampf des freien Individuums gegen die anderen freien Individuen ihr ökonomisches, politisches und ethisches Ideal sah. Aber nicht nur die Saiten der Harfe, auch die Sehne des Bogens wollte er spannen. „Die Poesie ist am Ende doch nur eine schöne Nebensache!" schrieb er an Immermann und rief ihn zum Waffenbruder in dem heiligen Kampf gegen „das verjährte Unrecht, die herrschende Torheit und das Schlechte" auf, aber in einem anderen Brief an denselben Freund klagte er sich wieder der Feigheit „in dem großen Kampfe gegen den legitimen Unsinn" an.

Dieses schwankende Hin und Her zwischen kühnem Kämpfertrotz und kläglicher Verzagtheit entsprang mindestens so sehr wie der Misere deutscher Zustände der Misere seiner eigenen Körperlichkeit. Früh schon marterten ihn als erste Anzeichen eines nicht durch Ausschweifungen erworbenen, sondern ererbten Nervenleidens neurasthenische Kopfschmerzen. Wenn sie wie heißes Blei sein Hirn durchrieselten, kam er sich selbst als „kranker, bitterer, mürrischer und unausstehlicher Mensch" vor, als ein „Ritter von der traurigen Gestalt" und als „isoliert, an-

gefeindet und unfähig, das Leben voll und ganz zu genießen".

Dazu plagten ihn Zweifel wegen seines Berufes. Über seinen literarischen Arbeiten hatte er es versäumt, dem Brotkorb der Advokatur näherzukommen. Nichts erschien ihm auch wohl weniger verlockend als die Aussicht, sich zeitlebens mit Paragraphen und Pandekten herumzuschlagen und die zweifelhaften Rechtshändel von Hamburgs Wucherern und Schacherern zu zweifelhaftem Ende zu führen. Die Poesie aber war die brotloseste aller Künste. Für sein erstes Gedichtbuch erhielt er statt eines Honorars nur vierzig Freiexemplare, und die Dümmlersche Buchhandlung speiste ihn mit einem Bettelpfennig für das „Lyrische Intermezzo" ab. So spielte er bald mit dem Gedanken, sich „in Sarmatien eine Professur zu suchen", bald, als der Oheim ihm noch für zwei weitere Jahre das Studiengeld zugebilligt hatte, dachte er daran, in Frankreich, dem „Foyer der Diplomatie", „sich einen Weg ins Diplomatische zu bahnen".

Der Familie Heines allerdings gaukelte die Hoffnung noch immer als liebstes Zukunftsbild den Advokaten Harry vor, wie er fette Sporteln einstrich. In diesem Kreise hatten die Erfolge des Dichters keineswegs durchgeschlagen. „Meine Mutter", berichtete er mit einem Achselzucken, „hat die Tragödien und Lieder zwar gelesen, aber nicht sonderlich goutiert, meine Schwester toleriert sie bloß, meine Brüder verstehen sie nicht, und mein Vater hat sie gar nicht gelesen." Der Oheim Salomon gar, dem Heines zweites Buch zugeeignet war, ließ sich mit der ganzen Nichtachtung des banausischen Geldmachers für alles nicht in Zahlen Wiederzugebende aus: „Hätte der Junge was gelernt, brauchte er nicht zu schreiben Bücher."

So sah der Dichter vorderhand keinen anderen Ausweg, als sich dem Willen der Familie zu fügen. Da aber das literarische Treiben Berlins einem gedeihlichen Ende seines Rechtsstudiums kaum günstig war, beschloß er, sich im Sommer 1823 nach Lüneburg, seit anderthalb Jahren der neue Wohnsitz der Eltern, aufzumachen und sich dort wie in einem Schlupfwinkel vor der Welt zu verkriechen.

Bis zur Julirevolution

„Bei dem Bau der neuen Brücke", verzeichnete Heine in seinen „Berliner Briefen", „bedient man sich einer Dampfmaschine."

Eine bemerkenswerte Tatsache also war das für die Leser des Essener Blattes, aber doch eine Tatsache, die sich in einem Satz abtuen ließ. Denn das Maschinenzeitalter war auch für Deutschland angebrochen, und auch hier griff die Maschine als Hebel einer neuen Wirtschaftsweise umwälzend in alle irdischen Beziehungen ein. Dem kleinen Meister schlug sie die Produktionsmittel aus der Hand und sperrte ihn als unfreien Arbeiter in die Fabrik. Den kleinen Eigentümer warf sie aus seinem Häuschen und ließ ihn heimatlos auf den Landstraßen umherirren. Den kleinen Bauern löste sie von seiner Scholle und trieb ihn übers Meer in den neuen Erdteil. Den Hintersassen des Feudalherrn lockte sie vom flachen Lande in die Stadt, und während sie Tausenden den letzten Bissen vom Munde wegriß, stapelte sie bei wenigen schimmernde Goldschätze auf. Vor allem schuf sie ganz neue Klassen: die moderne Bourgeoisie, der sie das moderne Proletariat entgegenstellte.

Zwar erschienen in dem Jahrzehnt von Heines erster Wirksamkeit diese Klassen in Deutschland noch nicht in scharf herausgearbeiteter Plastik, sondern unklar und verschwommen als Schattenbilder, weil immer noch die Industrie in den Kinderschuhen steckte. Was hier von dem Geist der neuen Wirtschaftsweise berührt war, hieb darum noch nicht trotzig for-

dernd mit der Faust auf den Tisch oder riß in ungeheurem Krafttaumel Sonne, Mond und Sterne an sich, sondern war in erster Reihe von dem Gefühl der Unsicherheit bewegt, das diese ganze Zeit beherrschte. Vordem, als die Welt noch langsamer in ihren Gleisen lief, war in der ständisch gegliederten Gesellschaft jedem sein Lebensgang von der Wiege bis zur Bahre vorgezeichnet. In endloser Eintönigkeit, nur manchmal unterbrochen durch Krieg, Pestilenz und Wassersnot, rollte Tag um Tag, Jahr um Jahr, Jahrzehnt um Jahrzehnt dahin. Auf derselben Bank unter derselben Linde, in deren Schatten nach getaner Arbeit der Ahne geruht hatte, schmauchte am Abend auch der Enkel seinen Knaster. Jeder drehte sich in seinem engen Kreise. Kein Bauer dachte daran, sich städtischem Handwerk zuzuwenden, kein Kaufmann träumte davon, einen Rittersitz zu erwerben, kein Feudalherr strebte danach, durch Handel und Manufaktur Schätze aufzuhäufen, und wer einmal aus seinem gottgewollten Pferch unbändig in die weite Welt hinausstürmte, galt in den meisten Fällen als mißraten und erledigt. Unter gleichen Kappen wohnten die gleichen Gedanken. Wer es nun war, ob Feudalherr, Kaufmann oder Bauer, er wagte nimmer eigenem Denken freien Lauf zu geben, sondern im Rahmen seines Standes dachte er, was überliefert und herkömmlich war. Endlich fuhr auch noch die Kirche mit gleichmachender Walze über die Hirne dahin.

Seit die Maschine schier eines Menschen Macht gewann und der Mensch sich zur Maschine wandelte, war all das anders. Jetzt schwankte alles, nichts mehr hatte festen Bestand, und durcheinandergewirbelt wurden Menschen und Dinge. Über Nacht stürzte der Begüterte in tiefste Armut, über Nacht raffte sich der Habenichts ein erkleckliches Vermögen zusammen. „Eigentum und Besitz", sagte der Held eines zeitgenössischen Romans, „haben ihre schwere tellurische Natur aufgegeben; sie streichen gasartig verflüchtigt durch die Lüfte, und niemand von uns weiß, ob nicht auch er in den Bereich eines solchen ziehenden Schwadens kommen werde." So feuerte mancher getrost

seinen irdenen Napf mit Hafergrütze in die Ecke, um dorthin zu ziehen, wo die vollen Fleischtöpfe des Kapitalismus lockten. Der eine verlor dabei alles, der andere gewann alles. Wie die alte Gesellschaftsordnung, so zersetzte sich unter dem Einfluß neuer Anschauungen die Religion, das Band, das sich um die Familie schlang, lockerte sich, und ehrfurchtsloser schaute man hier und da schon den Autoritäten ins Gesicht. „Kein Mensch zieht mehr den Hut ab, wenn er einem Geistlichen begegnet", vermeldete eine Leipziger Schrift von der Jahrhundertwende, und in den zwanziger Jahren rief der Herr von der Marwitz, als altpreußischer Junker noch in den Zeiten der Erbuntertänigkeit wurzelnd, bekümmert aus: „Man steckt im Haufen, niemand macht Platz, niemand zieht den Hut, sondern sie rennen einen um und um, wenn man nicht aus dem Wege geht."

Alles wurde jetzt irdischer und drängte sich ungescheuter hervor, der Hunger nach Geld wie der Hunger nach Genüssen. Wie die Einheitlichkeit der Gefühle zum Teufel ging, so stieg der Augenblick an Wert, je unsicherer das Morgen war. Losgerissen fühlte sich jeder aus dem Gefüge, dem noch sein Vater unverrückbar eingepaßt war, und als ein Einzelwesen, im Kampf aller gegen alle auf sich allein gestellt, empfand sich jeder unter anderen fremden Einzelwesen. Je mehr politische Hemmungen sich in der Restaurationszeit, deren tiefster Sinn darin bestand, die Geldwirtschaft wieder durch die Naturalwirtschaft abzulösen, der wirtschaftlichen Entwicklung entgegenstemmten, desto haltloser, zerfaserter und zersplitterter war der Seelenzustand, der ihr entwuchs. Da man nicht wußte, wohin die Fahrt ging, drang diesen Menschen die unsichere Stimmung einer Übergangszeit, eine „Hamletstimmung", durch alle Poren. „Alles, was war", erklärte Musset weltschmerzelnd ähnliche Empfindungen, „ist nicht mehr; alles, was sein wird, ist noch nicht."

Politisch vollends kam die bürgerliche Klasse in dem Deutschland zwischen 1820 und 1830 kaum über die tiefste Verzagtheit hinaus. Ohnmächtig fühlte sich ein Geschlecht, das von den Bajonetten der Reaktion wie in einem Käfig eingegittert

war. Wohl verspürte es ein wonniges Kitzeln in der Herzgrube, wenn sein Liebling Rotteck, statt historisch Gewordenes aus den Bedingungen historischen Werdens zu erklären, die Weltgeschichte treuherzig als eine Kette von Schurkereien der Hochgeborenen abhandelte und an einem Alexander und Cäsar mit der kleinbürgerlichen Elle herummaß, und mit Behagen schlürfte es den dünnen Aufguß von liberalen Gedanken, den ihm Welcker in seinem Blättchen „Der Freisinnige" teelöffelweise eingab. Aber selbst was sich in dem fortgeschrittenen Rheinland an liberalen Bestrebungen regte, war weit entfernt von kräftigem Ausdruck demokratischen Bewußtseins. Mochte man immer die Faust in der Tasche ballen, die Zensur mit ihren großen und kleinen Tücken sorgte schon dafür, daß auf offenem Markt nur Dinge erörtert wurden, die eine weise und hohe Obrigkeit auf ihre Harmlosigkeit geprüft und abgestempelt hatte.

Da derart dem Bürgertum fast jede Betätigung bei den politischen Vorgängen des eigenen Staates abgeschnitten war, nahm es um so mehr an dem politischen Leben des Auslandes teil. Eifrig wurden die Verhandlungen des englischen Parlaments verfolgt, in dem Tories und Whigs sich befehdeten, und die Debatten der französischen Kammer verschlungen, in der sich die Wortführer der Bourgeoisie mit den „Ci-devants" des achtzehnten Jahrhunderts herumschlugen. Mochte auf der Rheinbrücke bei Kehl mit grimmem Bajonett eine badische Schildwache stehen, sie vermochte nicht zu hindern, daß von den konstitutionellen Gedanken des Pariser Liberalismus so manche nach Deutschland hinüberflatterten. Mehr noch wurde die öffentliche Meinung von dem Freiheitskampf der Hellenen aufgewühlt. Nachdem sich schon die Serben der Oberherrschaft des Großherrn zum Teil entwunden hatten, griffen auch die Griechen, die Beherrscher des Levantehandels, die als Kaufleute mit flüssigem Vermögen der Aussaugung durch die Paschas am häufigsten preisgegeben waren, zu den Waffen. Metternich und seine Gesinnungsgenossen betrachteten mit dem tiefsten Mißtrauen diesen revolutionären Ausbruch gegen das alleinseligmachende Prinzip

der Legitimität, das der Kalif in Stambul ebenso verkörperte wie der Selbstherrscher von Schleiz-Ebersbach-Lobenstein, aber durch die breiten Schichten des Volkes floß allenthalben, da man in den Rebellen Träger des nationalen und des liberalen Gedankens sah, ein warmer Strom von Griechenbegeisterung, und als die drei Mächte, die am ehesten von dem Zerfall des Osmanenreiches Gewinn erhoffen durften, England, Frankreich und Rußland, 1827 die türkische Flotte bei Navarino in den Grund bohrten, ging ein Frohlocken durch den ganzen Liberalismus.

Zum Vorkämpfer dieser neuen Klasse und zum Sänger dieser neuen Gefühle riefen den rheinischen Juden die Stimmen des Blutes auf. Kein Zufall, sondern eine Notwendigkeit ließ wie die revolutionäre Bewegung des Bürgertums im Jahre 1848 und wie die Altmeister des wissenschaftlichen Sozialismus Karl Marx und Friedrich Engels, so auch den menschlich freiesten Geist und politisch schärfsten Satiriker der Deutschen aus den industriell und kulturell entwickelten Landstrichen am Rhein hervorgehen. Wenn hier der lebendige Wechsel von Flut und Ebbe herrschte, so glich Lüneburg, wohin Heine 1823 nur zögernd den Fuß setzte, einem toten Binnensee; dieselben großen wirtschaftlichen Wandlungen, die am Rhein selbst aus den Ruinen alter Klöster blühendes Leben zauberten, hatten das früher als Stapelplatz des Speditionshandels bedeutende Städtchen in der Heide durch den Wettbewerb der Elbschiffahrt und neuer Verkehrswege verödet. In dieser Residenz der Langeweile, auf deren Rathaus er in den häufigen trüben Augenblicken einen Kulturableiter zu sehen glaubte, plagten den Dichter nicht nur die Kopfschmerzen, sondern auch seine verfahrenen Familien- und Finanzverhältnisse ließen viel „Unreines, Bösartiges und Verwirrtes“ auf ihn einstürmen. Recht flügellahm war seine Seele, denn besonnen zu sein nahm er sich vor, um den nichtigen Wirklichkeiten des Lebens Rechnung zu tragen. Vor allem drängte er auf ein Ende seines Studiums, damit ihm die holde Justitia Brot gebe. Bis an den Hals steckte er im Morast römi-

scher Gesetze, wehrte wacker alle poetischen Versuchungen ab, und nur dann und wann flatterte wie ein Schmetterling ein kleines Lied in seine Studierstube. Den alten Börsenwolf zu krauen und zu streicheln, auf dessen gute Laune soviel ankam, hielt er sich im Juli des Jahres ein paar Tage in Hamburg auf. Möglich, aber belanglos für des Dichters Entwicklung, daß er sich bei dieser Gelegenheit in Amaliens jüngere Schwester Therese verguckte und neuer Liebesschmerz vernarbte Wunden aufriß.

Im Januar 1824 fand sich der Studiosus Harry Heine bei der Witwe Brandissen in der Roten Straße zu Göttingen wieder. Gefiel es ihm auch in dem „gelehrten Kuhstall" sowenig wie vor vier Jahren, so preßte er doch allen Unmut zurück, suchte seiner Muse einen Maulkorb vorzubinden und legte sich zur Anfeuerung das Corpus juris unters Kopfkissen. Nur wenn ihm die unverstandene Sehnsucht in der Brust und das noch unverstandenere juristische Wischiwaschi im Kopfe gar zu dumm wurden, ließ er sich auch die Gesellschaft von Kommilitonen gefallen, von denen zu seinem Entsetzen jeder acht Krüge Doppelbier vertragen konnte, und als Gast der Landsmannschaft Westphalia wohnte er nicht selten Mensuren als Sekundant, Zeuge, Unparteiischer oder wenigstens als Zuschauer bei. Mit einigen alten Freunden wie Moses Moser unterhielt er einen allerdings nicht regelmäßigen Briefwechsel. Schriftlicher Gedankenaustausch mit Immermann knüpfte die Bande zwischen den beiden Dichtern fester.

Kein artverwandter Weggefährte war für Heine dieser Sprößling einer Magdeburger Beamtenfamilie und Mitstreiter der Befreiungskriege, altpreußische, fast konservative Staatsgesinnung steckte ihm tief in den Knochen, und um nach dem vollen Ruhmeskranz des großen Dichters zu greifen, trug er ein zu handfestes Stück altpreußischer Prosa im Leibe. So klammerte er sich verzweifelt an allerhand Vorbilder, nahm Anlauf um Anlauf und gelangte erst gegen Ende seines nicht langen Lebens über tausend mißglückten Versuchen zu zwei gelungenen

Werken, den Zeitromanen „Münchhausen“ und „Die Epigonen“, in denen er den Widerstreit zwischen Industrialismus und Feudalismus interessant genug zu gestalten strebte. Heine freilich überschätzte den Dichter, mit dem er alt zu werden hoffte, ganz erheblich, denn nur was er 1824 über ihn aussprach, galt und traf für den ewig Schwankenden zu: Immermann wisse überhaupt nicht, worin seine eigentliche Force bestehe. Der Lorbeer aber, den er verschwenderisch für die seelen- und blutlosen Dramen um die Schläfe des Freundes legte, welkte, ehe er wirklich verdient werden konnte.

Um wieder einmal frei zu atmen, wanderte Heine im Herbst 1824 zu Fuß über Eisleben, Halle, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Eisenach und Kassel, und der September der beiden folgenden Jahre sah ihn in Norderney, wo „Wellengeräusch, schöne Frauen, gutes Essen und göttliche Ruhe“ seinem Herzen ebenso wohl taten wie kräftige Seebäder seinem kranken Kopfe. Nicht ohne Absicht rühmte er sich hier seines freundschaftlichen Verkehrs mit irgendeiner Fürstin Solms, wie es überhaupt seiner Schwächen nicht die kleinste war, mit der Beflissenheit einer eben noch verächtlich weggestoßenen Sippe seinen Umgang mit Aristokraten und lieber noch mit Aristokratinnen dick zu unterstreichen.

In den Augen der Welt gehörte er noch immer zu dieser Sippe, trotzdem er im Juni 1825 zu Heiligenstadt das Wasser der christlichen Taufe über sich rieseln ließ, vier Wochen bevor er, der die Titel der Scottschen Romane und die Novellen des Boccaccio viel besser kannte als die Titel und Novellen im Corpus juris, mit der Doktorpromotion seine Rechtsstudien abschloß. Beim Übertritt zur evangelischen Landeskirche handelte es sich für Heinrich Heine, wie er nunmehr hieß, um einen rein äußerlichen Vorgang, denn war er nach dogmatischen Begriffen ein schlechter Jude gewesen, so wurde er kein besserer Christ. Stets bereit, für die bürgerliche Gleichstellung der Juden begeistert in die Bresche zu springen, kündigte er zwar an, in schlimmen Zeiten werde der germanische Pöbel seine Stimme hören, daß es

in den deutschen Bierstuben und Palästen widerhalle. Auch arbeitete er bei seinem zweiten Aufenthalt in Göttingen unter fleißigem Studium alter Geschichtsquellen an dem „Rabbi von Bacharach", der mit beredter Leidenschaft die Unterdrückung der Juden im Mittelalter schilderte. Aber für die „Religion der Menschenmäkelei" hatte der „geborene Feind aller positiven Religionen" nichts übrig, und noch weniger für jene östlichen Glaubensgenossen, die in der Seife eine verabscheuungswerte Erfindung der Gojim sahen und überall in der Welt als „unausstehliche Schacherer und Schmutzlappen" umherliefen. Vor allem empfand er schmerzlich die Zwitterstellung der Juden in diesem neunzehnten Jahrhundert. Solange sie, eine ausgestoßene Kaste, im Getto saßen, gab es unter ihnen häufig Gestalten aus einem Guß, echte Vollblutjuden, die die ganze christliche Welt verneinten und mit der drohenden Gebärde alttestamentarischer Propheten die Fäuste gegen ihre Unterdrücker ballten. Nachdem aber die Revolution die Tore der Judengassen gesprengt und ihre Einwohner befreit hatte, ohne daß sie unter der Restauration wirklich frei waren, stand Heine als Vertreter eines Geschlechts von Juden da, das nicht mehr die Kraft hatte, einen Bart zu tragen und sich Judenmauschel nachrufen zu lassen — „ich hab' nicht mal die Kraft," spöttelte er, „ordentlich Mazzes zu essen" — und dem die wegen des Väterglaubens erlittene Unbill um so unerträglicher war, als ihm der Väterglauben längst abhanden gekommen war. Wer sich aus dieser Generation taufen ließ, streifte nicht mehr als ein lose sitzendes Gewand ab, denn nur um die staatsbürgerliche Gleichberechtigung ging es dabei. Mit einem Scherz, unter dem sich ein tiefer Ernst barg, schob denn Heine die Schuld an seinem Übertritt den Sachsen zu, die 1813 durch ihren Abfall bei Leipzig den Sieg der Restauration über Napoleon herbeigeführt hätten, und in diesem Sinne nannte er den Taufzettel das Entreebillett zur europäischen Kultur. Im übrigen galt seiner Familie die Taufe schon als vollzogene Tatsache, seit Heine vom Oheim der nur Christen offenstehende Beruf eines Hamburger Advokaten zugewiesen war.

Aber nur zu bald sollte er erkennen, daß er mit der Taufe lediglich den Vornamen gewechselt hatte und daß ihm trotz der individuellen Befreiung aus alten Banden der nie abzuwaschende Jude immer noch anhaftete. Zwar hatte es mit dem Judentum wenig zu tun, wenn er in seinen ersten Prosaschriften die Fälle nicht selten vertauschte, denn die Sünden gegen die Grammatik waren in allen Gesellschaftsschichten gang und gäbe, und selbst Schriftstellern von der arischen Reinblütigkeit eines Achim v. Arnim fiel die sichere Entscheidung für Dativ und Akkusativ nicht leicht. Auch wollte es nichts besagen, wenn Heine in seinen Familienbriefen mit echt jüdischen Ausdrücken, wie Jontefchen, Beholes, Scholem und Milchome, nicht kargte, die allerdings von dem übervorsichtigen Herausgeber Ludwig v. Embden samt und sonders durch nichtssagende deutsche Worte ersetzt wurden. Aber daran, daß er nach wie vor weder hüben noch drüben festen Fuß fassen konnte, erkannte der Dichter mit unbarmherziger Schärfe, wie wenig er durch den Glaubenswechsel gewonnen hatte, und ins Herz traf ihn, daß er es nach der Taufe erst recht mit beiden Lagern verschüttet hatte: wie ihn die frommen Juden als einen feigen Überläufer verachteten, so sahen die christlichen Gegner immer noch den Juden in ihm, und der antisemitische Haß, den Hohlköpfe wie der teutsche Professor Fries aufpeitschten, brandete wilder denn vorher an ihm empor.

Schon damals litt Heinrich Heine an den „bösen drei Gebresten", von denen das Judentum nicht das geringste war; hinzu kamen Körperschmerz und Armut, und so trieben ihn denn „die Götter, die den Hunger erschaffen", die Hamburger Pläne ernstlich anzupacken: war er Christ geworden, so konnte er schließlich auch Advokat werden. Also auf nach Hamburg! Aber der gewichtige Oheim Salomon hatte dabei ein gewichtiges Wort mitzusprechen, denn vor seiner Niederlassung wollte Heine seinen Lebensunterhalt besser als durch die ungewisse Aussicht auf Klienten gesichert sehen. Die bittere Schmach, als armer Teufel unter hochmütigen Geldprotzen zu stehen, brannte

dem Dichter wie Nesseln im Herzen, er fühlte dem Psalmisten die Worte nach: Herr, Gott, gib mir mein täglich Brot, daß ich Deinen Namen nicht lästere! Und wennschon kein „delikater, zartfühlender Jüngling, der rot wird, wenn er Geld borgen muß", sehnte er sich doch bei aller Abneigung gegen die Juristerei mehr denn einmal danach, sein Mittagbrot aus der Wagschale der Themis statt aus der Gnadenschüssel des Oheims zu essen. Diesen Verwandten, der je nach Laune freigebig oder knickrig war, aber immer prahlhansig auf die Tasche mit den klimpernden Dukaten schlug, liebte Heine zuzeiten als bedeutenden Menschen und ursprüngliche Kraft, doch ein „feindseliges Hundepack", das den Millionär umlagerte, trieb es durch verleumderischen Klatsch über des Neffen angeblich lästerlichen Lebenswandel fast wieder zu einem Bruch zwischen beiden. So verzichtete Heine darauf, vor den Schranken der Hamburger Tribunale zu plädieren, aber er besaß mit seinem Kopfleiden, als geborener Jude und in der politischen Misere Deutschlands nicht die nötige Eignung zu einem bürgerlichen Beruf, um entschlossen dem Oheim die Freundschaft aufzusagen. Vielmehr verbiß er sich immer fester in die Anschauung, daß der reiche Bankier für den armen Poeten nach Recht und Pflicht sorgen müsse und geriet so in jenes finanzielle Abhängigkeitsverhältnis von dem Oheim, das er bald mehr, bald minder drückend empfand, das aber stets des Peinlichen und Unerquicklichen genug an sich hatte.

Im Frühjahr 1826 war, begeistert begrüßt von der ganzen jungen Generation, der erste Band der „Reisebilder" bei Campe in Hamburg erschienen. Der Sommer sah Heine in Norderney und der Rest des Jahres wieder im elterlichen Heim in Lüneburg. Selbstbewußter und innerlich sicherer erschien er zu Anfang des folgenden Jahres in Hamburg, um den Druck des zweiten Teiles zu überwachen, und segelte am Tage ihres Erscheinens, vielleicht um polizeilichen Scherereien aus dem Wege zu gehen, aber sicher einem langgehegten Wunsche nachkommend, nach England. Die Anweisung auf vierhundert Pfund

Sterling, die Salomon Heine seinem Neffen als Verbrämung einer Empfehlung an den Londoner Rothschild mitgab und die er unangetastet wiederzuerlangen hoffte, ließ sich der leichtblütige Dichter am ersten Tage seiner Anwesenheit in der englischen Hauptstadt auf Heller und Pfennig auszahlen und schöpfte nun einmal so recht aus dem vollen. Bei dem alten Filz in Hamburg aber hinterließ der so jäh seinem Beutel zugefügte Schaden eine kaum mehr auszugleichende Verstimmung.

Wenn Land und Volk der Briten, die Frauen wie fast überall ausgenommen, Heine aus ästhetischen Gründen gar nicht zusagten, so mußte sich doch sein Herz in dem Staate weiten, der mit der Magna Charta zuerst die Grundrechte bürgerlicher Freiheit sicher wie im Meeresboden verankert hatte und in dem ein bewegtes öffentliches Leben mit Preß-, Vereins- und Versammlungsfreiheit, unerhörten Dingen für einen deutschen Zeitgenossen der Demagogenjagd, allenthalben Biasen warf. Nach dem Abschluß des Revolutionszeitalters zwischen 1789 und 1815 war England in seine kapitalistische Sturm- und Drangperiode eingetreten, 1825 fegte eine erste große Krise verheerend über seine Industrie dahin, in dem bis auf die Knochen ausgequetschten Proletariat gingen hohläugig Elend und Laster um, und mit dem Chartismus kündigte sich schon eine Zeitspanne leidenschaftlicher sozialer Kämpfe an. Aber heftiger noch tobte vorderhand der Klassenkampf zwischen Landlords und Bourgeoisie. Während jene sich durch schamlosen Kornzollwucher die Taschen füllten und sich hinter den Wällen eines längst für die Rumpelkammer reifen Wahlsystems sicher wähnten, schrieb diese die Aufhebung der Kornzölle und Parlamentsreform auf ihr Banner.

Der Mann, der mit dem Jahre 1822 unter Georg IV., einer entarteten Zwischenstufe von Säufer und Wüstling, als leitender Minister die Hand ans Ruder legte, Georg Canning, war zwar in der inneren Politik erheblichen Zugeständnissen an die Bourgeoisie nicht abgeneigt, aber in der äußeren Politik erschien mit ihm zum erstenmal wieder ein klarsehender, gescheiter und zäher

Vertreter englischer Macht- und Interessenpolitik auf der Bildfläche. Bisher war England wie ein Wrack von der Heiligen Allianz ins Schlepptau genommen worden. Jetzt nutzte Canning die Gelegenheit, das Tau zu kappen und alle Segel zu setzen. In den Tagen, da Frankreich und England ihren entscheidenden Kampf um Weltmeer und Weltmarkt ausfochten, waren die spanischen Kolonien in Südamerika der Oberherrschaft des Mutterlandes sacht entglitten und hatten nach dem Wiener Kongreß mit den Waffen ihre Selbständigkeit behauptet und eine Reihe unabhängiger Republiken gebildet. Während die Staatsmänner der Heiligen Allianz noch herauszutüfteln suchten, wie man diese unverschämten Rebellen unter spanische Botmäßigkeit zurückbringen oder zur Wahrung des monarchischen Prinzips wenigstens unter dem Zepter eines bourbonischen Prinzleins vereinigen könne, erkannte die englische Regierung die Unabhängigkeit der Republiken an, weil sie so ihrer Bourgeoisie die Tore zu einem unermeßlichen Absatzmarkt aufstieß. Mußte dieser Schritt den Schirmherren der Legitimität wie ein brutaler Schlag ins Gesicht vorkommen, so jubelten die fortschrittlichen Seelen des Festlandes um so entzückter über diesen Ausfluß von Liberalismus, als Canning in der Tat die geschäftstüchtige Politik, die er zugunsten der britischen Handelsbourgeoisie geschickt durchführte, mit liberalen Phrasen kränzte und diesseits wie jenseits des Kanals das Schlagwort widerhallen ließ: Bürgerliche und religiöse Freiheit überall in der Welt! Auch Heine vergaß nie, wie er den „göttergleichen Canning" in jenem Parlament gehört hatte, dessen Debatten mit ihrer Unbefangenheit, ihrem Witz, ihrer Logik und ihren Versen der Dichter mit den öden, ausgestopften, löschpapierenen Reden der süddeutschen Kammern verglich. Wie ein Schwamm vollgesogen mit neuen und merkwürdigen Eindrücken, verließ Heine, gerade an Cannings Todestag, England und kehrte, nach einem Aufenthalt in Norderney und Wangeroog, nach Hamburg zurück.

Schon von London aus war er mit Cotta, dem berühmten Verleger der Klassiker, in Verbindung getreten, der ihn wirklich

für die Leitung einer in München erscheinenden Zeitschrift, der „Literarischen und politischen Annalen", gewann. Im Herbst 1827 siedelte Heine nach der bayerischen Hauptstadt über. Fühlte er sich hier geistig weit wohler als in Berlin, so setzte das Klima seiner Gesundheit erheblich zu, und, überängstlich des letzten Stündleins gewärtig, betraute er schon den jungen Kaufmann Merkel, einen Freund aus Hamburg, mit der Verwaltung seines Nachlasses. Aber eine große Hoffnung hielt ihn aufrecht. Die Redaktion der „Annalen" sollte ihm nur als Sprungbrett für eine königlich bayerische Universitätsprofessur dienen. Obschon der preußische Wappenvogel von seinen Pfeilen böse Risse trug, hatte Heine nur ungern sich der Hoffnung entschlagen, in Berlin vom akademischen Katheder herab die Jugend in die Welt des Mittelalters einzuführen. In München hoffte er seiner Ziele sicher zu sein, denn der Minister des Innern, Freiherr von Schenk, ein Verseschmied und Dramenschuster, unterstützte seine Bewerbung und ließ es nicht an Verheißungen fehlen. Nach dem Sturz Napoleons und dem Verfall des Rheinbundes war Bayern, das neue Königreich von des Franzosenkaisers Gnaden, mit einer Verfassung bedacht worden, nicht etwa, weil seine regierende Sippe konstitutionellen Gedanken huldigte, sondern weil sie, partikularistisch bis auf den Punkt über dem i, lieber aus eigenem eine Kammer schaffen, als sie, was man befürchtete, aus den Händen des Deutschen Bundestags entgegennehmen wollte. Aber mit dem allmächtigen Staatsminister Montgelas hatte Max Joseph, unbekümmert um die Stände, als ein aufgeklärter Despot des achtzehnten Jahrhunderts lustig drauflos regiert. Wie immer in ähnlichen Fällen, erwartete man auch hier von dem neuen Manne alles Heil, als sich im Jahre 1825 Ludwig I. gravitätisch auf den Thron niedersetzte, ein verdrehter Teutschtümler, der gern im holden Wahnsinn die Augen rollen ließ und die Leier mit entsetzlich falschen Griffen marterte. Ein bißchen Griechenbegeisterung, eine Wallfahrt zu Goethe, die Aufhebung eines hanebüchenen Zensurediktes und ein halb Dutzend unverbindlicher Redensarten gegen die Obskuranten

genügten, diesem Potentaten bei dem fortschrittlich gesinnten Bürgertum den Ruf eines liberalen Messias zu verschaffen, der freilich bald mit dem Wind verwehte, als sich der wackere Ludewig in allerhand Autokratenlaunen gefiel und, durch die Straßen seiner Residenz wandelnd, ruhigen Bürgern mit dem Ruf: Der König! Der König! den Hut höchsteigenhändig vom Kopfe schlug. Aber damals durfte er sich um so eher in diesem zweifelhaften Ruhme sonnen, als die Berufung des früheren Jakobiners Görres an die von Landshut nach München verlegte Universität den Berliner Demagogenriechern, vor denen der Herausgeber des „Rheinischen Merkur" 1817 hatte landesflüchtig werden müssen, übel auffiel.

Sprach bei Heines Bewerbung um einen Lehrstuhl an dieser Hochschule zehnmal der ehrenwerte Wunsch mit, seinem Oheim von der Tasche zu kommen, so vergab er sich doch in den Augen selbst seiner besten Freunde vieles, wenn er zu diesem Ende seinen politischen Radikalismus um mehrere Pflöcke zurücksteckte und durch Cotta beim König um gut Wetter anhalten ließ. Was er damals in einem Brief an Varnhagen über einen berüchtigten politischen Lumpazius, Witt Döring, schrieb, mit dem er gelegentlich zusammentraf, klang wie eine Art Selbstentschuldigung: „In Deutschland ist man noch nicht so weit, zu begreifen, daß ein Mann, der das Edelste durch Wort und Tat befördern will, sich oft einige kleine Lumpigkeiten, sei es aus Spaß oder aus Vorteil, zuschulden kommen lassen darf; wenn er nur durch diese Lumpigkeiten (das heißt Handlungen, die im Grunde ignobel sind) der großen Idee seines Lebens nicht schadet, ja, daß diese Lumpigkeiten oft sogar lobenswert sind, wenn sie uns in den Stand setzen, der großen Idee unseres Lebens desto würdiger zu dienen." Genügten nach Mazarin drei Worte eines Menschen, um ihn an den Galgen zu bringen, so reichten diese verblüffend offenherzigen Sätze stets den Widersachern von Heines Wesen hin, dem Dichter zwölf Stricke für zwölf Galgen zu drehen. Aber was Heine hier als seine eigene Weisheit kundgab, haben Größere in der Weltgeschichte unbedenklich aus-

geübt, nur daß er, ehrlicher als andere, herzhaft eine Katze eine Katze und eine Lumpigkeit eine Lumpigkeit nannte, statt sich großspurig in den Theatermantel des Übermenschentums zu hüllen und mit seiner Herrenmoral aufzutrumpfen. Seine schwachen Seiten selber kennend, wußte er, daß Geldmangel oder -überfluß auf seine Grundsätze nicht den mindesten Einfluß hatten, desto mehr auf seine Handlungen. Im Punkt der Unantastbarkeit und Korrektheit schlug ihn jeder preußische Kanzleirat, aber daß der Dichter, der sich so ungebunden in der Literatur tummelte wie nie ein deutscher Poet, auch im Leben von manchmal recht bedenklichen Ungebundenheiten nicht lassen konnte, war wie ein Stück Naturgesetz.

Zum Glück wurde es nichts mit den Münchner Universitätsplänen. Wenn der Dichter auch mit dem König gehen wollte, der König lehnte es ab, mit diesem Dichter zu gehen. Auf einer Italienreise, die Heine für mehrere Monate über Innsbruck, Verona, Mailand und Livorno nach Florenz führte und ihn in den Bädern von Lucca zumal mit Liebschaften, Apenninenbesteigungen und tausend Torheiten die Köstlichkeit des Daseins schmecken ließ, harrte er ungeduldig auf die Bestallungsurkunde. Statt ihrer kam die Nachricht vom Tode seines Vaters, die ihn tiefer als die Münchner Enttäuschung ins Herz traf. Niedergeschlagen, zusammengedrückt, beengt fand er sich, nach kurzem Aufenthalt in Hamburg, im Frühjahr des folgenden Jahres in Berlin wieder, mit den alten und einigen neuen Freunden kärglichen Verkehr pflegend und im übrigen am dritten Teil seiner „Reisebilder" arbeitend. Ende 1829 erschienen sie mit der Jahreszahl 1830.

Als Heine von England zurückkehrte, fiel einem Bekannten auf, daß die frühere Zurückgezogenheit von ihm gewichen und sein Benehmen offener und freier geworden war — als vornehmer, mißmutiger Gentleman erschien der Dichter. Das machte: er war sich seines Wertes jetzt voll bewußt, und wenig Selbstgefälligkeit und keine Übertreibung steckte darin, wenn er an Varnhagen schrieb: „Wolfgang Goethe mag immerhin das

Völkerrecht der Geister verletzen, er kann doch nicht verhindern, daß sein großer Name einst gar oft zusammen genannt wird mit dem Namen Heinrich Heine." Eine ausgereifte und scharf umrissene Dichterpersönlichkeit war der Poet jetzt: wie jedem Dukaten der Kopf des Herrschers, so war jeder seiner Schöpfungen das Gepräge seines eigentümlichen Genius unverkennbar und unverwischbar aufgeprägt. Aber mitnichten fühlte er sich als gottbegnadeten Hallodri, der auf sein Genie und seine Erfolge drauflosfaulenzt und auf dem Lotterbett der Eingebungen seiner Muse harrt. Auch ihm, der nur mit sorglosem Bummlerschritt durchs Leben zu schlendern schien, war Genie Fleiß, und wie er, wetteifernd mit den Großen der klassischen Literatur, Wissensschätze aufstapelte, so nahm er es auch mit seiner künstlerischen Aufgabe verzweifelt ernst.

An den geflügelten Liedchen der „Heimkehr", die mit der unnachahmlichen Grazie des Falters von Blüte zu Blüte flatterten, an den freien Rhythmen der „Nordseebilder" — beide erschienen zuerst im „Gesellschafter" und 1827 mit den früheren Poesien zusammen als „Buch der Lieder" bei Campe — und an der leicht dahinfließenden Prosa der „Reisebilder" hatte der Dichter unermüdlich gefeilt, und bei jeder neuen Auflage strich und feilte er aufs neue. In den „Heimkehr"-Liedern kündigte sich schon ein kecker Realismus in der Behandlung des Stoffes an. Romantische Narretei mochte es noch sein, wenn Heine den Mond einer Riesenpomeranze verglich, aber fand sich der angelnde Knabe eines anderen Gedichts schon bei Goethe, so tauchten die Wäsche bleichenden Mädchen erst wieder bei Liliencron auf. Neben ausgesprochen Volksliedmäßigem, neben Balladen von der ganzen ergreifenden Schönheit der „Wallfahrt nach Kevlar", die Jugendeindrücken vom Rhein ihr Sein verdankte, bot der Dichter auch abgeschlossene Bildchen, die ebenso plastisch wie innerlich waren. „Das ist ein schlechtes Wetter", „Der bleiche herbstliche Halbmond" gehörten dazu wie dieses:

Am fernen Horizonte
Erscheint, wie ein Nebelbild,
Die Stadt mit ihren Türmen,
In Abenddämmerung gehüllt.

Ein feuchter Windzug kräuselt
Die graue Wasserbahn;
Mit traurigem Takte rudert
Der Schiffer in meinem Kahn.

Die Sonne hebt sich noch einmal
Leuchtend vom Boden empor,
Und zeigt mir jene Stelle,
Wo ich das Liebste verlor.

Die Stadt mit den Türmen war Hamburg und das Liebste noch immer der angebetete Gegenstand früheren Liebeskummers, aber öfter denn vordem spottete der Dichter seines eigenen Wehs und verhieß, daß bald ein neuer Liebesfrühling aus dem geheilten Herzen sprießen werde. In der Tat stahlen sich schon schöne Kinder, die man nicht unter den Linden grüßt, zwar nicht in sein Herz, doch in sein Blut und seine Verse ein, und war er gestern noch der unglückselige Atlas, der eine ganze Welt von Schmerzen tragen muß, so heute der glücklichste Laokoon, den die allerschönste der Schlangen mit dem geschmeidigen Leib umwindet und umschlingt. Aber während die grimmigsten Professoren in den leichtfertigsten Oden des Horaz die geeignete Grundlage für die klassische Bildung der heranwachsenden Jugend sahen, und die prüdesten Strickstrümpfe beiderlei Geschlechts an der versteckten Lüsternheit eines Clauren ihr innigstes Behagen hatten, schrie der ganze Tugendpöbel Zeter und Mordio über den Poeten, der es auch für des Dichters Aufgabe hielt, auszusprechen, was ist, und frei sang, was er frei empfunden hatte. Der Romandichter Willibald Alexis, dessen Phantasie nur auf dem uckermärkischen Sande üppig wucherte, klagte, einer für viele, über die Unwürdigkeit der angesungenen Schönen, „deren Liebe zu erwerben jedermann nur mäßige Kosten verursachen dürfte", aber später brach ein anderer märkischer Dichter von unbestrittener Größe und Reinheit der Gesinnung, Theodor Fontane, eine scharfe Lanze für Heine gegen die „Weihekußmonopolisten". „Die Verquickung von Übermut und Komik hebt Schilderungen der Art", meinte er, auf eine

nicht ganz stubenreine Szene der „Reisebilder" anspielend, „auf eine künstlerische Höhe, neben der die saubertuenden Wendungen der angeblichen Unschuldserotik auch moralisch versinken."

Nur oberflächliche Krittler wurden durch die oft leichten Empfindungen, ausgedrückt in stets leichten Versen, dazu verführt, den Dichter der Oberflächlichkeit zu zeihen. Aber der Leichte war bei weitem nicht seicht. Sein Herz glich dem Meere, das er so hingegeben liebte. Unter dem munteren Spiel hurtig gekräuselter Wellen bargen sich die ewigen Tiefen mit Kostbarkeiten und Schrecknissen, unbemerkt und ungeahnt von jedem, der mit flüchtigem Segel darüberstrich.

In den „Nordseebildern", deren Stabreime aller klassischen Metrik spotteten und wieder an urgermanische Rhythmen erinnerten, vermittelte Heine als erster den Deutschen den Eindruck des Meeres. Das war kein Zufall. Während England, die erste aller seefahrenden Nationen, längst seine Salzwasserlyrik besaß, waren die Bewohner des Heiligen römischen Reiches noch in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts so sehr ein Binnenvolk, daß der Satiriker Lichtenberg von einem Besuche auf Helgoland 1773 seinen Bekannten in Hannover und Göttingen sechs Krüge Seewasser als Merkwürdigkeit mitbrachte. Jetzt, da die Sehnsucht der bürgerlichen Klasse Deutschlands aufs Weltmeer hinausstrebte, erhielten auch die Deutschen die ersten Verse, aus denen ihnen Brandung und Salzduft der See entgegenschlugen. Ein paar Jahre nach dem Erscheinen der „Nordseebilder" brachen sich auch in Freiligraths Gedichten grau und salzig die Wellen am Ufer, und ein halbes Menschenalter später rief der dritte Dichter der Revolution, Georg Herwegh, nach deutschem Linnen zu deutschem Segeltuch und sah in den Furchen, die Kolumb gezogen, Deutschlands Zukunft aufgehen.

Aber von unmittelbarerer Anschaulichkeit waren Heines Seegedichte:

> Wie schwarzgrüne Rosse mit silbernen Mähnen
> Sprangen die weißgekräuselten Wellen.

Derber noch als in den Liedern der „Heimkehr" packte bei den Meerbildern Heines Realismus zu. Wie Byrons Don Juan mitten in heftiger Liebesbeteuerung von heftiger Seekrankheit geschüttelt wurde, so vernahm der deutsche Dichter bei einem Sturmwind noch andere Geräusche als das Brausen des Wetters und das Schrillen der Möwen:

Ein Fluchen, Erbrechen und Beten
Schallt aus der Kajüte heraus.

Und wenn ein Gedicht feierlich begann:

Meeresstille! Ihre Strahlen
Wirft die Sonne auf das Wasser,
Und im wogenden Geschmeide
Zieht das Schiff die grünen Furchen,

so stürzte sich schon in der vierten Strophe der Kapitän auf den beteerten Schiffsjungen mit der Beschuldigung, einen Hering aus der Tonne gestohlen zu haben. Aber daneben wob Heine in den meergrünen Teppich seiner Seelyrik bunt die ganze griechische Götterlegende mit Zeus und Juno, Hephaistos und Aphrodite, Tritonen und Nereiden, nur daß auch hier der Meeresgott gelegentlich in gelber Flanelljacke und lilienweißer Schlafmütze aus den Wogen tauchte.

Ebensowenig geriet Heine durch Laune und Zufall auf den Gedanken, das, was er in Prosa zu sagen hatte, in die Form von Reisebildern zu gießen und die Fahrten durch Thüringen und Italien und den Aufenthalt auf Norderney in literarische Münze umzuschlagen, sondern weil die neue Klasse, die nicht aus der Beackerung der Scholle, sondern aus Verfertigung und Vertrieb von Waren ihre Nahrung zog, die Seßhaftigkeit des achtzehnten Jahrhunderts überwand und beweglich wurde, kam diese literarische Gattung auf. Die Zeit der Chausseebauten war es, da Nagler die Schnellposten einführte, Ritter die Erdkunde zur selbständigen Wissenschaft erhob und die ersten Reisehandbücher in oft pedantischem Tone auf die Schönheiten der deutschen Gaue hinzuweisen begannen.

Mit allem anderen hatten freilich Heines „Reisebilder" zu tun als mit Pedanterie. War in Goethes italienischer Reiseschilderung Hin und Her der Wanderfahrt mit ihren unvergeßlichen Eindrücken die Hauptsache, so galt Heine die Reise nur als Vorwand, sich alles vom Herzen zu schreiben, was ihm das Herz bewegte: Erlebtes und Erträumtes, Stimmungen und Überzeugungen, Liebe und Haß, Persönliches und Politisches, und so wurden seine „Reisebilder" vielfältig und wirrsälig wie das Leben selbst. Ganz unsystematisch sprangen sie von diesem zu jenem und handelten durcheinander von Wanderungen und Weinreben, von Wald und Sternenhimmel, von Junkern und Juden, von Helden und Schächern, vom Alten Fritz und Napoleon und, durchleuchtet von Scherz, Satire, Ironie und tieferer Bedeutung, war das Ganze bunter noch als die Reiseschilderungen des grotesken Briten Lawrence Sterne, die manche als Vorbild nannten. Ein Mosaik von hunderttausend Augenblicksbildern bot sich dar, und wenn Goethe mit ernster Stirne im Vergänglichen das Ewige suchte, Italien als Land seiner klassischen Sehnsucht durchstreifte und den Wind, herwehend von antiken Gräbern, wie Wohlgeruch von einem Rosenhügel einatmete, so sah Heine mit lebendigem Blick in dem scheinbar Ewigen das stets Vergängliche, grüßte frohgestimmt das Heute und Morgen und schlürfte nicht von Gräbern, sondern von wirklichen Rosenbüschen den köstlichen Duft der Gegenwart ein. Goethe war in seiner Reiseschilderung klassisch, Heine romantisch. Aber mit jedem seiner Sätze offenbarte er immer deutlicher, daß er die Kunstmittel der Romantik um so selbständiger beherrschte, je weiter er sich im allgemeinen aus dem romantischen Bannkreis entfernte. Die feinsten Wirkungen sah er ihr ab, doch er stellte sie in den Dienst seiner Sache und füllte neuen Wein in die alten Schläuche. Während die Romantiker fast stets die Leser in einem wirren Dorndickicht umherstolpern ließen, führte Heine, da ihm der Sinn für den natürlichen Bau eines Kunstwerkes tief im Blute saß, leicht und sicher zu dem gewünschten Ziele. Nirgends wurde absichtlich mit

Dunkelheiten gespielt. Jeder Satz sprach einen klaren Gedanken klar aus, eben weil die oft lyrische Prosa dieser Schilderungen, nur dem Gesetz des Wohlklanges folgend, zu dem hölzernen, auf Stelzen schreitendem Deutsch in genauem Gegensatz stand, das bislang so vielen Schriftstellern als Muster gegolten hatte. Unter Heines formender Hand gewann die scheinbar so spröde Sprache eine zauberhafte Schmiegsamkeit und Lebendigkeit, so daß selbst die Franzosen vor diesem beschwingten und funkelnden Stil erstaunten. Mit Recht sagte Gutzkow von dieser Sprache, die notwendig war, um Gedanken und Gefühle der neuen Menschen wiederzugeben, daß, wer hinfort schön schreiben wolle, davon borgen müsse, und in der Tat nährten sich fortan bis auf diesen Tag die Feuilletonisten mit den Brosamen, die von Heinrich Heines Tisch fielen.

In den „Reisebildern", denen er die „Englischen Fragmente" einverleibte, und in dem „Buch der Lieder" steckte der ganze Heine, wie er vor seiner Übersiedlung nach Frankreich war, ein machtvoll beredter Dolmetsch für die neuen und komplizierten Empfindungen der neuen Menschenschicht, die eben in lockeren Schwärmen am Horizont auftauchte. Wie ihr in des Herzens banger Unsicherheit erschien auch ihm die Erde oft als ein Tollhaus oder als ein Krankenhaus, denn die Zeit war ja aus den Fugen:

Doch jetzt ist alles wie verschoben,
Das ist ein Drängen, eine Not!
Gestorben ist der Herrgott oben,
Und unten ist der Teufel tot.

Aber vergebens wendet sich der Dichter an die gleichgültigen Sterne, um Auskunft über das qualvoll uralte Rätsel des Lebens zu erhalten, und unmutig entschließt er sich, da Welt und Leben ihm zu fragmentarisch sind, zum deutschen Professor zu gehen, der mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen die Lücken des Weltenbaues stopft. Mit Wehmut und mit Stolz zugleich ward er sich der Losgelöstheit des Einzelmenschen aus dem früheren festen Gefüge der Gesellschaft bewußt. „Ist das Leben

des Individuums", fragte er, „nicht vielleicht ebensoviel wert wie das des ganzen Geschlechts? Denn jeder einzelne Mensch ist schon eine Welt, die mit ihm geboren wird und mit ihm stirbt, unter jedem Grabstein ruht eine Weltgeschichte." Bei Beobachtung der fest und genügsam zusammenlebenden Insulaner von Norderney in all ihrer Urwüchsigkeit sprang sofort der Gegensatz zu den nicht mehr urwüchsigen neuen Menschen in ihm auf. „Wir leben im Grunde geistig einsam. Jeder von uns, geistig verlarvt, denkt, fühlt und strebt anders als die anderen, und des Mißverständnisses wird so viel, und selbst in weiten Häusern wird das Zusammenleben so schwer, und wir sind überall beengt, überall fremd, und überall in der Fremde."

Doch von dieser sanften Melancholie bis zum pessimistischen Trübsinn war ein meilenweiter Weg. Der Dichter kokettierte wohl echt byronisch ein wenig mit seinen Schmerzen, indem er sie hegte und pflegte und sein Vergnügen daran hatte, und auf ihn zielte deshalb sein Gegenfüßler, der romantische Junker v. Strachwitz, mit den grimmen Versen:

> Ich schminkte nie zum Spaß die Wange blasser,
> Noch quetscht ich je mit affektierten Schmerzen
> In meine Augen künstlich Tränenwasser;
> Ich leide wenig an zerrissnem Herzen.

Aber über Gram und Schmerz hinaus wuchs ein hochgespanntes Lebensgefühl in Heine, das frohe Bewußtsein, einzig und nur einmal auf dieser blühenden Erde zu sein, verschwistert mit allem, was unter den Sternen kreucht und fleucht, und, zu tiefst entschlossen, das Dasein in Süß und Sauer bis zur Neige durchzukosten. „Tirili, tirili," jauchzte er, „ich lebe! Ich fühle den süßen Schmerz der Existenz, ich fühle alle Freuden und Qualen der Welt, ich leide für das Heil des ganzen Menschengeschlechts, ich büße dessen Sünden, aber ich genieße sie auch." Mit Lachen und Weinen war Heine ganz Gegenwartsmensch und, ein echter Dichter des anbrechenden Maschinenzeitalters, das den Tag in Augenblicke zerriß, stets geneigt, mit der Stimmung des Augenblicks zu segeln, der so nur einmal und nie wieder

kam. So kurz war das Leben, und wenn man einem Gleichgesinnten sein Herz erschließen, wenn man einem schönen Mädchen das Busentuch lüften konnte, zugegriffen, ehe die Sekunde verstrich! Tirili! Tirili! Auf dieser lieblich verworrenen Welt fühlte er sich so wohl, er trug die ganze Brust voll Blumen, und aus diesem Gefühl heraus steigerte sich ihm ein Weinrausch im Bremer Ratskeller zu einem allgemeinen Lebensrausch: das hohe Lied der göttlichen Bezechtheit sang er in Tönen, wie sie von gleich bacchantischer Philosophie seit dem chinesischen Silen Li-Tai-Pe in der Weltliteratur nicht mehr erklungen waren:

Auf den Dächern der Häuser sitzen
Die Engel und sind betrunken und singen:
Die glühende Sonne dort oben
Ist nur eine rote, betrunkene Nase,
Die Nase des Weltgeists,
Und um die rote Weltgeistnase
Dreht sich die ganze betrunkene Welt.

Die Auflösung der feststehenden Moralbegriffe machte, zumal in den unvermeidlichen Stunden der Müdigkeit, den Dichter auch duldsamer gegen die Mitreisenden auf der Lebensbahn. Da niemand ein schneeweißer Tugendengel, niemand ein pechrabenschwarzer Bösewicht war, entwaffnete oft ein verstehendes und verzeihendes Lächeln den Donnerkeile schleudernden Zorn. Er wußte ja nur zu gut, daß die Leiden der Welt, wie gekränkte Liebe, Podagra, getäuschter Ehrgeiz, Rückendarre, Reue, Hämorrhoiden, Herzwunden, geschlagen vom Undank der Freunde, von der Verleumdung der Feinde und von der eigenen Sünde, sich ebenso leicht unter einer groben Kutte bargen wie unter einem feinen Modefrack. Das ewig Unvollkommene an allen Erdenkindern, das gemeinsam Menschliche vergaß er nie, und ein dereinst berühmter italienischer Dichter in den Bädern von Lucca, der seiner verfetteten und verblühten Jugendgeliebten den Spucknapf reichte, rief in ihm die Vorstellung wach, er selbst könne einmal ebenso dünn und kümmerlich neben dem

Bette einer alten Vettel hocken und ihr auf Wunsch den Napf des Spuckes reichen. Der in den Stunden des Kampfes seine Gegner mit tödlichem Hasse haßte, war zu anderer Zeit wieder gesonnen, sie anzureden: „Edle schwarze Narren, ich kann nicht mit Euch harmonieren, weil meine eigene Narrheit eine Kappe von anderer Farbe hat, wir stehen in diesem Leben ernsthaft geschieden, aber dort oben sitzen wir brüderlich vereint und singen:

Was ist des Deutschen Vaterland
Mit veilchenblauer Seide?"

Zu den ganz großen souveränen Künstlern gehörte Heine, die, wie er es von Aristophanes, Cervantes und Molière rühmte, nicht nur das Zeitliche und Unwesentliche angreifen, sondern das Ewig-Lächerliche, die Urschwächen der Menschheit verspotten; hoch über die nicht sehr wohl gelungene Schöpfung trug ihn sein Lachen hinaus. Sein Lachen entsprang aber bei weitem nicht immer einem Humor, der als behaglich flackerndes Kaminfeuer wärmte, sondern ein gelles, ein wehes Lachen war es nicht selten, das aus zerschnittenem Herzen aufstieg. Oft trug der Dichter die Dornenkrone unter der Schellenkappe. Doch wenn Heine, wie in den Szenen von Gumpel Gumpelino und Hirsch Hyazinth mit einem breiten und behäbigen Humor zu malen verstand, so übte er doch weit lieber noch jenen Witz, der im Zeitalter der Gegensätze aus der Reibung zweier Kontraste aufsprühte. Witz konnte vielerlei sein. Witz in seiner Isolierung mußte wie bei Saphir zur abgeschmackten Spaßmacherei entarten. Der gewöhnliche Witz war dem Dichter nicht mehr als ein Jagdhund, der dem eigenen Schatten nachläuft, aber sein Witz ruhte auf ernstem Grunde. Wie man ehedem einen Degen an der Seite trug, so trug Heine seinen Witz im Kopf, eine scharf- und spitzgeschliffene Waffe, die er unbarmherzig und unwiderstehlich zu führen wußte, denn er hatte die Verzagtheit früherer Stunden abgeschüttelt, sich zum Kämpfer aufgeworfen und mit den „Reisebildern" ein weithin ragendes Banner entrollt, in dessen Falten der Sturmwind der neuen Zeit rauschte.

Eine Welt von Haß entfesselte er damit gegen sich, und wie faule Äpfel flogen die faulen Vorwürfe gegen ihn, als Jude verleugne er das Deutschtum und verrate und verkaufe sein deutsches Vaterland. Diese Anschuldigung war ebenso boshaft wie lächerlich gegen einen Dichter, der die deutsche Literatur bereits um kostbare Schätze bereichert hatte und, gerade weil er das deutsche Vaterland der Zukunft in tiefster Seele liebte, nicht mit den „sonettierenden Almanach-Poeten" seiner Zeit schalmeien wollte, sondern der jämmerlichen Gegenwart unerbittliche Fehde ansagte. Wie in seinen Werken war er auch in seinem Wesen deutscher als die meisten seiner Gegner, die nur eine teutonische Grimasse aufsteckten. Als der Göttinger Student in einem Kolleg Beneckes über altdeutsche Sprache nur acht Mithörer traf, klagte er, daß von tausend an der Universität eingeschriebenen Deutschen nur so wenige für die Sprache, für das innere Leben und für die geistigen Schätze ihrer Väter Interesse hätten. Seine Schwester Lotte bat er inständigst, ihrem Töchterchen nur keinen preziösen, sondern einen einfachen, echt deutschen Namen zu geben, und ein aufrichtiges Glaubensbekenntnis war es, wenn er ein andermal sich selber eine der deutschesten Bestien nannte.

Weil er als einer der ersten zu den Waffen griff und die Geister zum Kampf aufrief, war Heinrich Heine im Grunde sogar nationaler als Schiller und sicher als Goethe, die weltbürgerlich ihr Reich der Freiheit und Schönheit in die Wolken bauten und sich mit einer rein ästhetischen Kultur begnügten. Hier wurzelte der tiefe Gegensatz zwischen Goethe und Heine. Als Karl Marx die zwiespältige Natur Goethes und den Kampf in seiner Brust zwischen dem genialen Dichter auf der einen und dem behutsamen Frankfurter Ratsherrnkind oder weimarischen Minister auf der anderen Seite zu erklären unternahm, kam er zu dem Schluß, daß die deutsche Misere auch diesen Großen besiegt habe: in einer weltgeschichtlichen Zeit, da Napoleon den deutschen Augiasstall ausschwemmte, behandelte Goethe die winzigsten Angelegenheiten eines der winzigsten deutschen

Höflein mit feierlichem Ernst, und immer mehr zog sich der gewaltige Dichter hinter den unbedeutenden Staatsminister zurück. Wenn denn das junge Geschlecht zwischen 1820 und 1830 an Goethe dachte, so stand nicht, mit Marx zu reden, „das trotzige, weltverachtende Genie" vor ihnen, nicht der Stürmer und Dränger, dessen Götz mit dem Ruf starb: „Freiheit! Freiheit!", sondern der mitlebende „rücksichtsvolle, genügsame Philister", mit Heine zu reden, „das große Zeitablehnungsgenie", das von seinem Weimarer Wolkenthron mit abweisender Gleichgültigkeit auf das Gekribbel der neuen Zeit herabblickte. Deshalb verglich dieses Geschlecht den altgewordenen Helden mit einem Räuberhauptmann, der sich vom Handwerk zurückgezogen hat, unter den Honoratioren eines Provinzstädtchens ein ehrsam bürgerliches Leben führt und in die peinlichste Verlegenheit gerät, wenn zufällig irgendein wüster Waldgeselle aus Kalabrien mit ihm zusammentrifft und die alte Kameradschaft erneuern möchte. Deshalb wetterte Börne in maßlosem Haß gegen den „gereimten Knecht" und schalt seine Muse eine Dirne, deshalb höhnte Grabbe über den „alten Narren" mit seiner „Patriziervisage". Aus einem ähnlichen Gefühl heraus hatte Heine schon in seinen „Berliner Briefen" Goethe einen großen Mann in einem seidenen Rock genannt. Der oft lächerliche Götzendienst, der in Rahels Hause mit dem Jupiter von Weimar getrieben wurde, hatte ihn wohl dazu gebracht, sich in seine Werke eingehend zu versenken; er sei, schrieb er damals, nun kein blinder Heide mehr, aber ein Heide, ein Ketzer gegen den Abgott des Varnhagenschen Kreises blieb er. Ein Besuch Heines bei Goethe während der Wanderung durch Thüringen verlief kühl und kurz und hinterließ bei dem jüngeren Dichter einen bitteren Nachgeschmack. Freilich war Heine selbst in jedem Blutstropfen allzusehr Künstler, um in den Polterton Börnes oder Grabbes gegen den großen Künstler Goethe zu verfallen, er bewunderte den Dichter, aber verabscheute den „Aristokratenknecht", und im Grunde zogen ihn die „teuren Schöpfungen" doch nicht an. Das schöne Wort: „Die Natur

wollte wissen, wie sie aussieht, und sie erschuf Goethe!" faßte zusammen, was an Neigung für und an Abneigung gegen den Klassiker in Heines Herzen saß. In dieser objektiven und klaren Ruhe sah der Dichter, der sich immer schwärmerischer als Kämpfer für eine Idee fühlte, nur die Selbstsucht eines leichten Lebemenschen, der, in kalter Behaglichkeit versunken, nichts entsetzter abweist als den Kampf gegen die großen und kleinen Machthaber des Tages. Darum begrüßte Heine die Insurrektion gegen Goethe, die Wolfgang Menzel in seiner deutschen Literaturgeschichte unternahm, und stellte befriedigt fest, daß das Prinzip der Goetheschen Zeit, die Kunstidee, entweiche und daß die schöne objektive Welt dieses Großen zusammensinke und eine neue Zeit mit einem neuen Prinzip aufsteige.

Daß er bei seinem Kampf gegen einen anderen Dichter, Platen, gleichfalls die Prinzipien der alten und der neuen Zeit aufeinanderprallen sah, war eine verhängnisvolle Selbsttäuschung Heines. Trotz seiner aristokratischen Herkunft gehörte August Graf von Platen-Hallermünde keineswegs zu den literarischen Landsknechten des Mittelalters, sondern glühte wie Heine in der Begeisterung für die Freiheit der Menschheit und in dem Haß gegen die Tyrannei. Für des Dichters Beruf hielt er, Freiheit zu singen „und männliche Würde der feigen Zeit, Schmach dem Heuchler und Fluch dem Bedrücker und jedem, der Knechtschaft predigt", und stolz gab er seinem Wirken die Losung aus:

> Und sollt ich sterben einst wie Ulrich Hutten,
> Verlassen und allein,
> Abziehn den Heuchlern will ich ihre Kutten:
> Nicht lohnts der Mühe, schlecht zu sein!

Deutsche Enge und deutsches Elend hatten Platen, wie so viele edle Geister, des Vaterlandes dicken Staub von den Füßen schütteln lassen, und wenn er unter Italiens Sonne der Heimat gedachte, bäumte sich oft ein wilder Haß in ihm auf, nicht nur gegen deutsche Bedrückung, sondern auch gegen deutsches Wesen schlechthin, der seinem als undeutsch verlästerten Gegner fremd war. Nur an den Haaren, kündete er in brieflichen

Herzensergüssen, werde er sich nach Deutschland, dem „Land der Esel", und zu den Deutschen, dem „transalpinischen Gesindel", zurückschleppen lassen. „Ich habe das Glück", schrieb er, „manchmal für einen Franzosen gehalten zu werden", und in der Verbitterung einer anderen Stunde meinte er, nicht allein das deutsche Publikum, sondern selbst die deutsche Sprache werde ihm allmählich gleichgültig.

Allerdings gefiel er sich in einer oft sklavischen Nachahmung antiker Versmaße, die dem Geist der deutschen Sprache durchaus widerstrebten. Mochte die grundsätzliche Abneigung Heines, der den germanischen Rhythmus aufs glücklichste wieder belebt hatte, gegen Platen schon in diesem dichterischen Wesensunterschied wurzeln, so schoß sie doch erst durch eine persönliche Angelegenheit üppig in die Halme. Ein Sandkorn brachte die Lawine gegenseitiger Gehässigkeiten ins Rollen. Durch ein paar harmlose Stachelverse Immermanns gegen die Ghaselen-Dichter, die Heine in seine „Reisebilder" aufgenommen hatte, fühlte sich der empfindliche Platen in einer Weise verletzt, daß er seine satirische Komödie „Der romantische Ödipus", die als Abrechnung mit der ganzen Romantik gedacht war, nur auf Immermann und nebenbei auf Heine zuspitzte. Sein attisches Salz war in diesem Stück recht stockig, und da er Heine, ohne je eine Zeile von ihm gelesen zu haben, nicht als Dichter, sondern als Juden aufs Korn nahm und über den „Pindarus vom kleinen Stamme Benjamin" und über den „Petrark des Laubhüttenfestes" witzelte, so gehörte auf einen groben Klotz schon ein recht grober Keil. Aber auch andere Umstände berechtigten Heine, in Platen zu sehen, was er nicht war, den frechen Freudenjungen der Aristokraten und Pfaffen. Um Heines Kandidatur für einen Lehrstuhl an der Münchner Universität zu vereiteln, ließ der Professor Ignaz Döllinger in der Zeitschrift „Eos" sehr grobes Geschütz gegen den Verhaßten spielen, wieder sein Judentum in einer unanständig gemeinen Art verhöhnend. Döllinger aber war nicht nur ein Universitätsfreund Platens, sondern die „Eos" brachte auch gleichzeitig mit

den Anwürfen gegen Heine eine begeisterte Lobpreisung Platenscher Gedichte, und zu allem Überfluß wurde Platen zum Mitglied der Münchner Akademie ernannt, als Heine gerade vergeblich auf seine Bestallungsurkunde harrte. Das mußte diesen in dem Irrglauben bestärken, daß jener, wenn nicht das Haupt, so doch das tätige Mitglied eines „Bundes von Pfäffchen, Baronen und Päderasten" sei. So raffte er sich in den „Bädern von Lucca" zu erbarmungsloser Züchtigung des Dichtergrafen auf. Mit einer bis dahin unerhörten Kraft der Bosheit unterzog er sich seiner Aufgabe: in das tödlichste Gift tauchte er mit viel Genuß jeden seiner Pfeile, ehe er ihn von der Sehne schnellte. Er begnügte sich nicht damit, in Platen den Aristokraten zu stäupen, sondern der in Dingen der Geschlechtsliebe wahrhaftig nicht puritanisch dachte, gefiel sich darin, den Feind als Liebhaber männlicher Reize dem Gelächter preiszugeben, und mühelos übertraf er bei weitem die unsachliche Kampfesweise des anderen. Aber wenn er nach geschehener Tat aufatmete: „Gottlob! Es heißt jetzt nicht mehr: Der arme Heine, der arme Immermann! Das Mitleiden war nicht zu ertragen", und wenn er auch bei jedem Richter auf mildernde Umstände rechnen durfte, so merkte er doch bald, daß er gerade die besten seiner Freunde vor den Kopf gestoßen hatte. Vergeblich suchte er immer wieder seine Sache zu einer politischen, einer Parteisache zu stempeln, vergeblich betonte er, im Gegensatz zu dem Schiller-Goetheschen Xenienkampf, der nur ein Kartoffelkrieg um die Kunst, also um den Schein des Lebens gewesen sei: „Jetzt gilt es die höchsten Interessen des Lebens selbst, die Revolution tritt in die Literatur!"

Aber in der Tat trat, wenn auch nicht in dem Streit wider Platen, mit Heine die Revolution in die Literatur. Nicht nur die Hemmnisse, die seiner freien Entwicklung als Mensch und Künstler entgegenstanden, drückten ihm die Waffen in die Hand, sondern der Jude, der sich bei einer Hetze hannoverscher Junker erinnerte, daß seine Ahnen nicht zu den Jagenden, sondern zu den Gejagten gezählt hatten, fühlte sich allen Unter-

drückten blutsverwandt und blutsfeind allen Unterdrückern. Wohl sah er voraus, daß seines Lebens Lose heiterer fielen, wenn er, statt sich in die politische Fehde zu stürzen, in Behaglichkeit „gefahrlose Novellen und sonstige kleine Sklävchen" zeugte, aber betrachtete er den ganzen Jammer deutscher Zustände, so bebte seine Seele und brannte sein Auge. Er mußte kämpfen. Freilich faßte er nicht seine politischen Anschauungen in ein System oder wandelte sie in einheitlicher Folge ab, sondern hier und da ließ er aus der Blütenwirrnis reiner Poesie den Genius der Freiheit hervorspringen und die dreifarbige Fahne schwenken. Was sich ihm dabei in den Vordergrund drängte, war der Glaube an die umwälzende Kraft der Idee, wie überhaupt der Liberalismus als Weltanschauung auf der Macht der Idee fußte und nie mehr von der Zauberwirkung der Ideen geschwärmt wurde als in der Frankfurter Paulskirche anno 1848. So war es ein Ausfluß liberalen Geistes und zugleich ein Nachhall Hegels, wenn Heine in der Weltgeschichte nichts als die Garderobe des menschlichen Geistes sah: keinen Zusammenstoß von Interessen, sondern zunächst einen Widerstreit von Ideen. Drüben der hochmütige Wahn der Feudalen, die sich für die Blumen der Welt und alle anderen für das Gras hielten, drüben der dünkelhafte Irrglaube der Junker, daß Millionen Menschen als Lasttiere für einige Tausend privilegierter Ritter geschaffen seien, hüben die leuchtende Idee der Freiheit, die Religion geradezu der Freiheit, die Religion unserer Zeit, hüben der heilige Kampf für die großen Aufgaben der Zeit: „Es ist die Emanzipation. Nicht bloß die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, westindischen Schwarzen und dergleichen geduckten Volkes, sondern es ist die Emanzipation der ganzen Welt, absonderlich Europas, das mündig geworden ist und sich jetzt losreißt von dem eisernen Gängelbande der Bevorrechteten, der Aristokraten."

Dieser bevorrechteten Sippe galt Heines ganzer glühender Haß. So wie er haßte nur noch einer in dieser lauen Zeit, den Heine als den einzigen Dichter der Revolution neben sich ansprach, Johann Heinrich Voß, der greise Dichter der „Luise",

der Übersetzer Homers, der sich an Napoleon als dem „Würgengel der Hochgeborenen" erfreute und seinem Jugendgefährten, dem Dichter Stolberg, bei seiner Flucht in den Katholizismus höhnend zurief:

> Edlere nennst Du die Söhne Gewappneter, die in der Vorzeit
> Tugend des Doggen vielleicht adelte oder des Wolfs?

Wie Voß, der als Sohn eines Leibeigenen aufgewachsen war, kannte Heine den dreisten Übermut des Adels nicht nur vom Hörensagen. In Göttingen und in Norderney hatte er in den Sprossen des hannoverschen Krautjunkertums die Urbilder jener edlen Recken beobachtet, deren ganzer Gedankenkreis sich um Pferde, Hunde und Ahnen drehte, und „die unseresgleichen", grimmte er, „zu ihren Hundejungen, ja, auch vielleicht noch zu etwas Wenigerem, zum Hunde selbst, machen möchten". Mit zusammengepreßten Lippen hatte er in Göttingen gesehen, wie ein paar dieser Edlinge einen armen Teufel von Schnelläufer durch einige Taler bewogen, ermattet in schwüler Sommerhitze die zurückgelegte Strecke noch einmal zu laufen, „und der Mensch lief und war todblaß und trug eine rote Jacke, und dicht hinter ihm im wirbelnden Staube galoppierten die wohlgenährten edlen Jünglinge auf hohen Rossen, deren Hufe zuweilen den gehetzten keuchenden Menschen trafen, und es war ein Mensch!" Kein Werk erschien ihm verdienstvoller, als die Burgen, die Felsennester jener privilegierten Raubvögel, auszuräuchern, die auf ihre schwächliche Nachbrut bloß den starken Appetit vererbt hatten, kein Ziel höher, als Deutschland von den Resten des Feudalismus und Klerikalismus zu befreien.

In einem Atemzug nannte Heine die Pfaffen mit den Rittern, denn ganz zu schweigen von seiner Abneigung gegen das hohle, ausgestorbene Seelengespenst der Religion wußte er, daß zur Unterstützung der Religion viel Bajonette gehörten. In katholischen wie in protestantischen Pfaffen, mochten jene wie Eigentümer und diese wie Pächter des Himmels einherwandeln, ent-

deckte er das einmütige Streben, durch den alten Glauben das Volk zur alten Bescheidenheit und Mäßigung zurückzuführen. Dabei gestand er einschränkend, er hasse nicht den Altar, sondern nur „die Schlangen, die unter dem Gerölle der alten Altäre lauern", und nicht den Thron, sondern nur „das windige Adelsgeziefer, das sich in den Ritzen der alten Throne eingenistet". Ohne Umschweife bekannte er sich als Anhänger des Königtums und des monarchischen Prinzips und schwärmte von der „Emanzipation der Könige", auch hier ganz im Sinne der oberflächlichen liberalen Geschichtsauffassung, die den „guten" König von den „schlechten" Ratgebern befreien wollte. Gleichwohl hielt der Dichter es für rätlich, den Monarchen als Eigentum des Volkes in einer sicheren Konstitution einzusperren, wie man den Löwen, den König der Tiere, hinter eisernen Stangen verwahre, denn das Volk war ihm der wahre Kaiser, der wahre Herr der Lande, und im Willen des Volkes lag für ihn die einzige Quelle aller Macht. Nicht mehr die gekrönten Häuptlinge, sondern die Völker traten als die Helden der neueren Zeit auf: „Auch diese Helden haben eine heilige Allianz geschlossen, sie halten zusammen, wo es gilt, für das gemeinsame Recht, für das Völkerrecht der religiösen und politischen Freiheit, sie sind verbunden durch die Idee, sie haben sie beschworen und dafür geblutet, ja, sie sind selbst zur Idee geworden, und deshalb zuckt es gleich schmerzlich durch alle Völkerherzen, wenn irgendwo, sei es auch im äußersten Winkel der Erde, die Idee beleidigt wird."

Da aber diese Idee, die Lehre der Freiheit und Gleichheit, in den Tagen der großen französischen Revolution „aus jener allgemeinen Erkenntnisquelle geflossen war, die wir Vernunft nennen", saß neben der Liebe zu schönen Frauen die Liebe zur französischen Revolution von Uranfang in Heines Herzen. Diese Revolution war das Signal für den Befreiungskrieg der Menschheit, und als der Kuhreigen der Freiheit klang ihm die Marseillaise ins Ohr, doch wie er die radikalen Wahlrechtsreformer in England in Verdacht hatte, auf eine „Pöbelherr-

schaft" loszumarschieren, galt seine Neigung mehr der großbürgerlichen Gironde als der kleinbürgerlichen Bergpartei.

Wenn der Dichter der „Zwei Grenadiere" der schwärmerischste deutsche Sänger Napoleons wurde, sprach die rein künstlerische Freude an einer gewaltigen Persönlichkeit mit, die durch ihre menschliche Größe auch einen Goethe in ihren Bann zwang. Aber mehr noch steckte in dieser Napoleonbegeisterung kühne Auflehnung gegen die herrschenden Mächte des Tages. Damit stand Heine nicht allein, sondern wie einst im Düsseldorfer Hofgarten war er auch jetzt im Garten der deutschen Literatur nur einer unter vielen, die den Hut vom Kopfe rissen und mit lautem: Vive l'Empereur! den Mann umlärmten, der gelassen die Allee heruntergeritten kam. Schon im Oktober 1814, als die siegreichen Landwehren aus Frankreich nach Deutschland zurückströmten, feierte eine sächsische Zeitschrift den entthronten Kaiser als „die Schutzwehr der Verfassung durch Stellvertreter, als einen geschworenen Feind des Feudalsystems und als kräftigen Erzieher der Nationen zum Widerstande gegen mutwilligen Druck und abgenutzte Vorurteile", und als der von Elba Zurückgekehrte in den hundert Tagen mit konstitutionellen Gedanken spielte, war er mit einem Schlag der Abgott aller liberalen Elemente nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa. Man erinnerte sich, wie er einst jeden Aufstieg zu höherer Gewalt, vom General zum Konsul und vom Konsul zum Kaiser, durch eine allgemeine Volksabstimmung hatte bestätigen lassen und bewunderte in dem Advokatensohn, der es bis zum allmächtigen Weltherrscher gebracht hatte, den gelungensten Beweis für die liberale Weltanschauung vom Sieg des Tüchtigsten beim freien Spiel der Kräfte. Mit jedem Tag wuchs die Neigung und Bewunderung um so mehr, je viehischer sich nach Waterloo in Frankreich der weiße Schrecken in bluttriefenden Orgien gegen alle Anhänger des Kaisers austobte und je hündischer die Engländer den Gestürzten in dem Käfig der einsamen Insel St. Helena folterten. Da in all den Jahren die Fürsten und Feudalen vor seiner Rückkehr zitterten, meinte Chateaubriand

mit Recht, daß „Napoleons Hut und grauer Rock auf der Spitze eines Stockes an der Küste bei Brest genügen würden, um ganz Europa zu den Waffen greifen zu lassen". Aber mußte schon einmal zu den Waffen gegriffen werden, wollte auch der Mann aus der Masse lieber für den kaiserlichen Adler seine Haut zu Markte tragen, der doch auf seinen Schwingen ein gut Stück Freiheit in die Welt gebracht hatte, als für den kurhessischen Zopf, in dem nur der Staub verstorbener Jahrhunderte dick und modrig saß. Noch Jahrzehnte später sprach für die Napoleonverehrung im deutschen Volk Herweghs Klage:

Wann hängt in jeder deutschen Hütte
Der Hutten statt des Bonaparte?

Nicht nur als Rheinländer und Jude hatte Heine die Segnungen des napoleonischen Regimes am eigenen Leibe erfahren, sondern auch in der dicken und heißen Luft Deutschlands nach dem Wiener Kongreß kaum zu atmen vermocht und im besonderen in der preußischen Hauptstadt die schnarrenden Junker mit ihrem ingrimmigen Haß gegen den Code Napoleon getroffen, „dieses schlechte Gesetzbuch, das nicht mal erlaubt, der Magd eine Maulschelle zu geben". Wie Hegel am Tage von Jena und Auerstädt im Kaiser die „Weltseele" sah, „zu Pferde sitzend und über die Welt hingreifend und sie beherrschend", so bewunderte Heine in Napoleon „den Mann der Idee", den „Idee gewordenen Menschen"; der Dichter, der ganz dem Ideal der bürgerlichen Freiheit hingegeben war, begrüßte ihn als den Bahnbrecher der Freiheit und Testamentsvollstrecker der bürgerlichen Revolution, als den neuen Mann und den Mann der neuen Zeit. Unbedingt wollte er ihn deshalb nur bis zum achtzehnten Brumaire lieben, denn „da verriet er die Freiheit". Aber der Poet konnte sein Herz nicht zügeln, er liebte auch den Mantel von Marengo, er liebte auch die Sonne von Austerlitz und den Pulvernebel von Waterloo, und mit ganzer glühender Seele liebte er das Grab auf St. Helena. Wie ihm der Kaiser kein Mensch wie die anderen, sondern ein Götterbild war: „jeder Zoll ein Gott", so verglich er das Leiden und Sterben des Sohnes

der Revolution mit dem Christi, und St. Helena wurde ihm zu dem „heiligen Grab, wohin die Völker des Orients und Okzidents wallfahren in buntbewimpelten Schiffen und ihr Herz stärken durch große Erinnerungen an die Taten des weltlichen Heilands, der gelitten unter Hudson Lowe, wie es geschrieben steht in den Evangelien Las Cases, O'Meara und Antommarchi". Aber auch der Gefangene von St. Helena war für Heine immer nur der Mann des Volkes, an dem die Könige jetzt heimlich rächten, was einst am 21. Januar 1793 das Volk öffentlich an einem der ihren verübt hatte.

Da das kaiserliche N in Sternenschrift strahlend an das Dichters Himmel stand, sah er die Befreiungskriege mit ganz anderen Augen an als die „alldeutschen Revolutionsdilettanten mit ihren Turngemeinplätzen", deren einen in der Gestalt des Münchner Turnprofessors Maßmann er damals schon grausam zu höhnen begann. Für Heine hatte in der napoleonischen Epoche ein Heldengeschlecht, emporgeschossen durch den Zauberspruch Freiheit und Gleichheit aus dem Boden Frankreichs, wie im Triumphzug, berauscht vom Ruhm und geführt vom Gotte des Ruhmes selbst, die Welt durchzogen und tanzte endlich den rasselnden Waffentanz auf den Eisfeldern des Nordens, „und diese brechen ein, und die Söhne des Feuers und der Freiheit gehen zugrunde durch Kälte und Sklaven". Dann kamen „die Alliierten und die schlechten Befreiungsgedichte, Hermann und Thusnelda Hurra! Und der Frauenverein und die Vaterlandseicheln und das ewige Prahlen mit der Schlacht bei Leipzig und wieder die Schlacht bei Leipzig und kein Aufhören davon". Beistimmend erzählte er von einem alten Lehrer aus der Düsseldorfer Schulzeit, der auf den Siegesjubel der Befreiungskriege das Wort des Antisthenes auf den Sieg der Thebaner bei Leuktra anwandte: „Sie machen es wie die Knaben, die vor Freude sich nicht zu lassen wissen, wenn sie einmal ihren Schulmeister ausgeprügelt haben", und wehmütig hinzufügte, „liebe Jungens, es wäre besser gewesen, wir hätten selbst die Prügel bekommen".

Mit unerhörter Kühnheit, mit unbekümmertem Radikalismus gellte den Herrschenden dieses Triumphlied der siegenden Revolution und der Enthusiasmus für den besiegten Kaiser ins Ohr. Bedrohlich wie der Trommelwirbel des Ça ira, aufpeitschend wie das Sturmlied von Marseille rasselte das durch Deutschland. Das war die verführerische Musik der Revolution, das war die Revolution selbst! Fortan galt den Machthabern und Finsterlingen der Dichter als der gefährlichsten Demagogen einer, und während der genießerische Feinschmecker Metternich sich im stillen Kämmerlein an den Reizen der „Reisebilder" ergötzte, traf in fast allen Bundesstaaten hartes Verbot Heines Schriften.

Aber der Sänger der bürgerlichen Freiheit war mitnichten ein Dudelsackpfeifer der Bourgeoisie. Schon jetzt wuchs er über den Vorkämpfer der nationalen und liberalen Beschränkung hinaus. Zwar war es in einer Zeit, in der sich die Keime des „Jungen Europa", des internationalen Bruderbundes aller liberalen Elemente, bildeten, nichts Verwunderliches, wenn er „jetzt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien" entdeckte, und wenn ihm der Kriegsruhm ein veraltetes Vergnügen und Napoleon der letzte Eroberer zu sein dünkte. Aber er hatte sich zur Genüge mit dem Hamburger Geldprotzen herumschlagen müssen, um zu wissen, daß aus dem Samen der Bankiers und Börsenjobber nicht die Saat der Zukunft aufschoß. Auch die frohe Botschaft der Freiheit wurde, wie jenes andere Evangelium vor zweitausend Jahren, nicht den Reichen gepredigt, sondern nur den Armen. In der Geschichte des Judas offenbarte die Schrift für Heine sinnbildlich die unheimliche Verführungsmacht des Geldsackes und warnte vor der Treulosigkeit der Geschäftsleute; herb urteilte er: „Jeder Reiche ist ein Judas Ischarioth!" Je mehr er in der Zeit eine flammende Riesin sah, die ruhig weiterschreitet, unbekümmert um das Gekläffe bissiger Pfäffchen und Junkerlein zu ihren Füßen, desto mehr empfand er, daß die kommende Revolution alle sozialen Interessen umfasse und daß Adel und Kirche nicht ihre einzigen Feinde seien; immer leidenschaftlicher haßte er auch die „aristo-

cratie bourgeoise", und den baufälligen Hütten des Elends, wie er sie schaudernd in London gewahrt hatte, den abgelegenen Gäßchen und dunklen, feuchten Gängen der Armut mit ihren Lumpen und ihren Tränen galt sein Ruf:

Alle Menschen, frei geboren,
Sind ein adliges Geschlecht!

Daß seine Schriften die Demagogenhetzer gegen ihn aufgebracht hatten und früher oder später eine Festungskasematte seiner harrte, mehrte mitnichten sein Behagen im deutschen Vaterlande. Als daher die französische Julirevolution von 1830, die „große Woche" der Pariser, alles Liberale in Europa mit Begeisterung durchdrang, wurde Heine in die Strudel des höchsten Entzückens hineingerissen. Auf Norderney erreichte ihn die Nachricht, daß auf den Türmen der Notre-Dame wieder die Trikolore wehe, daß die Marseillaise wieder durch Frankreich klinge, und diese Kunde machte ihn toll. „Lafayette", jauchzte er, „die dreifarbige Fahne, die Marseillaise . . . Fort ist meine Sehnsucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder, was ich soll, was ich muß . . . Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zaubersegen ausgesprochen . . . Blumen! Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Todeskampf. Und auch die Leier, reicht mir die Leier, damit ich ein Schlachtlied singe . . . Worte gleich flammenden Sternen, die aus der Höhe herabschießen und die Paläste verbrennen und die Hütten erleuchten . . . Worte gleich blanken Wurfspeeren, die bis in den siebenten Himmel hinaufschwirren und die frommen Heuchler treffen, die sich dort eingeschlichen ins Allerheiligste . . . Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme!"

Mit Sturmesgewalt riß es ihn nach Paris, wohin er so lange schon strebte. In Deutschland war kein Feld des Wirkens für seine begeisterte Seele, die in der Leere und Bedeutungslosigkeit dieses „Bagatellebens" selber schal zu werden drohte. Las er im „Morgen-Chronicle" von dem bewegten Leben des englischen

Volkes mit seinen Pferderennen, Box- und Hahnenkämpfen, Schwurgerichtsverhandlungen und Parlamentsdebatten und nahm er danach betrübten Herzens ein deutsches Blatt zur Hand, um die Spuren eines Volkslebens darin zu suchen, so fand er nichts als „literarische Fraubasereien und Theatergeklatsche". Dann ward er inne, daß der Engländer die Freiheit wie ein rechtmäßiges Weib liebe, der Franzose wie seine Braut, der Deutsche aber wie seine alte Großmutter. In Deutschland blieb dem Dichter nur doppelte Wahl. Entweder konnte er Dolche und Schwerter dichten, jeden Tag der unausbleiblichen langen Haft gewärtig, oder er mußte in Schildas Eichenhain seine zarten Reime aus Veilchenduft und Mondenschein weben. Hinter feuchten Kerkermauern zu faulen, untersagte ihm seine schwache Gesundheit, den Kampfruf in die Brust zurückzupressen, verbot ihm sein innerstes Wesen. So entschied er sich, nachdem er noch einmal, wie um zur eigenen Beruhigung kein Mittel unversucht zu lassen, nach Posten im Vaterland die Angel ausgeworfen hatte, den „teutonischen Schlafmützen- und Perückenwäldern" zu entfliehen und vorderhand in Paris seine Zelte aufzuschlagen.

Auf der Reise besuchte er in Frankfurt Börne. Am 1. Mai 1831 überschritt er bei Straßburg „den Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister", und betrat den Boden, dessen Grenzpfähle seit kurzem wieder die drei glorreichen Farben von 1789 trugen.

Sein Schiff hatte die Götter der Zukunft an Bord.

Die Zauberstadt

Was für Karl Marx London, das war Paris für Heinrich Heine: der Boden, auf dem er zu seinem eigentlichen Beruf und zu seiner wahren Größe heranreifte.

In die Studierstube unserer großen klassischen Dichter war nie etwas von dem unheimlichen Brausen einer Weltstadt gedrungen, sondern immer nur das friedliche Gänsegeschnatter einer erbärmlichen Winkelresidenz, in der, fern von den Strömen des Lebens, Schiller wie Goethe, umwuchert von elendem Hofklatsch und nichtigem Kleinkram, ihre Tage verbrachten. Mußte diese Beschränkung ihren Gesichtskreis wesentlich einengen, so warf sich hier zum ersten Male ein deutscher Dichter jauchzend, mit ausgebreiteten Armen, in die Wellen einer Millionenstadt, wo sie am wildesten schäumten und brandeten. Berlin und München, wo sich Heine vordem umgetan hatte, verblaßten neben Paris wie Sterne neben der Sonne, und gar Düsseldorf und Lüneburg, Bonn und Göttingen waren verschollene Dörfer. Mit einem Gemisch von Schauder und Rührung erinnerte er sich im Pariser Treiben oft des stillen Lebens in den stillen deutschen Nestern und beschrieb es mit liebevoller Farbengebung: „Ruhig zieht die Wache auf, im ruhigen Sonnenschein glänzen die Uniformen und Häuser, an den Friesen flattern die Schwalben, aus den Fenstern lächeln dicke Justizrätinnen; auf den hallenden Straßen ist Platz genug: die Hunde können sich gehörig anriechen, die Menschen können bequem stehenbleiben und über das Theater diskutieren und tief, tief grüßen, wenn irgendein

vornehmes Lümpchen oder Vizelümpchen mit bunten Bändchen auf dem abgeschabten Röckchen oder ein gepudertes, vergoldetes Hofmarschälkchen, gnädig wiedergrüßend, vorbeitänzelt . . .", die Welt stand still in solchem Krähwinkel, und es versauerte und verbauerte, wer hinter seinen Mauern zu weilen verdammt war.

Für ein Kurzes hatte der Dichter schon vor seiner Übersiedlung nach Paris bei seinem Besuch in London einer wirklichen Großstadt ins Herz geschaut. Von der grandiosen Wucht dieser Riesenstadt überwältigt, stand er auf den tosenden Straßen, „wo ein buntscheckiger Knäuel von Männern, Weibern, Kindern, Pferden, Postkutschen, darunter auch ein Leichenwagen, sich brausend, schreiend, ächzend und knarrend dahinwälzte", fast stammelnd gab er seine Eindrücke wieder: „Ich habe das Merkwürdigste gesehen, was die Welt dem staunenden Geiste zeigen kann, ich habe es gesehen und staune noch immer — noch immer starrt in meinem Gedächtnisse dieser steinerne Wald von Häusern und dazwischen der drängende Strom lebendiger Menschengesichter mit all ihren bunten Leidenschaften, mit all ihrer grauenhaften Hast der Liebe, des Hungers und des Hasses." Aber um dieser Großstadtliebe, diesem Großstadthunger und diesem Großstadthaß ein nie mehr erreichter Sänger zu werden, mußte Heine sich erst im Reigen der Pariser Großstadtleidenschaften umtreiben, denn so sehr ihn alles in der französischen Hauptstadt anzog, so sehr stieß ihn alles in der englischen Metropole ab, Dinge wie Menschen. Fast wie ein Erbteil des Konkurrenzhasses jener niederrheinischen Tuchkrämer, von denen er abstammte, gegen den großen britischen Nebenbuhler steckte in dem warmherzigen Dichter unausscheidbar ein Grimm gegen das kaltblütige Land, in dem die Maschinen wie Menschen und die Menschen wie Maschinen waren. Als die Insel der Verdammnis erschien ihm das Königreich, er sprach nur von dem „steinkohlenqualmigen, maschinenschnarrenden, kirchengängerischen und schlecht besoffenen England", und so unerquicklich ihm das Land, so widerwärtig war ihm das

Volk. Zuzeiten empfand er zwar die schreckliche Ungerechtigkeit, über ein ganzes Volk den Stab zu brechen, aber der Empfindsame konnte sich seines tiefen Widerwillens gegen die Nation nicht enthalten, die so steifleinen, so hausbacken, so selbstsüchtig, so eng, so englisch war. Schon wenn er ihre Sprache, die fatalen Zischlaute des Egoismus, vernahm, schüttelte er sich vor Abscheu, und mit der grotesken Vorstellungskraft des Gespenster-Hoffmann sah er in den Engländern immer nur Automaten mit der inwendigen Triebfeder des Egoismus: jeder von ihnen entwickelte aus sich heraus ein Gas, die tödliche Stickluft der Langeweile, und als die Götter der Langeweile, eine graue Staubwolke von Traurigkeit hinter sich lassend, jagten sie in blanklackierten Wagen mit Extrapost durch alle Länder. Es gab schlechthin keinen italienischen Zitronenbaum ohne eine Engländerin, die daran roch, und wenn man sich die Sache recht betrachtete, so bot ein fluchender Franzose sicher der Gottheit ein angenehmeres Schauspiel als ein betender Brite.

Denn wie ein Hexentrank wirkten auf jeden Deutschen mit Kulturhunger Frankreich, die Franzosen und der Inbegriff von beidem: Paris, nach einem Worte der Staël die einzige Stadt, in der man das Glück entbehren konnte. Nach Paris drängte aus allen Weltteilen, wer einer Sehnsucht, einer Begierde oder auch nur einer Laune Erfüllung schaffen wollte. Nach Paris war Börne ein halbes Jahr vor Heine gekommen, mit dem Gefühl, daß er sich die Schuhe ausziehen müsse und nur barfuß das heilige Pflaster betreten dürfe, und als ein halbes Menschenalter später Friedrich Engels auf der Terrasse von St.-Cloud Paris zu seinen Füßen liegen sah, an den warmen Rebenhügeln des gewundenen Seine-Tales, „eine Odaliske auf bronzeschillerndem Divan", da grüßte er begeistert die Stadt, „in der die europäische Zivilisation zu ihrer vollsten Blüte sich entfaltet, in der alle Nervenfasern der europäischen Geschichte sich vereinigen und von der in gemessenen Zeiträumen die elektrischen Schläge ausgehen, unter denen eine ganze Welt erbebt; eine Stadt, deren Bevölkerung die Leidenschaft des Genusses mit der Leidenschaft

der geschichtlichen Aktion wie nie ein anderes Volk vereinigt, deren Bewohner zu leben wissen wie der feinste Epikuräer Athens und zu sterben wie der unerschrockenste Spartaner, Alkibiades und Leonidas in einem; eine Stadt, die wirklich, wie Louis Blanc sagt, Herz und Hirn der Welt ist".

Durch die zentralisierende Politik der französischen Könige war Paris früher schon der Mittelpunkt und mehr: der Ausdruck von Frankreich geworden. Als der Dreißigjährige Krieg auf lange hinaus die bürgerliche Entwicklung Deutschlands hemmte, zählte die französische Hauptstadt schon achtmalhunderttausend Seelen, zwölftausend Karossen rollten durch ihre Straßen, und der Faubourg St.-Germain begann bereits, Palast an Palast, sich zu dem besonderen Viertel der Vornehmen auszuwachsen. Zwei Jahrhunderte später war Paris wirklich Frankreich und Frankreich Paris, oder wie Heine es faßte: „Frankreich sieht aus wie ein Garten, wo man alle schönen Blumen gepflückt hat, um sie zu einem Strauße zu verbinden, und dieser Strauß heißt Paris." Zwar erinnerte so viel von dieser modernen Stadt noch an das Mittelalter; einzelne Teile, wie das Quartier Latin, von dessen Grenze Heine trotz häufigen Wohnungswechsels selten wegrückte, mahnten mit ihren engen, gewundenen, finsteren und schmutzigen Gassen an Provinzstädte. Jahrzehnte vergingen noch, bis der Seinepräfekt Haußmann in dieses ungesunde und übelriechende Gäßchengewirr klaffende Breschen legte und die breiten, schnurgeraden Straßen baute, durch die Licht und Luft ebenso ungehindert streichen konnten wie die Mitrailleusenkugeln zur Niederwerfung eines Volksaufstandes. Aber dieses enge Bei- und Durcheinander alter und schiefer Häuser, aus deren Fenster man dem Nachbar in die Töpfe gucken konnte, gab der Lichtstadt besondere heimliche Reize. Daneben reckten sich gewaltige Bauwerke und Denkmäler aus alten und jungen Tagen auf, der Louvre und das Elysee, die Börse und die Oper, die Vendôme-Säule und der Triumphbogen, der Steinkoloß gewordene Ruhm der Marschälle und Grenadiere des Kaiserreichs, die Heine so schwärmerisch besungen hatte, und nicht zuletzt die Notre-Dame-

Kirche mit der großen Brummglocke, die am ersten Mai den Parisern den Louis-Philipp-Tag verkündete: dann donnerten auch die Kanonen vom Invalidendom, und auf dem Karussellplatz glitzerte und gleißte die Truppenschau.

Das Herz von Paris aber schlug zwischen der Rue de la Chaussee d'Antin und der Rue du Faubourg Montmartre auf den großen Boulevards, die gerade seit 1830 alles pulsende Leben der Weltstadt umschlossen. An vierundzwanzig Stunden des Tages ergoß sich durch diese Straßen ein stets wachsender Menschenstrom, Bummler und Geschäftemacher, Ehrgeizige und Vergnügungssüchtige, Prinzen und Bettler, Neugierige und Hungrige, Abenteurer und Narren — nach einem Wort Balzacs konnte man nicht zwei Boulevards kreuzen, ohne auf einen Freund oder auf einen Feind zu stoßen, auf einen Sonderling, der zu lachen oder zu denken gab, auf einen armen Teufel, der nach einem Sou spähte, oder auf einen Schwankdichter, der einen Stoff suchte. Sank die Sonne, die Paris wie ein schimmerndes Geschmeide einer schönen Frau zu Gesicht stand, so flammten von der Madeleine bis zur Porte St.-Denis über dreitausend Läden mit ihren prächtigen Auslagen in dem „frechen Höllenfeuer der Gasbeleuchtung" auf, und um Mitternacht überstürzten sich hier die Genußwellen. Was es an lockerem und lustigem Treiben ehedem im Palais Royal gegeben hatte, in dem die moralische Regierung des Bürgerkönigs die Spielhäuser sperrte, das machte sich jetzt lockend und lachend auf dem Boulevard de Gand, später Boulevard des Italiens genannt, breit. Gleich nach seiner Ankunft empfand Heine die Wahrheit des Sprichworts: „Wenn der liebe Gott im Himmel sich langweilt, öffnet er das Fenster und betrachtet die Boulevards von Paris." Auch ein kleiner Gott, schlenderte er dahin, mit lebhaften Augen hinter der Brille, den weißen Hut in den Nacken geschoben, ein leidenschaftlich mitgerissener Betrachter, studierend im Genuß, im Studium genießend. Ganz anders als in dem verregneten, grauen und grämlichen Deutschland war der Frühling, so sonnenduftig, der Himmel so lieblich blau, die Bäume so

grünvergnügt glänzend, und was auf den Straßen in tausendfältiger Gestalt vor dem deutschen Dichter durcheinander wirrte und wogte, war wirklich neue Zeit, neunzehntes Jahrhundert. Zwischen zwölf und ein Uhr nachts, wenn die Heimat längst die Zipfelmütze tief über die Ohren gezogen hatte, rauschte durch Paris noch das lebendigste Leben, in der Oper klang das brausendste Schlußstück, aus den Varietés und aus dem Gymnase-Theater strömten die heitersten Gruppen. Das wimmelte, tänzelte und schäkerte auf dem Boulevard Montmartre, wo es am Tage gelacht, gegrollt und getrommelt hatte, denn dort warf der Menschenozean Paris die wildesten Wogen, dort kreischten die lautesten Stimmen der modernen Zeit.

Bunter Eindrücke sinnverwirrende Fülle stürmte auf den Ankömmling ein, und nicht mehr wie einst auf das ungebundene Volksleben der Engländer neidisch, ließ er sich nur zu willig in der Flut des Pariser Volkes treiben. Unter den Linden des Place Royale oder unter den Kastanien des Tuileriengartens wandelte man, oder an den Verkaufsständen der Seinekais fahndete man nach seltenen Büchern, im Jardin des Plantes bestaunte man die vielbegafften Neuheiten, einen Orang-Utang und ein Seekalb, die der hurtige Volkswitz mit bekannten Politikern verglich, man stieg auf die Sternwarte, um sich von Arago den gestirnten Himmel erklären zu lassen, oder stumm und gedankenvoll schaute man von dem Friedhof Père Lachaise oder dem Kalkberg Montmartre auf den brodelnden Kessel der Stadt. Am Sonntag ergötzte man sich in den Champs-Elysées in einer auf- und abwogenden Menge zwischen Budenreihen an Feuerfressern und Degenschluckern, an Schlangenmenschen und Seiltänzern oder zog nach Versailles hinaus, wohin alles, Student und Spießbürger, drängte, um die berühmten Wasser springen zu sehen. Wo bei Conflans Seine und Marne zusammenfließen, führten weiße Brücken zu umbuschten Inseln, auf denen man es sich in stillster Abgeschiedenheit wohl sein ließ. Vielleicht stieg auch auf dem Marsfeld die Luftschifferin Elisa Garnerin auf und stürzte sich mit dem Fallschirm aus ihrem Ballon, und war

eine Hinrichtung angesagt, strömte die Menge ebenso schaulustig schon am Abend vorher, reichlich mit Vorräten versehen, zu der Barrière St.-Jaques. Aber was es auch gab, immer glich Paris einem bewegten Meere, und nicht umsonst führte die ruheloseste aller Städte im Wappen die stolze Losung: Fluctuar, nec mergiar! Wellen auf und Wellen ab, aber nie ins Wellengrab!

In dieser „fieberhaft aufreibenden, anarchischen Atmosphäre" fühlte sich Heine wie ein Fisch im Wasser oder, spottete er beglückt, die Fische im Wasser, nach ihrem Befinden befragt, antworteten, es gehe ihnen wie Heine in Paris. Nicht müde ward er, sie zu preisen, „die schöne Zauberstadt, die dem Jüngling so holdselig lächelt, den Mann so gewaltig begeistert und den Greis so sanft tröstet". Aus der dumpfen Enge der Heimat sah er sich mit einem Schlag in eine Genußwut hineingerissen, in einen bunten Taumel, in einen singenden, springenden Strudel:

Und alles dreht sich hier im Kreise
Mit Ungestüm, wie'n toller Traum.

In dieser „holdseligen, zivilisierten Luft" konnte er atmen, an den Stätten, wo man gut und elegant speiste, wie bei den Frères Provençaux, im Café de Paris und im Café Anglais vergaß er so gern alle Misere der Welt, und auch leiblich gedieh er zu jener Wohlbehaglichkeit, in deren Reiz ihn Theophile Gautier sah und schilderte als einen „schönen Mann von fünfunddreißig bis sechsunddreißig Jahren, mit den Merkmalen einer groben Gesundheit wie ein germanischer Apoll, wenn man seine hohe, weiße Stirn sah, marmorrein, von schwerem Blondhaar beschattet, die blauen Augen funkelnd von erleuchteter Eingebung, rundlich volle Wangen mit vornehmer Linie, nicht umdüstert von der damals üblichen romantischen Bleichsucht". Freilich gestand auch Heine, daß es ihm zuerst wie allen Neulingen auf dem Pariser Pflaster gegangen sei, denen der Rausch der großen Stadt die Sinne wirrte, so daß sie sich in das Gesicht der ersten besten Grisette vergafften und sich an der Küche des schlechtesten Sudelkochs im Palais Royal ergötzten. Aber dem Zauber der einzigen Stadt erlag er auch immer wieder, als er sie schon

durch und durch kannte und ob er ihn gleich manchmal abschütteln wollte. Wurde ihm Paris vor lauter Pläsier zu ermüdend und kam es ihm wie eine Galeere des Vergnügens vor, so entfloh er an die See oder in die Pyrenäen, aber bei der Rückkehr jauchzte ihm das Herz in der Brust, wenn der Postwagen über das geliebte Pflaster der Boulevards rollte, wenn er an dem ersten Putzladen mit lächelnden Grisettengesichtern vorüberfuhr und wenn er das Glockengeläut der Cocoverkäufer wieder vernahm.

Als der Dichter im Maimond 1831 durch die Porte Saint-Denis rasselte, sog er den wundersamen Pariser Frühling in Lungen und Herz ein, und sein Ohr wie seine Seele erquickte „jenes laute gallische Lachen, das man bei uns nicht kennt und das so gutmütig und so mokant zugleich ist wie der lieblich edle französische Wein oder ein Kapitel von Rabelais". Dieser leichtsinnige Wein, der statt des dicken Bieres floß, machte, ein demokratisches Getränk, im Rausch die Menschen gleich, und so entwölkte sich mitten unter dem Lieblingsvolk der Göttin des Leichtsinns schnell die Stirn des deutschen Träumers. Die Männer fand er so höflich und die schönen Frauen so lächelnd, in dem Wort französisch schon steckte ihm so viel Geselliges, Artiges, Französisches, Schwatzendes, daß er aus dem Entzücken nicht herauskam, und die Sitten und sogar die Sprache der Franzosen enthielten ihm so viel köstliche Schmeichelei, daß seine Seele davon wie von Blumenduft trunken wurde. Doch wenn er vor den Franzosen als vor dem geistreichsten und heldenmütigsten Volk, das jemals auf dieser Erde geschanzt und gekämpft hatte, seinen Hut bewundernd zog, blendete ihn das Licht doch nicht so, daß er die Schatten übersah. Frankreich betrachtete er auch als die Gascogne von Europa, „enthusiastisch, aufbrausend, komödienhaft, edelmütig, leichtsinnig, großsprecherisch", seine Bewohner waren ihm auch die Hofschauspieler des lieben Gottes, und als Kehrseite ihrer Höflichkeit entdeckte er, daß sie zu sehr die gesellschaftliche Lüge mit der Ammenmilch eingesogen hatten und als Ergänzung ihrer körper-

lichen und geistigen Grazie, daß sie ohne Gedächtnis, leichtfertig und oberflächlich in der Liebe wie im Haß waren. Aber da er von den schwerblütigen und schwerfälligen deutschen Bärenhäutern kam, mußten ihm schließlich noch die Untugenden seiner neuen Nachbarn als Tugenden erscheinen.

Den Eindruck des Pariser Treibens auf einen Dichtergeist schilderte Hippolyte Taine, als er mit starken Farben die Luft malte, die Balzac atmete und Heine schlürfte: „Wer zum erstenmal herkommt, wird schwindlig. Die Straßen sprechen zu laut und die Menge drängt und eilt zu sehr. So viele Ideen hängen ja in den Auslagen oder sind in Schaufenstern aufgehäuft, in Denkmälern geformt, als Plakate affichiert und gleiten über die Physiognomien, die von ihnen beladen und bedrückt sind, und man meint, wie aus einem ruhigen und kühlen Wasser zu kommen und in einen Kessel zu stürzen, wo zischende Dämpfe sieden und die Wellen stürmen und wirbeln und wild gegeneinander geschleudert und von der erschauernden Wand des glühenden Metalls zurückgeworfen werden. Wohin könnte man sich vor diesem Fieber des Willens und Denkens zurückziehen? In ein anderes Fieber, in das der Sinne? In der Provinz legt man sich um neun Uhr schlafen oder schürt, mit seiner Frau in einen traulichen Winkel hineingedrückt, das Feuer oder spaziert auf die leeren Straßen hinaus, friedlich, mit kleinen Schritten und blickt in die Monotonie der Ebene hinein und träumt von der Stunde, da es wieder Morgen wird. Wie anders ist Paris um diese Stunde! Das Gas wird angezündet, der Boulevard füllt sich, die Theater fassen die Menschen nicht, alles will sich amüsieren. Überall stürzt man hin, wo man einen Genuß für Mund und Auge und Ohr vermutet. Raffinierte, künstlich gesteigerte Vergnügungen, eine ungesunde Küche, die bloß erregen und nicht nähren soll, werden hier von Berechnung und Unmoral bis zur Übersättigung und völligen Korruption geboten. Bis hinauf zu den höchsten Geistesgenüssen ist alles von einer zersetzenden Maßlosigkeit. Der abgestumpfte Geschmack will wieder erweckt sein, und dazu braucht es Paradoxe, un-

geheuerliche Ausdrücke, schamlose Ideen und ordinäre Anekdoten. Alles andere langweilt, und so muß sich der Verstand in das Gewand der Verrücktheit kleiden. Die Überraschung, die Bizarrerie, das Gequälte, die Übertreibung sind nur alltägliche Kostümierungen, die verborgensten Wunden der Seele und der Geschichte werden hier durchwühlt und von allen vier Enden der Welt, von allen Abgründen des Lebens, allen Höhen der Philosophie und Kunst strömen Bilder, Ideen, Wahrheiten, Paradoxe zu."

Mitten in diesem betäubenden Fasching und auf dem „glühenden Asphaltpflaster dieser Weltstadt" trieb alles mit unwiderstehlichem Zwang Heine dazu, sich zu dem ersten Dichter deutscher Zunge zu wandeln, der aus dem Gesumm der Millionensiedlungen einen Rhythmus heraushörte und Großstadtdinge mit Großstadtaugen sah und durch ein Großstadttemperament gefiltert wiedergab. Die Gosse der Rue du Bac, die Madame de Staël nicht gegen alle Naturschönheiten Europas eintauschen wollte, glich wahrhaftig nicht dem lieblichen Bach, an dem der lyrische Schäfer, den Wolken und dem Getändel der Falter nachträumend, beschaulich die Hirtenflöte blasen konnte, und das Leben, das auf den Boulevards brausend vorüberschoß, schleuderte in einer Minute so viel Eindrücke vor den Betrachter hin, wie farbige Glasstücke in einem Sehrohr durcheinanderpurzeln. Die Eindrucksfähigkeit des eindrucksfähigen Dichters schärfte sich in diesem tollen Hin und Her ins Ungemessene. Seine Sinne verfeinerten sich, und sein Auge gewann dem hastigen Wechsel der Erscheinungen tausend bunte Reize ab, die vor ihm die Sänger des ländlichen Friedens mit ihren einfacheren Nerven nicht zu sehen und zu haschen vermocht hatten. Auch der Stoffkreis seiner Dichtung erweiterte sich: wenn das ungebändigte Toben der Großstadt auf seine Sinne eindrang, stürmte sein Herz das Geständnis eines späteren Dichters: Auch dies, auch dies ist Poesie! Ehedem nie Besungenes erhielt in seinen Versen Leben und Gestalt, wie der keiner anderen Stadt eigene Pariser Nebel:

Auf dem Faubourg Saint-Marceau
Lag der Nebel heute morgen,
Spätherbstnebel, dicht und schwer,
Einer weißen Nacht vergleichbar.

Und wo ans Ohr der Landdichter nur die herkömmlichen Geräusche der Nacht, wie Sturmesbraus, Eulenschrei oder Waldesrauschen geklungen waren, vernahm der hellhörige Dichter der neuen Zeit ganz andere Laute — in neun Worte preßte er die abgerundetste Großstadtstimmung zusammen:

Draußen Nacht und Schneegestöber
Und das Rollen von Fiakern.

In diesem Paris, das eher ein Fieber war als eine Stadt, entfaltete Heine sich ganz zu dem „heutigsten Menschen mit den heutigsten Gefühlen", der er sein wollte, und wenn irgendwo, so kam sie hier jubelnd zu ihrem Recht, „die selbsttrunkenste Subjektivität, die weltentzügelte Individualität, die gottfreie Persönlichkeit". Da es ihm leiblich wohl ging, jauchzte auch seine Seele die tollsten Boulevardjauchzer mit, und wiederum entsprang es einer Stimmung der immer wandelbaren und immer gleichen Stadt, wenn er sich zuzeiten in eine sentimentale Mattigkeit einwiegte, getreu der Neigung zum leichten Wechsel der Stimmungen, der er schon in der Heimat unterlegen war. Freilich war er von der künstlichen Übersättigung meilenweit entfernt, die damals gerade unter den rosigsten Knäblein und den gesundesten Gelbschnäbeln von Paris Mode war, und als deren Dolmetsch Alfred de Musset in seinem „Rolla" sich auf dem Lotterbett des Lebensekels räkelte. Aber der breitgrinsende deutsche Biedersinn, der treuherzig alles für Gold nahm, was glänzte, hatte keine Stätte in einer Welt, die mit ihren bunten Widersprüchen ein witziger Gott geschaffen zu haben schien:

Deutsche Treue, deutsche Hemde,
Die verschleißt man in der Fremde.

Indem denn Heines Geist hier die „spaßhaften und kummervollen, schmutzigen und heiligen, grandiosen und winzigen Kombinationen einer umgestülpten Weltordnung" treu widerspiegeln

konnte, stahl sich wie süßes Gift eine holde Zweifelsucht in seine Seele ein. Mehr denn je empfand er die Bedingtheit aller irdischen Erscheinungen, und wo auf Schritt und Tritt Komik und Tragik untrennbar durcheinanderquirlten, sah er in der Menschheit einen Helden, der „beständig stirbt und beständig auferstehn, beständig liebt, beständig haßt, doch noch mehr liebt als haßt, sich heute wie ein Wurm krümmt, morgen als ein Adler zur Sonne fliegt, heute eine Narrenkappe, morgen einen Lorbeer verdient, noch öfter beides zu gleicher Zeit", den großen Zwerg, den kleinen Riesen, den homöopathisch zubereiteten Gott, in dem die Göttlichkeit zwar sehr verdünnt, aber doch immer existiert. Da er den Helden durch Lappen und Flitterkram ins innerste Herz schaute, stand ihm von allen Stücken Shakespeares das schonungslose Spiel „Troilus und Cressida" am nächsten, das mit einer jauchzenden Bitterkeit die Götter entgötterte und mit einer weltverhöhnenden Ironie die Helden entheldete.

Aus der Zweifelsucht und der Erkenntnis von Wert und Wesen menschlicher Dinge erwuchs zuweilen eine gutmütig gähnende Versöhnlichkeit im Umgange mit dem lieben Nächsten, die in schmunzelnden Versen verkündet wurde:

Während ich nach andrer Leute,
Andrer Leute Schätzen spähe,
Und vor fremden Liebestüren
Schmachtend auf und niedergehe:

Treibt's vielleicht die andren Leute
Hin und her an andrem Platze,
Und vor meinen eignen Fenstern
Äugeln sie mit meinem Schatze.

Das ist menschlich! Gott im Himmel
Schütze uns auf allen Wegen!
Gott im Himmel geb' uns allen,
Geb' uns allen Glück und Segen!

Denn auch der Liebesdichter Heine lernte in der Hauptstadt Cytherens andere, neue Klänge greifen, in der die Äpfel der Erfüllung von jedem Baume winkten und auf Schritt und Tritt

die drei Göttinnen, und wenn es nur Göttinnen der Straße waren, den jungen Paris vor die Wiederholung des klassischen Urteilsspruches stellten. Auf diesem Boden wuchsen nicht, wie im Schatten der deutschen Eichen, blonde, schmachtende Frauen, die gelinde von Liebe, Glaube und Hoffnung schwärmten, sondern hier wirrten sie Blick und Sinne, jene launischen, lustsüchtigen, wetterwendischen, fieberhaft koketten Weiber, deren Vorbild Heine in grauer Vorzeit in einer Kleopatra suchte und fand. Wenn Balzac zur gleichen Zeit die Frau von dreißig Jahren in die Literatur einführte, so kannte die Wirklichkeit in der Stadt, in der die Mütter tanzender Töchter noch tanzten und über die Schwelle des vierten Jahrzehnts nie hinauskamen, dieses besondere Wesen schon längst. Auch ein Sinnbild für das Jahrhundert war es, das im Zeichen einer neuen Wirtschaftsweise das Individuum entkettete, wenn im Reiche der Liebe die verheiratete Frau in der süßen Vollreife ihrer Jahre dem holdselig blöden Backfisch das Zepter entriß, denn erst in der Ehe konnte sie, dem Käfig des Elternhauses entflogen, ein Sonderdasein entfalten und ihr Ich entwickeln. Daß aber, wie Heine bald wahrnahm, den Franzosen im Leben wie in der Kunst nur die verheiratete Frau Gegenstand der Liebe war, schuf neue Steigerungen und Verwicklungen, neue Irrungen und Wirrungen in den Beziehungen der Geschlechter. Nach der großen, wahren Liebe allerdings spähte man meist vergebens, deren Wesen der lose Spötter Heine so tief auszuschöpfen verstand, da er sie malte als sehr verschämt und allen Wortkram hassend, als eine Liebe, die nur weinen und verbluten kann, für die es kein Gestern gibt und die an kein Morgen denkt, die eine wandelnde Flamme ist zwischen zwei Finsternissen, sondern was üppig gedieh, war die Liebe einer schon erkrankten Zivilisation mit all ihren mannigfaltigen Zwischenstufen, eine nicht mehr einfältige und nicht mehr einfache Liebe wie in Benjamin Constants „Adolphe", in die andere Empfindungen, Übersättigung, Ermüdung, Ekel, Haß und Langeweile hineinspielten.

Auch abseits der Kreise, die man die Gesellschaft hieß, toste

ein Cancan entfesselter Liebesleidenschaft vorüber. Wer auf einem der berühmten öffentlichen Bälle, dem Bal Mabille, der Grande Chaumière oder der Chartreuse, erschien, sah sie dort in aller Ungebundenheit vorbeiwirbeln, die großen Kokotten und die kleinen Grisetten, Dämchen und Mädchen von sehr verschiedener Art, denn bei jenen tat sich der Geldbeutel, bei diesen das Herz auf. Die Grisetten waren noch vom Stamm der Mimi und Musette, wie sie wenig später Murger in seinem „Zigeunerleben" zeichnete, kleine Mädels aus Laden und Werkstatt mit einem hellen Lachen auf den Lippen und im Herzen und mit einem sentimentalen Nelkenstöckchen auf dem Fensterbrett, immer unglücklich, wenn sie gerade ihr Herz nicht verschenkt hatten, stets geneigt, von dem Freunde zu nehmen, was er geben konnte und wollte, oft gemeinsamen Haushalt mit ihm führend, in der Treue sicher wandelbarer als die vielbesungene Gattin des Odysseus, aber nie käuflich und alles andere als bezahlte Dirnen.

Von ihrem bescheiden leichtsinnigen Treiben war der Weg zur kleinbürgerlichen Ehe häufiger und näher als zum Kokottentum, von dessen Vertreterinnen Paris so viele beherbergte wie keine andere Stadt des Festlandes, von der gefeierten Königin der Halbwelt, für die sich eine ganze Jugend ruinierte, bis zur polizeilich abgestempelten Lasterdirne der Vorstadt, die an guten Tagen ihren Schnapsrausch im Rinnstein ausschlief: während die amtlichen Listen zur Zeit der Julirevolution nur dreitausend öffentliche Mädchen aufwiesen, wollten Kenner ihre Zahl auf das Zwanzigfache ansetzen. Aber ob Frauen oder Dirnen, Kokotten oder Grisetten, fast alle wußten mit einer geflügelten Leichtigkeit der Seele und des Leibes zu entzücken und zu berücken, und dem leicht entzündlichen Dichter stieg dieser Duft geputzter, gepuderter und gefallsüchtiger, begehrenswerter und nicht unerreichbarer Weiblichkeit wie prickelnder Champagner zu Kopfe, und mit gierigen Sinnen schlürfte er der Liebe süßes Elend und der Liebe bittere Lust bis auf den Grund. In diesem Paris lief alles so sehr auf Liebeslockung und Liebesspiel hinaus,

daß Heine selbst in der Mutter Gottes die schöne Dame du Comptoir der katholischen Kirche sah, bestimmt, die Kunden, besonders die Barbaren des Nordens, mit ihrem himmlischen Lächeln anzuziehen und festzuhalten.

Ein beglückter Blindekuhspieler griff er in den ihn umschwirrenden Reigen von leichtgeschürzten Schönen hinein, und ob er Seraphine oder Angelique, Diane oder Hortense, Clarisse oder Jolanthe zu packen bekam, verliebt und närrisch zog er jede an sich, und da er obendrein ein Dichter war, mit ganzen Nachtigallenchören in der Seele, hinterließ jedes köstliche Abenteuer als schimmernden Bodensatz ein köstliches Gedicht. In übermütigen, ausgelassenen und selten ganz zugeknöpften Versen besang er das erwartete höchste Glück, das ihm blinzelnd süß ihr Seitenblick verkündet hatte, pries er die roten Lippen, die so wild, so stürmisch, so sinnverwirrend zu küssen vermochten, beklagte er die entschwundene süße Jugendeselei, die einst am Sieg das beste gewesen war, gefiel er sich in dem lieblichen Zwiespalt:

In welche soll ich mich verlieben,
Da beide liebenswürdig sind?
Ein schönes Weib ist noch die Mutter,
Die Tochter ist ein schönes Kind.

Aber auch in diesen Bezirken gab es für den verfeinerten Nervenmenschen zwischen Himmel und Erde verwickeltere Dinge als die Frage, ob der Hans seine Grete küßt oder nicht. Weiber gab es, die, wenn sie verrieten, nicht aufgehört hatten zu lieben, und Herzen, die sich schlecht vertrugen und dennoch brachen, wenn sie schieden. Das Gefühl der Eifersucht gab es ohne das der Liebe, und weit schmerzlichere Erfahrungen als der Tod eines geliebten Wesens, nämlich „wenn der geliebte Gegenstand Tag und Nacht in unseren Armen liegt, aber durch beständigen Widerspruch und blödsinnige Kapricen uns Tag und Nacht verleidet, dergestalt, daß wir das, was unser Herz am meisten liebt, von unserm Herzen fortstoßen, und wir selber das verflucht geliebte Weib nach dem Postwagen bringen und

fortschicken müssen". Wenn darum einer neuen Leidenschaft die Kerzen entzündet wurden, sah er stets das Ende voraus, nach dem tollen Fasching der Herzen den schnöden Verrat oder den gähnenden Überdruß. Aber selbst da sich dieser scheinbar leichte Genußmensch mitten in den Wirbeln des Genusses drehte, rührten jählings die kalten Schauer der Ewigkeit an seine Seele, und das Froufrou dieser parfümierten Verse übertönte dann ein weher Klang, eine Strophe, schlicht und tief ans Herz greifend wie die Frage:

Nur wissen möcht ich: wenn wir sterben,
Wohin dann unsre Seele geht?
Wo ist das Feuer, das erloschen?
Wo ist der Wind, der schon verweht?

Wo das Weib in des Wortes gepriesenster und vermaledeitester Bedeutung mit all seinen rätselvollen Urtrieben herrschte, hauchte es auch andere Gefühle als die gutbürgerliche Neigung ein, die Goethes Gretchen und Klärchen zu wecken verstanden. Die Abarten der Liebe kamen in Heines Dichtung zu ihrem Recht, und im Absonderlichen schürfte er nach neuen Reizen. Byrons Bekenntnis: Ich mochte nie die Dicken! galt nicht für seinen berufensten deutschen Verehrer, der begeistert die schönen Gliedermassen kolossaler Weiblichkeit pries, und wie sich um ein weniges später der französische Dichter Baudelaire an Lady Macbeth mit den weißen Verbrecherhänden entzückte, so schwärmte Heine für eine andere Gestalt Shakespeares, für Tamora in „Titus Andronicus", die ihm als ein schönes, majestätisches Weib erschien, als „eine bezaubernd imperatorische Gestalt, auf der Stirne das Zeichen der gefallenen Göttlichkeit, in den Augen eine weltverzehrende Wollust, prachtvoll lasterhaft, lechzend nach rotem Blut". Nicht minder erinnerte es an jene Spielart der Liebesleidenschaft, für die der Schmerz, zugefügt von der Hand des Geliebten, zur höchsten Lust wird, wenn er vor einem Bilde Horace Vernets den Holofernes um sein Ende beneidete, den, noch trunken von Glück und Wein, ohne Zwischenspiel von Qual und Krankheit, der Tod durch

seinen schönsten Engel in die weiße Nacht der ewigen Vernichtung sendet, oder wenn ihn die Liebe, eine Sphinx mit Löwenleib und -tatzen, aber ein Weib an Haupt und Brüsten wollustheischend umfängt:

Entzückende Marter und wonniges Weh!
Der Schmerz wie die Lust unermeßlich!
Dieweilen des Mundes Kuß mich beglückt,
Verwunden die Tatzen mich gräßlich.

Aber ob er tändelnd die Blumen pflückte, die im Zauberschein der Alkovenampel blühten, so bedeutete es ihm doch nicht, wie den Poeten daheim, die ganze Welt, sondern kaum die halbe, und auch in seinen hüllenlosesten Kußgedichten steckte noch ein Stück Befreiung von überlieferten Banden. Dieses hohe Lied der Leidenschaft fürs Weib war eine kühne Kriegserklärung gegen die verlogene Sittlichkeit und erheuchelte Moral, die auf dem Sumpfboden einer vermorschenden Gesellschaft fett ins Kraut schoß, und ein frohes Bekenntnis zu dem selbstherrlichen Individuum, das treiben konnte, was ihm behagte. Wenn er zugleich mit vollem Bewußtsein auf alle alten Tanten beiderlei Geschlechts lustig pfiff, so säumten sie nicht, mit wildem Gesabber und Gegeifer über den Unbekümmerten herzufallen, angefangen vom lumpigsten Winkelschreiber bis zu Gutzkow, der, als lederner, unsinnlicher Neidhammel, von den Liebesgedichten mäkelnd als von Versen sprach, die man sich im Tabaksqualm bei ausgezogenen Röcken vorlese, in einem gemieteten Zimmer unter leeren Flaschen, die auf dem Tische stehen.

Gutmütig, wie er sein konnte, antwortete Heine dem ungerechten Tadler, wie das „Satyrikon" des Petron und die „Römischen Elegien" Goethes seien auch seine angefochtenen Gedichte kein Futter für die rohe Menge, sondern nur eine Speise für vornehme Geister. Im übrigen vermöchten nur wenige Deutsche über diese Gedichte ein eigentliches Urteil auszusprechen, da ihnen der Stoff, „die abnormen Amouren in einem Welttollhaus wie Paris", unbekannt sei. „Nicht die Moralbedürfnisse", fügte er kräftig unterstreichend hinzu,

„irgendeines verheirateten Bürgers in einem Winkel Deutschlands, sondern die Autonomie der Kunst kommt hier in Frage", jener Kunst, von der Goethe gesagt hatte, es sei besser, ihr einen Mühlstein um den Hals zu hängen und sie zu ertränken, als sie den Moralgesetzen unterzuordnen.

Ob die lyrischen Blüten, mit denen der Dichter in reicher Fülle seine „Verschiedenen" kränzte, im Sinne des Pfahlbürgers moralisch oder unmoralisch waren, als Kunstwerke trugen sie ihre Rechtfertigung in sich und bedurften weder einer Verteidigung noch einer Beschönigung. Vielleicht trieb es aber Heine gar nicht so bunt wie er schrieb. Daß auch ihm die bürgerliche Tugend der Beständigkeit nicht fremd war, offenbarte er, als ihm das Jahr 1834 ein frisches Kind aus dem Volk ans Herz warf, dem er die letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens in nicht unveränderlicher, aber in nie erlöschender Neigung zugetan blieb. Creszentia Eugenie Mirat oder, wie sie sich selber nannte, Mathilde, ein Name, den damals ein Roman der Madame Cottil in Mode gebracht hatte, war in Vinot, einem Flecken des Departements Seine-et-Marne, unter dem Strohdach einer Bauernfamilie aufgewachsen, wie gemunkelt wurde, als die natürliche Tochter eines reichen Mannes. Eines der zahllosen Provinzmädchen, die Jahr für Jahr nach Paris kamen, hier ihr Glück zu machen, fand sie sich eines Tages bei einer Tante, einer biederen Schuhwarenhändlerin in der Hauptstadt, Madame Maurel, ein. Hier bandelte sich bald zwischen der bildhübschen Verkäuferin und dem unternehmungslustigen Dichter etwas an, wie sich alle Geschichten dieser Art anbandeln, und nach manchem Widerstand hier und dort taten sich die beiden zu einer der wilden Ehen zusammen, die in Paris zwischen Künstlern und Grisetten die Regel bildeten. Wie er an Campe schrieb. hatte der Fünfunddreißigjährige geglaubt, er könne niemals wieder in den Strudel rasender Menschlichkeit hineingerissen werden und sei den ewigen Göttern an Ruhe, Besonnenheit und Mäßigung gleichgestellt, und siehe! jetzt tobte er wieder wie ein Mensch, und zwar wie ein junger Mensch.

Aber wenn ihm auch unter den stürmischen Liebkosungen Mathildens die Wogen des Lebens so über dem Kopf zusammenschlugen, daß er für nichts anderes Sinn hatte, und wenn sein Hirn auch von wütendem Blumenduft betäubt war, daß er sich mit niemandem vernünftig zu unterhalten vermochte, so galt ihm die Verbindung mit der kleinen Grisette anfangs nur als eine mehr oder minder flüchtige Liebesgeschichte, aus der er sich eines Tages wieder herauszuziehen gedachte. Das freilich war leichter gesagt als getan. Im Sommer 1835 floh er sogar vor Mathildens verführerischen Reizen auf das Schloß Jochéres in der Nähe von St.-Germain, um dort zu den Füßen der Prinzipessa Belgiojoso die Ruhe der Seele und der Sinne wiederzufinden. Die Fürstin, einer Mailänder Patrizierfamilie entsprossen, verheiratet an einen italienischen Granden, mit dem sie keine Wesensgemeinschaft verband als die Liebe zu dem unterdrückten Vaterland, reich, unabhängig, gebildet, geistreich, in ihrer romantischen Blässe ein bewunderter Mittelpunkt der Gesellschaft, wo immer sie sich aufhielt, war der genaue Widerpart des Naturkindes Mathilde, das kaum des Lesens und Schreibens kundig war. Gleichwohl schwankte der Dichter nicht wie Tasso zwischen den beiden Leonoren, sondern während ihn jene nicht in dem Schwarm ihrer Anbeter zu halten wußte, sank er hingerissen bald in die weichen Arme Mathildens zurück, zähneknirschend erst, daß er verdammt sei, nur das Niedrigste und Törichtste zu lieben, aber an dem Zusammenleben mit der Frau, die ihm Tag und Nacht keine Viertelstunde Ruhe ließ, mehr und mehr Gefallen findend. Durchaus im klaren war er sich darüber, daß sie ein ganz vortreffliches Herz, aber einen sehr schwachen Kopf besaß. Mochte er sie auch zur Ausbildung in ein Pensionat stecken, so eignete sie sich doch kaum einen oberflächlichen Bildungsfirnis an, und da ihr bis ans Ende ihrer Tage die deutsche Sprache ein Buch mit sieben Siegeln blieb, ahnte sie kaum jemals etwas von Dichterruhm und Dichtergröße des Geliebten, und unvertraut blieb sie mit dem, was seine Seele am tiefsten bewegte. Besucher, die

nicht durch die Brille der Liebe schauten, fanden sie denn in ihrer Beschränktheit und Läppischkeit nicht gerade anziehend, aber er sah in ihr nur das kreuzbrave, ehrliche, gute Geschöpf, die Seelengüte in Person, und wenn sie ihm auch oft quälerisch und zänkisch mit ihren Launen und ihrer Wildheit auf die Nerven fiel, so mußte sie doch immer um ihn sein, zwitschernd und lachend, lustig wie eine Meerkatze, seine Puppe, sein Spielzeug, und alles in allem nicht mehr als ein süßes, dickes Kind. Von Tag zu Tag wurde sie mehr sein innigstes Lebensbedürfnis, dieser ironischste aller Geister konnte in Rührung zerfließen, da ihm von ihrer Mutter Mathildens erstes Kinderhemdchen vorgewiesen wurde, und es steigerte nur seine Neigung, daß sie im Leben dastand unerfahren und ratlos wie ein Dreijähriges. Immer war sie ihm etwas Höheres als „eine durch Geldmäkler und Pfaffen angekuppelte Ehefrau", und es entsproß dieser innersten Herzensmeinung, wenn er sich 1841, als er vor die Pistole eines Gegners sollte, Mathilde, die allzeit ihren einfältigen Kinderglauben mit herumschleppte, auch kirchlich antrauen ließ. In den unausbleiblichen bitteren Stunden allerdings malte er wohl in dem Schicksal des Königs Harald Harfagar, den tief im Meeresgrund eine schöne Wasserfee im seligen Verderben hält, sein eigenes Los, und Heine selber war es, der als Pluto in der Unterwelt stöhnte:

Jetzt in meiner Ehstandsqual
Merkt ich: Früher ohne Weib
War die Hölle keine Hölle.

Aber als er 1845, gehätschelt von Mutter und Schwester, in Hamburg weilte, bangte und sorgte er sich um seine Nonnotte, die, ein Lamm unter bösen Wölfen, in Paris zurückgeblieben war, und als die Nachrichten der Schreibfaulen nur spärlich sickerten, ward ihm Deutschland zum kummervollen Exil. Von ihr getrennt, glich er stets seinem Tannhäuser, der in der Ferne der Heiterkeit des „verflucht geliebten Weibes" gedenkt:

Sie lacht so gesund, so glücklich, so toll,
Und mit so weißen Zähnen,

und der, in Versen wie in Prosa, gestehen muß:

Ich liebe sie mit Allgewalt,
Mit Flammen, die mich verzehren.

Aber wenn den Dichter dauernde Bande an Mathilde ketteten, so waren diese Fesseln nicht nur in der Glut ungestümen Sinnenbrandes geschmiedet, sondern ebensosehr war es das Kind im Manne, das von dem großen Kinde Mathilde unwiderstehlich angezogen wurde.

Die lachend unbekümmerte Verschwendungssucht der reizenden „Verbringerin" bereitete dem Dichter die schlimmsten Augenblicke, denn von allen Gaben hatte ihm das Schicksal die eine versagt, Geld zu erraffen und zusammenzuhalten, und in seinen wie in ihren Händen bekam jeder Dukaten Flügel. Seit seiner Ankunft in Paris und erst recht seit seiner Verbindung mit Mathilde wucherte er eifrig mit seinem literarischen Pfunde. Aus dem Tag heraus schrieb er für den Tag über französische politische Zustände in der angesehenen „Augsburger Allgemeinen Zeitung" und daneben in anderen Blättern oder Zeitschriften über französische Malerei, Musik und Bühnenkunst. Diese im eigentlichsten Sinne des Wortes journalistischen Arbeiten vereinigte er mit lyrischen Gaben und novellistischen Erzeugnissen, wie den „Memoiren des Herrn von Schnapelewopski" und dem „Rabbi von Bacharach", und auch mit Abhandlungen über das literarische und philosophische Deutschland zu den vier Bänden des „Salon", die Campe in den Jahren 1834, 1835, 1837 und 1840 verlegte. Aber während Heine Campe lange Zeit mit den zärtlichen Augen des Freundes betrachtete, steckte der Verleger dem Dichter gegenüber stets den kaltherzigen Ausbeuter heraus. Ab und zu warf er ihm zwar einen Vorschuß hin, um ihn mit solchem Köder desto sicherer an sein Geschäft zu fesseln, aber dann knauserte er wieder und fügte dem feinfühligen Poeten, der wie eine honette Köchin weniger auf hohes Gehalt als auf gute Behandlung sah, darüber hinaus allerhand gebranntes Herzeleid zu: aus Angst vor der Zensur strich er bis zur Verstümmelung ungebührlich in seinen

Schriften herum und gab in Zeitschriften seines Verlages lichtscheuem Gesindel zu gemeinen Angriffen auf Heine Unterstand. Auch als der Dichter 1837, von der Meute heißhungriger Gläubiger gehetzt, das Verlagsrecht an seinen sämtlichen Werken dem Verleger für eine Pauschalsumme von zwanzigtausend Franken abtrat, war Campe der gewinnende Teil, und noch mehr, als sieben Jahre später ein zweiter Vertrag der Hamburger Firma das Recht auf alle noch erscheinenden Werke Heines gegen eine lebenslängliche Rente von jährlich zweitausendvierhundert Franken, zahlbar von 1848 an, zusprach. Daß Campe auch bei dieser Gelegenheit marktete und feilschte, öffnete dem Dichter endlich die Augen und ließ ihn schmerzliche Klage führen, daß er auch bei dem vermeintlichen Freunde wie bei anderen die herkömmlichen Sicherheitsmaßregeln treffen müsse, um nicht seine paar sauer erworbenen Pfennige einzubüßen. „Sie sind reich jetzt", schrieb er voll Bitterkeit, „und habe das Meinige dazu beigetragen, Sie zu fördern, und Sie wollen mir noch meine paar Sous nehmen"; es war die blutigste Ironie, wenn er zugleich mit dieser bitteren Prosa Campe in süßen Versen als „aller Verleger Blüte" feierte.

Noch weniger gedeihlich war Heines Verhältnis zu den Geldgebern in seiner Familie. Als im Jahre 1837 die Verbindung mit Mathilde ein größeres Loch in seinen Geldbeutel riß, wandte er sich an den Hamburger Oheim mit einem Schreiben, durch dessen peinlich wirkende Unterwürfigkeit noch peinlicher wirkend die Drohung durchklang, kein Mensch könne sich für alle offene und geheime Unbill mit weniger Federstrichen gewaltiger rächen als er. Darum trieb wohl nicht so sehr die Großmut als die Angst vor der spitzen Feder des Neffen den Millionär dazu, dem Dichter ein Jahresgehalt von erst viertausend, dann viertausendachthundert Franken auszuwerfen. Indessen zog sich der Verkehr zwischen beiden ganz leidlich weiter. Der Oheim knurrte den berühmten Neffen bisweilen in grotesk fehlerhaften Briefen an, und als dieser 1843 in Hamburg weilte, fand er volle Gnade vor Salomons Augen, und auch

Mathilde, die er im nächsten Jahre für wenige Tage der Familie vorstellte, wurde als „ein gutes Schicksche" lobend eingeschätzt. Aber nach dem Tode Salomons im Dezember 1844 zeigte es sich, daß das Testament den Dichter nur mit einer geringfügigen Summe bedachte, und der Erbe, Salomons Sohn Carl, der Vetter und Jugendfreund des Poeten, sperrte kaltblütig den Kassenschrank zu, wie die Mehrzahl der Familie voll unverhohlener Abneigung gegen den unnützen Hungerleider, der lediglich in der brotlosen Kunst des Versemachens etwas leistete, vom holden Schacher nicht die drei ersten Buchstaben verstand und selbst wenn er unbeholfen an der Börse spekulierte, Pech auf Pech hatte. Zwar erbot sich Carl, fürder zweitausend Franken jährlich zu zahlen, aber nur unter der Bedingung, daß sich der Dichter verpflichte, über den Oheim keine Silbe ohne die Zensur der Familie zu veröffentlichen. Diese Botschaft aus Hamburg traf Heine wie ein Blitz aus heiterem Himmel und jagte ihn von Wutausbruch zu Wutausbruch, denn die bescheidenen Grundlagen seines Daseins sah er plötzlich einstürzen. Aber vom ersten Augenblick an brannte er auch vor Entschlossenheit, für sein vermeintliches Recht einen Kampf auf Leben und Tod zu beginnen. Die schöne Seele Carl kannte nur drei Leidenschaften: Weiber, Zigarren und Ruhe. Während es ein Ding der Unmöglichkeit war, die Hamburger Freudenmädchen gegen ihn aufzuwiegeln oder ihm seine Zigarren zu nehmen, stand die empfindlichste Störung seiner geliebten Ruhe sehr wohl in des Vetters Macht. Überzeugt, daß es leicht sei, die öffentliche Meinung für den Dichter gegen den Geldmann zu gewinnen, brachte er, was er an Freunden und Bekannten besaß, auf die Beine, um mit einem wüsten Haberfeldtreiben in der Presse den dreißigfachen Millionär kirre zu bekommen. Freilich war die Rolle des hörnenen Siegfried, in der er sich dabei gefiel, weder sonderlich schmeichelhaft noch ehrenwert: „D i e Leute", meinte er zuversichtlich, „sind an Dreck nicht gewöhnt, während ich ganze Mistkarren vertragen kann", und bedenklich nach Erpressung schmeckte es, wenn er

später seinem Bruder Gustav mit deutlicher Anspielung als seines Lebens Erfahrung mitteilte, „durch die Furcht vor seiner Feder könne er mehr ausrichten als durch die Feder selbst, und die große Aufgabe sei, diese Furcht gehörig auszubeuten". Aber mochten sich tausend gerechte Einwände gegen sein Treiben erheben, drei schwerwiegende Entschuldigungen hatte der Dichter für sich: daß er als armer Schlucker gegen steinreiche Protzen stand, daß er Versorgung weniger für sich als für sein armes Lamm Mathilde erstrebte, und daß er schließlich ein unrettbar kranker Mann war. Auch als 1847 eine Verständigung mit Carl Heine nicht nur dem Vetter den Bezug seiner früheren Rente sicherte, sondern auch nach seinem Tode der Witwe eine lebenslängliche Pension von zweitausendvierhundert Franken zusprach, blieb hüben wie drüben die Verstimmung und Verbitterung. Wenn der Dichter in dem „Sohn des Alten" auch nur ein blindes Werkzeug sah, so witterte er doch, daß im Hamburger Familienkreise noch derselbe Gestank und dieselbe Gemeinheit herrschten wie vordem. Dachte er in seinen Versen der Magen und der Sippen, so gerann ihm das Blut zu Galle, nur den grimmen Wunsch hatte er für sie: Daß Euch der Herr verdamme und verderbe! und, ihm „der angeprahlten Großmut Purpurlappen" abreißend, rief er alttestamentarisch wilden Fluch auf Carl Heine herab:

Nicht gedacht soll seiner werden,
Nicht im Liede, nicht im Buche —
Dunkler Hund im dunklen Grabe,
Du verfaulst mit meinem Fluche.

Er glaubte sich gar befugt, den Vetter seinen Mörder zu heißen, ihm androhend, daß einst die Teufel in der Hölle ihm schmachvoll ins Antlitz speien würden, weil die Aufregung des Dichters schwacher Gesundheit den letzten Stoß versetzt hatte.

Schon 1832 zeigten sich mit einer leichten Lähmung der linken Hand die ersten Spuren einer Erkrankung des Zentralnervensystems, die ihm neben unsagbaren körperlichen Leiden

allerhand haltlose Verdächtigungen eintrug. Nach mehreren Jahren leidlichen Wohlseins mußte er 1837 berichten, daß sein linker Arm schon bis zum Ellbogen gelähmt sei, in demselben Jahre äußerte sich die Krankheit in Störungen des Sehvermögens. Zuzeiten fürchtete er gänzlich zu erblinden, aber obwohl ihm die Ärzte Lesen und Schreiben streng untersagten, konnte er beides nicht lassen, denn der Bogen weißen Papieres, über den seine schöngeformte Hand mit dem Kiel hinfuhr, war diesem Kämpfer das, was anderen das Schlachtfeld war. In die Zeit, da es in seinem Innern wegen des „Hamburger Erbfolgekrieges" stürmte, fiel die allmählich fortschreitende Lähmung der Augenlider, und langsam breitete sich der in den Armen begonnene Muskelschwund über den ganzen Körper aus. Als Friedrich Engels den Dichter besuchte, fand er ihn mager wie ein Gerippe, und im Jahre danach wurde Heinrich Laube aufs schmerzlichste bewegt, da er den früher so Lebensfrischen tastend am Stabe einhergehen und sich die geschlossenen Lider mit den Fingern aufheben sah. In diesem Jahre 1847 nämlich drückte eine Lähmung der Beine den Dichter in den Lehnstuhl und bannte ihn in das Zimmer. Schon seit langem täuschte er sich nicht mehr über sein Schicksal, aber während der sieche Leib bereits halb auf der Totenbahre lag, teilte der urlebendige Geist noch munter Pritschenschläge und Schwertesstreiche aus. Die Lippen waren dem Dichter gelähmt, so daß ihm sogar das Küssen verleidet wurde, aber an die Spötterzunge reichte die Lähmung nicht heran: „Hätte ich nicht Frau und Papagei", witzelte er mitten in den wahnsinnigsten Qualen, „ich würde wie ein Römer der Misere ein Ende machen", und ernsthaft beunruhigte ihn nur die Sorge, der geliebten alten Mutter in dem dünnen, wackligen Häuschen am Dammtor zu Hamburg seinen Zustand zu verheimlichen. Sonst sah er mit Ruhe und Stolz, ein witziger Spartaner, dem Unvermeidlichen entgegen, und selbst die langen Nächte, die er in der Folterkammer der Schmerzen schlummerlos verbrachte, erhellte ihm das holdselige Bewußtsein, ein schönes Leben geführt zu haben; „es

wird", schrieb er, „mich hoffentlich in den letzten Stunden bis an den weißen Abgrund begleiten".

Im Mai 1848 schleppte er sich zum letzten Male ins Freie. Sein Weg führte ihn ins Louvremuseum, und zu Füßen der hochgebenedeiten Göttin der Schönheit, der Venus von Milo, brach der todkranke Sänger der Schönheit zusammen, bitterlich weinend, da es den Abschied für immer von allem galt, was in den unerhörten Wildnissen des Lebens blühte und brannte, leuchtete und lockte. Denn konnte er bislang noch kriechen und humpeln, so war fortan der Dichter nur mehr ein hilfloses Bündel menschlichen Elends, seine Beine hingen herab wie aus Baumwolle, einem Kinde gleich mußte er getragen und wie ein Vogel mußte er gefüttert werden, und auf ewig war das Leben verloren, nach dem er doch noch die abgezehrten Hände so sehnsüchtig ausstreckte wie nur je.

Dieses erbarmungslose Schicksal vollzog sich an Heinrich Heine in ebendem Jahre, in dem Europa, durch die sprühenden Funken der Februarrevolution in Brand gesteckt, seit dreiunddreißig Jahren zum ersten Male wieder lichterloh in Flammen stand. Aber nur ein wüstes „Weltrevolutionsgepolter" drang, die Nerven quälend und peinigend, in die Krankenstube des Mannes, der in seiner Matratzengruft wie in einem wirklichen Grabe lag und von dem nichts übrig geblieben war als die weithintönende Stimme.

Zwischen Deutschland und Frankreich

Im Frühjahr 1823 dachte der junge Heine nach Paris überzusiedeln, um dort „für Verbreitung der deutschen Literatur tätig zu sein, die jetzt in Frankreich Wurzel faßt". Da er acht Jahre später das ersehnte Pflaster der Boulevards betrat, pflanzte er sofort das Banner der deutsch-französischen Verständigung auf, zu der ihm die Verbreitung der deutschen Literatur in Frankreich nicht als der schlechteste Weg erschien.

Wenn sich der Dichter mit aller Leidenschaft seiner glühenden Seele mühte, eine geistige Brücke über den Rhein zu schlagen, war er dabei in vielem ein Deuter seiner Zeit, in manchem ein Künder späterer Zukunft. Der Dreißigjährige Krieg hatte nicht nur das an sich welkende deutsche Wirtschaftsleben bis auf die Keime zerstört, sondern auch das deutsche Geistesleben wie unter einer Schuttlawine begraben. Auch kulturell sah es öde, wüst und leer auf den Gefilden aus, über die ein Menschenalter lang die wilden Scharen Wallensteins, Tillys und Gustav Adolfs gefegt waren, und mehrerer Menschenalter bedurfte es, bis sich das deutsche Volk wieder aus dem Gröbsten herausgearbeitet hatte. Das Deutschland nach dem Westfälischen Frieden war in allem dem Einfluß des Auslandes preisgegeben, und wie die französische Industrie, aufgestachelt durch die Merkantilpolitik, mit ihren Waren die deutschen Gaue überschwemmte, so drang auch die französische Kultur unterjochend über den Rhein. Da die Greuel der Kriegszeiten der bürgerlichen Klasse Kisten und Kasten

geleert und das Mark in den Knochen gedörrt hatten, brachte sie nicht mehr die schöpferische Kraft zu einer eigenen Kultur auf, sondern sah den üppig ins Kraut geschossenen Dynastien und ihren Hofjunkern Bildungs- wie Lebensideale ab. Da aber auch diese halbverfaulten Schichten nicht fähig waren, eine eigene Kultur aus sich heraus zu schaffen, gefiel sich noch der erbärmlichste Winkeldespot im ödesten Abklatsch des Sonnenkönigtums von Versailles. So verwilderte die deutsche Sprache zu einem mit französischen Brocken durchsetzten Kauderwelsch, so lebte die deutsche Schaubühne nur von der Einfuhr französischer Werke, so zwängte sich die deutsche Dichtung in den Schnürleib der französischen Versregeln, so äffte die deutsche Baukunst sklavisch das französische Barock und Rokoko nach, und so lernte schließlich auch das biedere Bürgertum alles Deutsche als unfein mißachten, alles Französische als vornehm hochschätzen: „Meine Lehrmeister", schrieb die Kulmus um 1730 an Gottsched, „haben mich versichert, es sey nichts gemeiner als deutsche Briefe, alle wohlgesittete Leute schreiben französisch". Aber dieser dünn aufgetragene äußerliche Firnis begann abzublättern, als sich die bürgerliche Klasse Deutschlands wieder den Schlummer von den Lidern rieb. Ihr erster helläugiger, tapferer Vorkämpfer Lessing führte in seiner „Hamburgischen Dramaturgie", nach Mehring der höchsten nationalen Kundgebung seit Huttens Pamphleten, gegen das französische Übergewicht in der Bühnenkunst unerbittliche Fehde, und was er Seite an Seite mit Herder begonnen hatte, vollendeten die Schiller und Goethe: sie schufen eine deutsche Nationalliteratur. Während man aber die französische Herrschaft im Geistesleben abzuschütteln suchte, erwachte in allerdings kleinen Kreisen eine lebhafte Neigung für das politische Leben der Franzosen. Die besten Geister Deutschlands, die Bürger, Klopstock, Voß, Herder, Klinger, Schlözer, Schiller, Fichte und Kant erglühten für der Freiheit Morgenröte, die mit dem Bastillesturm so herrlich im Westen aufgegangen war, aber als auch hier eine große gesellschaftliche Umwälzung nicht mit Rosenwasser gemacht

werden konnte, dachten nur die wenigsten, neben Voß auch Kant und Fichte, unspießbürgerlich genug, um ihrer ursprünglichen Begeisterung treu zu bleiben. Dann kamen die Kriege der Revolutionszeit und des Kaiserreichs und schüttelten Menschen und Dinge in Europa wie Nüsse in einem Sack durcheinander. Über deutschen Gebietsstrichen wehte die Trikolore, und wie welsches Soldatenvolk sich in allen Ecken und Winkeln des deutschen Vaterlandes heimisch machte und in manchen Familien, wie Heines Tambourmajor, eine Gastrolle gab, so lernten deutsche Rheinbundoffiziere und -soldaten auf dem Marsch nach Spanien französische Sitten und französisches Leben kennen. Napoleon selbst sprach Wieland seine ehrende Bewunderung aus und übte im Gespräch mit Goethe fast fachmännische Kritik an „Werthers Leiden", dem Lieblingsbuch eines ganzen Geschlechts auch in Frankreich, das Bonaparte einst im Schatten der Pyramiden gelesen hatte.

Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war den Franzosen die deutsche Literatur keine unentzifferbare Runenschrift mehr. Bis weit in dieses Jahrhundert galten die Deutschen den Franzosen als ein Barbarenvolk, und mit bissigem Spott wünschte noch Voltaire den Nachbarn jenseits des Rheins für ihre Literatur mehr Ideen und weniger Konsonanten. Wenn sich der Wind etwas zu drehen begann, so bezog Frankreich gleichwohl noch immer von England feine Industriewaren und philosophische Gedanken, von Deutschland Naturerzeugnisse und Naturlyrik: die Generation, der Jean Jaques Rousseau aus den Verderbnissen einer verfeinerten Zivilisation den Weg zum paradiesischen Urstand der Natur wies, erwärmte sich an den breit hingepinselten Landschaftsschilderungen eines Haller und an den einfältig gemütvollen Schäferidyllen eines Geßner — dessen Verse zu übersetzen und sich über deutsche Verskunst im allgemeinen auszulassen, fand sogar der vielbeschäftigte Reformminister Ludwigs XVI., Turgot, Sinn und Muße. Aber je mehr Erzeugnisse des deutschen Gewerbefleißes die Straße nach Frankreich zogen, desto mehr gelangte anderes geistiges

Gut aus Deutschland über die Grenze. Den deutschen Warenballen folgten die deutschen Romane, Dramen und Verse. Nach der tändelnden Dichtelei der Natur-Anakreontiker brach sich Lessings männliche Dichtung und Kunstanschauung Bahn, Winckelmann genoß gerechtes Ansehen, Wieland wurde fälschlich der „deutsche Voltaire" genannt, und 1782 gab Herder seiner Freude Raum, daß die Franzosen, die wir so lange nachgeahmt hätten, jetzt uns nachahmten. Nicht wenig trug zur Verbreitung der deutschen Literatur in Frankreich Diderots Freund Grimm bei, wie der Philosoph Holbach ein Franzose gewordener Deutscher und wie er gern gesehen in den geistsprühenden Salons, in denen man die große Revolution literarisch vorbereitete. War „Werther" mit dem Geist von Rousseaus „Neuer Héloise" gespeist, so übte rückwirkend Goethes Jugendwerk großen Einfluß in Frankreich aus, und Schiller wurde wenigstens insofern volkstümlich, als man während der Revolution seine „Räuber", zu einem tollen Schauerstück zurechtgehackt, auf mehreren Pariser Bühnen aufführte. In den Tagen der Konstituante, der Legislative und des Konvents fraß das Interesse für Politik die Neigung für Verse und Dramen, so weit sie nicht grobschlächtig die Republik verherrlichten, ratzekahl weg, und wo man gegen die deutschen Despoten das Massenaufgebot rüstete, bereitete man den deutschen Musen keine gastliche Stätte; immerhin verlieh die gesetzgebende Versammlung Schiller und Klopstock das französische Ehrenbürgerrecht. Dafür war die viel gepriesene geistige Vermittlerrolle der in Deutschland ansässigen Emigranten eitel Wind. Nach Deutschland brachte das hochfeudale Pack nichts als seine Laster und seine Lustseuche und schleppte nach Frankreich nur zurück, was es vordem an geistigem Gepäck besessen hatte, einen gedunsenen Hochmut und einen unerträglichen Dünkel. Ein Rufer in der Wüste blieb Charles de Villers, der in den Deutschen die Griechen Europas sah und als Emigrant seinesgleichen die Aufgabe zuwies, die Schranken wegzuräumen, die der Erkenntnis der deutschen Literatur in Frank-

reich im Wege standen, zumal sie in ihr goldenes Zeitalter eingetreten sei.

Halb zerrissene Fäden galt es wieder anzuknüpfen, als 1807 August Wilhelm von Schlegel bei den Franzosen als Fürsprech des deutschen Dramas auftrat, als 1809 Benjamin Constant Schillers „Wallenstein" den Weg zu bereiten strebte und als 1810 Frau von Staël ihr Buch „Über Deutschland" erscheinen ließ, das, von Napoleon der Vernichtung geweiht, endgültig 1813 in London und 1814 in Paris gedruckt wurde. Was Neckers geistreiche Tochter über Deutschland zu sagen hatte, war in vielem nicht übel beobachtet, aber im ganzen eine Zweckschrift aufdringlichster Art: nicht zu Unrecht verglich sie Heine mit des Tacitus „Germania", die vor achtzehn Jahrhunderten die Deutschen im Strahlenglanz aller Tugenden malte, um den verderbten und entarteten Römern einen Spiegel vorzuhalten. Auch die ehrliche Hasserin des napoleonischen Kaiserreichs sah in Deutschland so sehr, was sie von vornherein darin sehen wollte, daß sie nicht nur die biederen, treuherzigen, aufrichtigen, gerechten und träumerischen Deutschen als den Vortrab der Armee des menschlichen Geistes feierte, sondern auch in dem Österreich des stumpfsinnigen, boshaften Despoten Franz das Gepräge einer väterlichen, weisen und religiösen Regierung fand, Preußen als das klassische Land der Freiheit entdeckte und dem Alten Fritz nachrühmte, er habe die Denkfreiheit im nördlichen Deutschland eingeführt. Eine Pionierrolle erfüllte das Buch gleichwohl, von dem Goethe sagte, es habe in die chinesische Mauer Bresche geschossen, die hüben und drüben die Geister seit Jahrhunderten trennte.

Wenn in den anderthalb Jahrzehnten der Restauration und erst recht seit der Julirevolution deutsche Dichtung und Philosophie in Frankreich immer festeren Fuß faßten, so ging auch hier der Austausch wirtschaftlicher Güter dem geistiger Waren vorauf. Trotz der Schutzzollpolitik der Bourbonen knüpften sich die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Frankreich enger und enger, und als die Regierung Ludwig Philipps aus

der Zollmauer manchen Stein herausbrach, fluteten die Warenmassen noch lebhafter hinüber und herüber: die Ausfuhr Frankreichs nach Deutschland stieg in den Jahren 1827 bis 1836 von vierunddreißig auf zweiundvierzig Millionen Franken; in den dreißiger Jahren warf Deutschland, neben anderen Erzeugnissen, größere Mengen Wolle nach Frankreich hinüber denn je. Mit den Waren strömten die Menschen nach dem freieren und glücklicheren Lande zwischen Rhein und Pyrenäen. Als Heine in Paris sein Zelt aufschlug, waren dort achtzigtausend Deutsche angesiedelt, die in einzelnen Stadtteilen wie La Villette und dem Faubourg St.-Antoine ganze geschlossene Gemeinden besaßen; nicht nur Arbeiter, Handwerker und politische Flüchtlinge fanden sich hier ein, sondern auch Fürsten des Geistes hinterließen ihre Spur: Alexander von Humboldt lebte achtzehn Jahre lang mit Unterbrechungen in der französischen Hauptstadt und schrieb sein bedeutendstes Werk in französischer Sprache.

In dem Jahrzehnt von Heines Ankunft war Goethes Lebenswerk derart in aller Munde, daß Fausts Gretchen sogar einer Hut- und Kleidermode den Namen gab, Ernst Theodor Amadäus Hoffmann, übertragen von Loewe-Weimars, wurde wie kein anderer deutscher Dichter verschlungen, und mit Heißhunger stürzte sich die französische Romantik, die in den zwanziger Jahren aufkam, auf den Gedankengehalt der zeitgenössischen deutschen Dichtung. Die Romantik spiegelte in Frankreich nicht wie in Deutschland reaktionäre, sondern revolutionäre Bestrebungen. Die Romantik, verkündete ihr stimmgewaltigster Wortführer Victor Hugo, ist in der Literatur, was der Liberalismus in der Politik ist. In der Tat war diese literarische Auflehnung gegen die verstaubten, vertrockneten und inhaltslosen Formeln des Klassizismus, die so keck das souveräne Ich in den Mittelpunkt der Kunst rückte und der bunten Laune und farbigen Phantastik Ellbogenfreiheit erkämpfte, nur ein Wetterleuchten vor dem Gewitter, das 1830 die Bourbonen vom Thron schleuderte. Der Julirevolution ging unmittelbar eine Februarrevolution vorauf, denn der Theaterstreit um Victor

Hugos Stück „Hernani", das die Romantik wie eine purpurne Fahne aufpflanzte, erregte bei seiner Erstaufführung kaum minder die Geister als fünf Monde später der Barrikadenkampf gegen die Ordonnanzen Karls X. In dieser Zeit des romantischen Ansturms steckte sich die „Revue Germanique", bald abgelöst von der „Nouvelle Revue Germanique", das Ziel, die Franzosen mit den literarischen Schätzen Deutschlands bekanntzumachen, und der Kern deutschen Wesens schien den Franzosen bloßzuliegen, als Edgar Quinet, geschult an Herders „Ideen zur Philosophie der Menschheit", sich zum Verkünder deutschen Geistes in Frankreich aufwarf und Victor Cousin nach mehreren Reisen durch Deutschland an der Sorbonne über deutsche Philosophie zu lesen begann. 1830 wurde das Hauptwerk des Führers der historischen Rechtsschule Savigny übersetzt, und im folgenden Jahre erschien Kants philosophisches System in französischer Übertragung. Allerdings gab die nähere Bekanntschaft mit der deutschen Philosophie vielfach den Franzosen Anlaß, über germanische Dunkelheit und teutonischen Nebel zu spötteln.

Umgekehrt riefen seit den Befreiungskriegen die echten Teutschtümler, die sich in ihrer vaterländischen Tracht, lang der Rock und lang das Haar, gar wohl gefielen, zur Verachtung alles Welschen auf. Wo sie eine französische Inschrift entdeckten, hockte die Jugend der Turnplätze entsetzt nieder, streckte die Zunge heraus und schrie ihr entehrendes Äh, äh! und ihr Leiter und Meister, der querköpfigste aller Querköpfe, Vater Jahn, schwärmte davon, eine „Hamme", einen undurchdringlichen Urwald zwischen Deutschland und Frankreich wachsen zu lassen, um jeden Verkehr der beiden Völker abzuschneiden. Den Machthabern war solches Tun um so genehmer, als sie nicht zu Unrecht fürchteten, von Frankreich aus werde eines Tages wieder die Lawine der Revolution ins Rollen kommen. In diesem Sinne schmähte Heinrich Leo, der Rufer im Streit des romantischen Feudalismus gegen die neu andringenden Mächte, die Franzosen ein Affenvolk und Paris eine Stadt des Satans.

Den Liberalen dagegen war Frankreich das Land der Hoffnung, von Straßburg flatterten die Gedanken des französischen Konstitutionalismus über den Rhein, und seit der „großen Woche" flammte wieder auf dem Herde von Paris das heilige Feuer der Freiheit, die lodernde Altarflamme, zu der sie alle drängten, ihre Brände daran zu entzünden. Paris wurde, wie Börne es faßte, zum „Konvent der Patrioten von ganz Europa".

So war das Feld bereitet, auf dem Heine auszuschreiten gedachte, ein rüstiger Sämann, literarische Saat in die Furchen streuend, die politisch aufgehen sollte. Literatur hieß in Frankreich etwas ganz anderes als in Deutschland. „Man mag", schrieb der geistreiche Weltenbummler Fürst Pückler-Muskau, dem Heine als seinem ‚wahlverwandten Zeitgenossen' das Buch „Lutetia" widmete, „über diese neue französische Literatur sagen, was man will, es ist Leben in ihr, mag es ein verzerrtes und konvulsivisches sein, es ist doch Leben, seiner Zeit gemäß, und mit mehr Originalität ausgestattet, als sich in unseren deutschen Büchern entdecken läßt." Nicht wie in Deutschland kehrte die Dichtung den Wirklichkeiten und Alltäglichkeiten des Daseins vornehm und verächtlich den Rücken, sondern wie die französischen Dichter mitten im Leben standen, so schöpften sie mitten aus dem Leben. Während jenseits des Rheins politisch Lied noch immer als ein garstig Lied galt, pfiff und zwitscherte an der Seine ein ganzer Schwarm politischer Lyriker, von denen Béranger sich mit seiner kecken und lustigen Reimkunst am tiefsten in das fröhliche Herz des fröhlichen Volkes sang. Rauschte selbst in den schreiend bunten Unterhaltungsromanen der Dumas und Sue etwas von den Wogen der Zeit, so hatte sich der umfassende und tief spürende Genius eines Balzac mit seiner großen Romanfolge eine Aufgabe gestellt, von der er sagen durfte, daß die französische Gesellschaft dabei der Historiker und er selbst nur ihr Sekretär sei. Das Leben seiner Zeit mit all ihren Verwicklungen und Verästelungen, durch alle Schichten dieser bewegten Gesellschaft hindurch, grub er mit unerbittlichem Griffel in eherne Tafeln und schrieb darüber: Die

menschliche Komödie. Wenn denn Heine mit Männern wie Balzac und Sue vor angenehm gedecktem Tische saß — bald schon behandelten ihn die Granden der französischen Literatur als einen Gleichen unter Gleichen —, so wogen sie keine Reime gegeneinander ab und zählten sich keine Versfüße vor, sondern in die großen Fragen der Zeit, in die Probleme der Republik und der Monarchie, des Fourierismus, des Sozialismus und des Kommunismus tauchte ihr Gespräch hinab.

Auch sonst zerflossen die Grenzen zwischen Literatur und Leben. Wissenschaftler wie Thiers und Guizot vertauschten den Lehrstuhl mit dem Ministersessel, ein Dichter wie Lamartine saß im Februar 1848 in der provisorischen Regierung, und Chateaubriand, der Fanfarenherold des bourbonischen Lilienbanners, betonte in der Einleitung seiner Denkwürdigkeiten, daß er vom Kriege als Soldat, vom politischen Leben als Staatsmann, von fremden Weltteilen als Reisender, von Königen als Hofmann, vom Volke als Tribun, von der Gesellschaft als ihr Herrscher und Liebling reden könne. Wenn in Heine je die Neigung lag, zum blassen Ästheten zu entarten, der in seinem Elfenbeinturm, fern von Welt und Leben, zierliche Verse drechselt, im Bannkreis dieser lebenerfüllten und blutfrischen Literatur mußte sie ihm gründlich vergehen. Während er denn zum feinsten Künstlertum heranreifte, lernte er, der immer ein Kämpfer für eine Idee hatte sein wollen, jene Kunst täglich mehr verachten, die sich weiter keinen Zweck setzt als die Kunst selbst. Das war so recht die Kunst der deutschen Romantiker. Sie erstrebten eine Poesie der Poesie, eine Malerei der Malerei und eine Musik der Musik. Was Lessing mit scharfem Blick und sicherer Hand gezogen hatte, die Grenzen zwischen dem Bereich der einzelnen Künste, verwischten die vom romantischen Trank Berauschten wieder: Poesie spielte ihnen in Malerei, Malerei in Musik hinüber, und wie ihnen Kunst im Grunde nur angewandte Mystik war, so umschloß die nebelhafteste und unkörperlichste aller Künste, die Musik, ihren reizbaren Sinnen den Inbegriff aller Kunst. Nach dem jüngeren Schlegel war alle

Schönheit nur Allegorie, und wenn der romantische Maler eines seiner Bilder „Die Quelle" nannte, so stellte es in höchst geheimnisvoller Weise nicht nur eine Quelle an sich, sondern auch eine Quelle im weitesten Sinne des Wortes dar, nämlich die Quelle aller Bilder, die er noch malen würde, und die Quelle der neuen Kunst, die er suchte. Von solch wolkenhaftem Hokuspokus wollte Heines klarer Verstand nichts wissen. Eher schon hatte er seinen Hegel mit Nutzen gelesen, denn wenn für den Philosophen die schöne Kunst „das Selbstbewußtsein des freien Geistes" zur Bedingung hatte, so erschien dem Dichter die „selbstbewußte Freiheit des Geistes" als das Höchste in der Kunst. Aber der bürgerliche Mensch in Heine wandte sich zunächst der Kunst zu, die der Erde nahe war, denn der Realismus ist insofern eine vorbildlich bürgerliche Kunstrichtung, als er die Dinge ihres schönen Schimmers entkleidet und nach ihrem wahren Wesen spürt: eine Klasse, die auf Heller und Pfennig rechnete und nach Pfund und Lot abwog, konnte keine Kunst brauchen, die dem Zugreifenden unter der Hand zu einem Nebelstreif zerrann oder als Irrlicht davonhüpfte. Darum wußte Heine wenig mit der von den Romantikern als Kunst der Künste verherrlichten Musik anzufangen: bald erschien sie ihm als ein Wunder, das als dämmernde Vermittlerin zwischen Geist und Materie stehe, bald als ein Merkmal für die fortschreitende Vergeistigung des Menschengeschlechts, da sie in lallender Überschwänglichkeit die Auflösung der ganzen materiellen Welt darstelle. Die erdhafte Wirklichkeitskunst aber, gleichviel auf welchem Felde, verglich er dem Riesen Antäus: wie er „unbezwungen stark blieb, wenn er mit dem Fuße die Mutter Erde berührte, und seine Kraft verlor, sobald ihn Herkules in die Höhe hob, so ist auch der Dichter stark und gewaltig, so lange er den Boden der Wirklichkeit nicht verläßt, und er wird ohnmächtig, sobald er schwärmerisch in der blauen Luft umherschwebt". Aber so sehr Heine der Wirklichkeit zugetan war, so sehr sprach er dem Gemüte und nicht dem Verstande die erste Stimme bei dem Urteil über ein Kunstwerk zu, so sehr be-

kannte er sich auch zu dem Grundsatz des „Supranaturalismus" und betonte im Gegensatz zu den Tüftlern, die die Kunst nur als einen Abklatsch der Natur gelten lassen, „daß der Künstler nicht alle seine Typen in der Natur auffinden kann, sondern daß ihm die bedeutendsten Typen als eingeborene Symbolik eingeborener Ideen, gleichsam in der Seele, geoffenbart werden". Denn wenn der platte Naturalismus das letzte Wort der bürgerlichen Kunst ist, die, unfähig die gesellschaftlichen Rätsel zu durchschauen, statt des Kernes der Erscheinungen ihr getreues Konterfei gibt, so lebte Heine, soweit sein Wesen von den Triebkräften der bürgerlichen Klasse Befruchtung empfing, in einer Zeit, da sie noch in trotzigem Anlauf die Tore zu den letzten Geheimnissen sprengen zu können glaubte.

Offenbarte sich nach seiner Auffassung der Zeitgeist, wie das Schlagwort des ganzen Jahrzehnts lautete, im Künstler, so war Heine auch nicht übel beraten, wenn er meinte: „Der große Irrtum besteht immer darin, daß der Kritiker die Frage aufwirft: Was soll der Künstler? Viel richtiger wäre die Frage: Was will der Künstler? oder sogar: Was muß der Künstler?" Aber Künstler hin, Künstler her, der bürgerliche Vorkämpfer begrüßte am Sarge Goethes das Ende der reinen Kunstperiode, die, wie er richtig erkannte, noch in der heiligen römischen Reichsvergangenheit wurzelte, und mit scharfer Spitze gegen das romantisch weltflüchtige Literatentum auf dem deutschen Parnaß pries er die griechischen und florentinischen Künstler vergangener Jahrhunderte: „Sie führten kein egoistisch isoliertes Kunstleben, die müßig dichtende Seele hermetisch verschlossen gegen die großen Schmerzen und Freuden der Zeit; im Gegenteil, ihre Werke waren nur das träumende Spiegelbild ihrer Zeit, und sie selbst waren ganze Männer, deren Persönlichkeit ebenso gewaltig wie ihre bildende Kraft; Phidias und Michelangelo waren Männer aus einem Stück wie ihre Bildwerke, und wie diese zu ihren griechischen und katholischen Tempeln paßten, so standen jene Künstler in heiliger Harmonie mit ihrer Umgebung, sie trennten nicht ihre Kunst von der Politik des Tages,

sie arbeiteten nicht mit kümmerlicher Privatbegeisterung, die sich leicht in jeden beliebigen Stoff hineinlügt; Äschylos hat die Perser mit derselben Wahrheit gedichtet, womit er zu Marathon gegen sie gefochten, und Dante schrieb seine Komödie nicht als stehender Kommissionsdichter, sondern als flüchtiger Guelfe, und in Verbannung und Kriegsnot klagte er nicht über den Untergang seines Talentes, sondern über den Untergang der Freiheit."

Als Heine in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" Berichte über französische Malerei und Musik veröffentlichte und sich in der angesehenen Zeitschrift „Europe Litéraire" über die neuere schöne Literatur in Deutschland ausließ — jene Berichte erschienen in Buchform im Band „Der Salon", diese Auslassungen als „Die romantische Schule" —, wollte er zwar jedem politischen Gedanken aus dem Wege gehen wie einem tollen Hunde, aber der am weitesten vorgedrungene Freischärler der bürgerlichen Revolution verleugnete sich auf keiner Seite dieser „unpolitischen" Schriften. Überall stieß Heines scharfer Blick zu dem politischen Zusammenhang und dem sozialen Untergrund literarischer und künstlerischer Erscheinungen vor, und schrieb auch in der „Romantischen Schule" ein Dichter fein abwägend über Dichter, so entschied in diesen Betrachtungen zuletzt nicht ästhetischer Wert oder Unwert der behandelten Zeitgenossen, sondern ihre Bedeutung für den bürgerlichen Kern des Zeitalters. Im deutschen Volkslied, wie es in „Des Knaben Wunderhorn" gesammelt vorlag, fand er noch die holdseligsten Blüten des deutschen Geistes, den Herzschlag des deutschen Volkes — „Hier trommelt der deutsche Zorn, hier pfeift der deutsche Spott, hier küßt die deutsche Liebe" — und das „Nibelungenlied" mit seiner Sprache wie von Stein, mit seinen Versen wie gereimten Quadern, überwältigte ihn geradezu. Aber während er sich bald nach seiner Ankunft in Paris auf der Nationalbibliothek eine seltene Handschrift deutschmittelalterlichen Minnesangs hatte vorlegen lassen, kehrte er sich jetzt entschieden von der

„wahnwitzigen Tiefe der mittelalterlichen Mystik" ab und bekannte sich freudig zu dem bürgerlichsten aller deutschen Dichter, zu Lessing. Er war ihm der größte und beste Mann, den Deutschland seit Luther hervorgebracht hatte, ihn liebte er unter allen Großen der Literaturgeschichte am meisten. „Mehr, als man ahnte", schrieb der selbst politisch so Bewegte, „war Lessing auch politisch bewegt, eine Eigenschaft, die wir bei seinen Zeitgenossen gar nicht finden; wir merken erst jetzt, was er mit der Schilderung des Duodezdespotismus in der ‚Emilia Galotti' gemeint hatte", und nicht müde ward er, auf die „soziale Bedeutung" in Lessings Schaffen hinzuweisen. Weil ihm der bürgerliche Grundzug bei einem Dichter den Ausschlag gab, darum grüßte der Verfasser der „Romantischen Schule" in dem unglücklichen Gottfried Bürger, der sich lieber aus der Welt hungern wollte, als die Gnade der Großen erbetteln, einen Titanen, den eine Aristokratie von hannöverschen Junkern und Schulpedanten zu Tode gequält hatte, darum neigte er sich vor Johann Gottfried Herder, darum fühlte er sich hingetrieben zu Johann Heinrich Voß, dem grimmen Adelshasser, der ihm als der größte Bürger der deutschen Literatur nach Lessing galt: in Voßens vielgenannter Streitschrift gegen den Grafen Stolberg sah er den Entscheidungskampf zwischen deutscher Demokratie und deutscher Aristokratie, „die sich vor den Revolutionszeiten, als jene noch nichts hoffte und diese noch nichts befürchtete", im Hainbund „so unbefangen verbrüdert hatten". Ähnlich mit Schiller. Der Realist Heine stellte die „sündhaften, kleinweltlichen, befleckten Wesen" des Realisten Goethe höher als die hochgerühmten, hochidealischen Gestalten Schillers, aber der Kämpfer Heine jubelte dem Kämpfer Schiller zu, weil er für die großen Ideen der Revolution geschrieben, weil er die geistigen Bastillen zerstört, weil er an dem Tempel der Freiheit gebaut habe. Verglich der Dichter Heine Goethes Lieder Schmetterlingen — „so zart, so ätherisch, so duftig beflügelt, mit einem neckischen Zauber, der unvergleichbar" —, dem Kämpfer Heine waren die Meisterwerke des Olympiers nur

Statuen, die unser teures Vaterland wie einen Garten zieren, „aber es sind Statuen". Der Heine, der den heiligen Beruf in sich fühlte, die Jugend seiner Zeit aufzuwühlen und aufzupeitschen, vergaß es dem Jupiter von Weimar nicht, daß sein Kunstwesen beruhigend auf die deutsche Jugend gewirkt und so die politische Wiedergeburt Deutschlands gehemmt hatte, dem Verfasser des „Bürgergeneral" vergab er nicht, daß er große Emanzipationsgeschichten, wenn er sich schon an sie heranmachte, nur als Artist besang, und er legte auch die Wurzel des ganzen Jammers bloß: „Dieser Riese war Minister in einem deutschen Zwergstaate".

Bei dieser tief eingefressenen Abneigung erschien selbst Goethes Wendung gegen die Brüder Schlegel und die Romantische Schule in Heines Augen nur als Ausfluß von Undankbarkeit und furchtsamem Neid, obwohl ihm selbst die Romantik jetzt in der Seele zuwider war. Neunzehntes Jahrhundert schrieb man. Was sollten da die Troubadoure der Romantik, diese strammen Rückwärtser, die Deutschlands Freiheit und Glück aufs ernstlichste gefährdeten, was die ewige Rittertümelei, das beständige Loblied auf den Geburtsadel, die unaufhörliche Verherrlichung des alten Feudalwesens! Wer sich von den Vertretern der Romantik am meisten der Erde näherte, kam bei Heines unbarmherziger Abrechnung noch am besten weg. Den schwächlichen Ludwig Tieck krönte er als den besten Novellisten Deutschlands, da er in seiner dritten Periode ein „Darsteller des modernsten Bürgerlebens" geworden sei, den Gespenster-Hoffmann pries er, weil er sich mit all seinen bizarren Fratzen doch immer an der irdischen Realität festklammere, und Achim von Arnim beklagte er als einen der originellsten Köpfe der Romantischen Schule, dem bei der weltumfassenden Weite seiner Phantasie, der schauerlichsten Tiefe seines Gemüts und seiner unübertrefflichen Darstellungsgabe doch eins zur Wirkung in die Weite gefehlt habe: das Leben. Schließlich waren sogar Zacharias Werner und der Freiherr de la Motte-Fouqué nicht die Schlimmsten, denn beide wirkten wenigstens auf die Massen:

jener wurde mit seinen Stücken vom Parterre beklatscht, dieser war mit seinen Romanen die „Sonne der Leihbibliotheken". Aber Novalis, dessen Leben nur ein „träumerisches Hinsterben" war, und Clemens Brentano mit seiner wahnsinnig lachenden Muse, die unsere Seele mit unheimlichem Entzücken und lüsterner Angst erfüllt, waren Spukgestalten, die sich aus den Weihrauchwolken katholischer Dome lösten, und Heine wollte in der Dichtung frische Luft und helles Licht. Darum lehnte er Friedrich Schlegels „Lucinde" als eine unerquickliche Zusammensetzung von zwei Abstraktionen, Witz und Sinnlichkeit, ab und meinte von seinen Vorlesungen, er übersehe die ganze Literatur von einem hohen Standpunkt aus, aber dieser hohe Standpunkt sei immer der Glockenturm einer katholischen Kirche. Den älteren Schlegel ließ er gar nur als Übersetzer gelten und leerte seines giftigsten Spottes volle Schale über den „vornehmen, von vornehmen Gönnern geschützten, renovierten, baronisierten, bebänderten Ritter August Wilhelm von Schlegel", der nie den Geist der Zeit begriffen habe. Wenn allerdings ein Geschlecht den Geist seiner Zeit in Uhlands Gedichten aufs kostbarste aufbewahrt fand, so waren das die Leute von 1813. In den Versen des schwäbischen Romantikers entdeckten sie nicht nur den politischen, sondern auch den moralischen und ästhetischen Geist ihrer Epoche; jeder Enkel des biderben Arminius und der blonden Thusnelda wurde von dem Gedicht erbaut, das anhub:

Vorwärts! Fort und immer fort,
Rußland rief das stolze Wort:
Vorwärts!

Aber ach! das war der Geist der Zeit vor zwanzig Jahren. Jetzt, „nicht aus leichtfertiger Lust, sondern dem Gesetz der Notwendigkeit gehorchend, setzt sich Deutschland in Bewegung, es wirft einen wehmütigen Blick auf die Vergangenheit, die es hinter sich läßt, noch einmal beugt es sich gefühlvoll hinab über jene alte Zeit, die uns aus Uhlands Gedichten so sterbebleich anschaut, und es nimmt Abschied mit einem Kusse. Und noch

einen Kuß, meinetwegen sogar eine Träne! Aber laßt uns nicht länger weilen in müßiger Rührung .....

Vorwärts! Fort und immer fort,
Frankreich rief das stolze Wort:
Vorwärts!"

Um den Deutschen dieses Frankreich nahezubringen, mühte Heine sich redlich, ihnen die Kunstsprache der Franzosen zu deuten. Zugleich mit dem romantischen Aufstand in der Literatur rebellierte auch in der französischen Malerei der zwanziger Jahre eine neue Richtung gegen die alten und veralteten Formen. Das junge Geschlecht war des klassischen Faltenwurfs und der grauen Töne müde, in denen die Nachahmer des Revolutionsmalers David ihr Genügen fanden. Die Jugend, die entschlossen den Barrikaden der Julirevolution entgegenmarschierte, wollte wie in der Dichtung auch in der bildenden Kunst schmetternde Klänge, grelle Farben, angespannte Muskeln, bewegte Handlung. Wenn man dabei überhaupt Vorbilder brauchte, konnte man sich an Ort und Stelle, seit Napoleon aus aller Herren Ländern die erlesensten Kunstwerke zusammengeschleppt hatte, an dem Wertvollsten der Malerei aller Zeiten satt sehen. So brach sich die Revolution der Bewegung gegen die Starrheit, die Revolte der Farbe gegen das stumpfe Grau siegreich Bahn, und Künstler wie Géricault und Delacroix, die in wahren Farbenräuschen schwelgten und in den leidenschaftlichsten Szenen der Geschichte Vorwürfe für ihren Pinsel suchten, hatten bald die gefeierten Größen des blutleeren Klassizismus vom Sockel ihres Ruhms gestürzt. In dem toten Deutschland berührte die Malerei kaum mit den Füßen die Erde und schwebte mit der Stirn in den Wolken, aber auf der Palette dieser französischen Maler brannten alle Farben des wirklichen Lebens, ihre Muse trug auf wehendem Lockenhaar die Jakobinermütze, und wenn der Trommel harter Wirbel durch die Pariser Straßen rasselte, drang er aufscheuchend auch in die Werkstatt des Künstlers. Während jenseits des Rheins die Nazarener im Alten

und Neuen Testament die gegenwartsentlegensten Stoffe zusammenklaubten, Cornelius mit dem ganzen Gelehrsamkeitsaufwand und Gedankenprunk einer philosophischen Doktorarbeit griechische Götter und Helden auf die Leinwand warf und die Düsseldorfer zeitlose Ritter und Räuber, Zigeuner und Mönche, Nixen und Nonnen in süßlich-sentimentale Farben tauchten, scharte in Paris Philipon das heilige Bataillon der „Caricature" zum Sturmlauf gegen das Julikönigtum. Während die deutschen Künstler in engen Kreisen dahinträumten, eine Zeitung nicht lasen, die Welthändel Welthändel sein ließen und beschaulich der eine Käfer, der andere Pfeifenköpfe sammelten, begann Honoré Daumier seine Laufbahn mit sechs Monaten Gefängnis wegen eines Spottbilds auf des Bürgerkönigs Majestät.

Auch in der Ausstellung, die Heine 1831 aufmerksam betrachtend durchwanderte, schlug fieberhaft der Puls der Stunde. Mehr als vierzig Gemälde boten Szenen aus der Julirevolution, und eines vor allem, auf das Delacroix einen Barrikadentag der „großen Woche" gebannt hatte, packte den Freiheitsschwärmer mächtig. „Eine Volksgruppe", schrieb er darüber, „während den Juliustagen ist dargestellt, und in der Mitte, beinahe wie eine allegorische Figur, ragt hervor ein jugendliches Weib mit einer roten phrygischen Mütze auf dem Haupte, eine Flinte in der einen Hand und in der anderen eine dreifarbige Fahne. Sie schreitet dahin über Leichen, zum Kampfe auffordernd, entblößt bis zur Hälfte, ein schöner, ungestümer Leib, das Gesicht ein kühnes Profil, frecher Schmerz in den Zügen, eine seltsame Mischung von Phryne, Poissarde und Freiheitsgöttin", einer Freiheitsgöttin ähnlich, wie sie Barbier zur gleichen Zeit in der leidenschaftlichen Wucht seiner Jamben zeichnete.

Weil ein großer Gedanke in dem Bild atmete, ließ Heine sich auf eine Kritik künstlerischer Mängel gar nicht ein. In einer lustigen Satire hatte sein Freund Detmold gezeigt, wie man in zwei Stunden ein vollendeter Kunstkenner werden kann, aber Heine war zu ehrlich, sich mit Federn zu schmücken, die ihm nicht anstanden. Keiner der Kunstrezensenten wollte er sein,

die nach alten vorgefaßten Regeln jedes neue Werk bekritteln, sondern er gab nur Winke über das Stoffartige und die Bedeutung der Gemälde. Aber während die Zeit ganz allgemein in der Kunst eine den Wolken entschwebte Tochter aus Elysium sah, stach Heine an ihre gesellschaftlichen Wurzeln hinab. Von einem Bilde, auf dem Decamps einen orientalischen Polizeipascha im vollen Glanz seiner Bastonaden-Allmacht wiedergegeben hatte, bemerkte er scharfsichtig, nur der Bürger eines Freistaates habe mit heiterer Laune dieses Werk schaffen können. „Ein anderer als ein Franzose hätte stärker und bitterer die Farben aufgetragen, er hätte etwas Berliner Blau hineingemischt oder wenigstens etwas grüne Galle und der Grundton der Persiflage wäre verfehlt gewesen." Als er in der Ausstellung von 1833 unter viertausend Gemälden nicht ein einziges Meisterwerk entdeckte, führte er es auf den allgemeinen Nationalkatzenjammer zurück, und zehn Jahre später erinnerten ihn im Salon auch die Darstellungen der heidnischen und mittelalterlichen Geschichte an Kramladen, Börsenspekulationen, Merkantilismus und Spießbürgerlichkeit; auf allen Porträts fand er einen so pekuniären, eigennützigen, verdrossenen Ausdruck, daß er sich fragte: „Hat vielleicht der Geist der Bourgeoisie, des Industrialismus, der jetzt das ganze soziale Leben Frankreichs durchdringt, auch schon in den zeichnenden Künstlern sich derart geltend gemacht, daß allen heutigen Gemälden das Wappen dieser neuen Herrschaft aufgedrückt ist?"

Ebenso trat Heine in den „Briefen über die französische Bühne" an August Lewald, die 1837 erschienen, weder als Kenner des Kulissenzaubers auf, noch blieb er an der Oberfläche der Erscheinungen haften. Ein Stammgast des Parketts war er nie und wollte gar kein guter Theaterkritiker sein, denn „um den Hamlet ganz als Schwächling zu schildern, läßt Shakespeare ihn auch im Gespräch mit den Komödianten als einen guten Theaterkritiker erscheinen". Auch dachte er nicht sich zusammenhängend und lehrhaft über Bühnenkunst und Bühnenstücke zu verbreiten, und nur wie von ungefähr tauchten in

dieses besten Theaters die Namen der Theater des an der Porte St. Martin, des Ambigu-Comique, der Gaité, der Folies Dramatiques und, wie die Namen der großen Romandichter Hugo und Dumas und der kleineren Lieblinge des Boulevards; nicht anders ging es mit den Namen der Stücke und Stückeschreiber, des Lemaître und des Rocage, der Delavet, der Mars und der Georges, samt Bergeraussat Napoleons und jetzt die „angeborene stehende Theaterdame am Theaterhimmel". Vom Theater Français wollte Heine noch wissen, dass dort spielen immer noch Dolch und Giftbecher in den blassen Händen, die Gespenster der alten Tragödie und starrte immer noch der Perücke der classischen Perioden, aber der als „Stammtischist" die Malerei betrachtete, trat auch der plötzlichen Wiederbelebung des Lebens auf den Brettern entgegen und verlangte von einem Bühnenstück eine gewisse innere Folgerichtigkeit.

Ganz von selber warf sich die Frage auf, warum die Franzosen im Tragische geeigneter waren als die Deutschen und warum sie ein besseres Lustspiel besäßen. Den Grund fand Heine in der besseren politischen und sozialen Entwicklung des französischen Volkes. Während Deutschland stille Gewissen im Zwangsbett des Herkommens ruhig dahinfloss und mehr Tiefe als Weitherzigkeit verriet, bewegte und hetzte es im öffentlichen Leben der Franzosen fast Tag für Tag. Darum zeigte hier das Theater als der Spiegel des Lebens in höherer Grade Handlung und Leidenschaft. Dazu umschloss das Volkstheater von 1841 nicht mehr wie das von 1831 die Dichter den glänzenden Aufstieg zum neuen, sondern den langsamen Verfall einer alten Gesellschaft. In den Gegensätzen, die manche alte Einrichtung mit den Sitten des Tages und manche Sitte des Tages mit den geheimen Denkweisen des Volkes bildeten, fand der Lustspieldichter reiche Ausbeute, und noch ergiebiger war für ihn der Zusammenstoß der so leicht aufloderndenden edlen Begeisterung der Franzosen mit dem positiven, selbstischen Verlangen der Zeit. Der „Zwist der Gegenwart mit der Vergangenheit, die sich wechselseitig verhöhnen, der

Zank eines Wahnsinnigen mit einem Gespenst, dieser Umsturz aller Autoritäten, der geistigen sowohl als der materiellen, dieses Stolpern über die letzten Trümmer derselben, und diese blödsinnig ungeheueren Schicksalsstunden, wo die Notwendigkeit einer Autorität fühlbar wird und wo der Zerstörer vor seinem eigenen Werke erschrickt, aus Angst zu singen beginnt und endlich laut auflacht . . ., das ist schrecklich, gewissermaßen sogar entsetzlich, aber für das Lustspiel ist das ganz vortrefflich." Im Mittelpunkt der französischen Komödie stand stets ein Ehekrieg, weil nach Heines Meinung auch in der Familie der Franzosen alle Bande gelockert und alle Autoritäten niedergebrochen waren, und weil hier in dem ewigen Kampf zwischen Mann und Weib die Ehemächte einander mit gleichen Streitkräften gegenübertraten. So wuchsen die Blumen des französischen Lustspiels auf einem Scherbenberg, auf dem Trümmerhaufen der französischen Gesellschaft.

Da Heine auf dem Felde der Musik noch weniger als auf dem Gebiet der Malerei Fachkenner war, trieb ihn schon die Not, in seinen „Musikalischen Berichten aus Paris" von den technischen Vorzügen und Mängeln der Musik weniger zu reden als von ihren anderen Beziehungen. Die Julimonarchie war eine Blüteperiode der Oper, ganz Paris wurde von einer klingenden Sintflut überschwemmt, in Musik ersoff man geradezu, und seufzend erkannte der feinhörige Dichter in der Zunahme des Klavierspiels und in den Triumphzügen der Klaviervirtuosen ein Zeichen der Zeit: den Sieg des Maschinenwesens über den Geist. Das hielt ihn nicht ab, indem er über Meyerbeer, Spontini, Rossini, Berlioz, Mendelssohn, Liszt und Chopin viel Feinsinniges und manches Richtige sagte, den gesellschaftlichen Zusammenhängen der Musik nachzugehen. Auf den Wogen der Rossinischen Tonwelt schaukelten sich am behaglichsten die individuellen Freuden und Leiden des Menschen: „Liebe und Haß, Zärtlichkeit und Sehnsucht, Eifersucht und Schmollen, alles ist hier das isolierte Gefühl eines einzelnen" während Meyerbeers Musik in seinen Augen mehr sozial als

individuell war. Rossinis Musik entsprach der Restaurationszeit, da, nach großen Kämpfen und Entbehrungen, bei den blasierten Menschen der Sinn für ihre großen Gesamtinteressen in den Hintergrund zurückwich und die Gefühle der Ichheit wieder in ihre legitimen Rechte eintraten, Meyerbeers gefeierte Kunst war die rechte Musik nach der Julirevolution: in „Robert der Teufel" spiegelte sich in dem Helden, der nicht genau weiß, was er will, und ständig mit sich selber im Kampf liegt, getreulich eine Epoche, die sich zwischen Tugend und Laster qualvoll unruhig bewegte und sich in Bestrebungen und Hindernissen aufrieb.

Später ging die Freundschaft zwischen Heine und Meyerbeer kläglich in die Brüche, und der Dichter, der vor dem Komponisten das Weihrauchfaß geschwungen hatte, schleuderte ihm jetzt Stinkbombe um Stinkbombe vor die Füße:

Streiche von der Stirn den Lorbeer,
Der zu lang herunterbammelt,
Und vernimm mit freiem Ohr, Beer,
Was Dir meine Lippe stammelt.

Böse Zungen zischelten, Heine habe mit nicht eben seltenen Anleihen Meyerbeer lange auf der Tasche gelegen und, endlich abgeschüttelt, niedrigen Rachedurst in giftigen Versen ausgeströmt. In der Tat ging Heine mehr als einmal den vermögenden Freund um „Subsidien" an, aber die Lobeshymnen Heines auf Meyerbeer entsprangen so wenig gewährten Darlehen wie die Spottstrophen einer abgeschlagenen Gefälligkeit, sondern der Bruch ergab sich aus einem belanglosen Zwist leicht gereizter Künstlerseelen und erweiterte sich ganz von selbst zur unüberbrückbaren Kluft. Mit der Verwendung der von Meyerbeer erhaltenen Summen hatte es zudem eine eigene Bewandtnis. Der allgemeinen politischen Fäulnis unter der Julimonarchie entsprach die Bestechlichkeit fast der gesamten Presse auf dem Felde der Kunst. Das rollende Zwanzigfrankstück war die Voraussetzung jeder guten Kritik. Wie kleinere Geister sich jeden

Fetzen Feuilletonlobs erbettelten und erschlichen, verschmähte auch Heine nicht, durch Handsalben günstige Stimmung für sich zu schaffen. Galt es, für seinen Namen die große Trommel zu rühren, so kannte er kein Zartgefühl, und oft lief er nach eigenem Geständnis als Lohnlakai seines Ruhms durch ganz Paris, und um für sich und für Meyerbeer die Stirn manches Feuilletongewaltigen zu glätten, verwandte er in erster Reihe die Gelder, die der Komponist bereitwillig spendete. Dazu trat ein zweites. „Germania", klagte Heine gelegentlich dem Freunde, „hat alle ihre Flöhe auf Paris ausgeschüttelt, und ich Ärmster werde davon am unaufhörlichsten zernagt". Eine Schar journalistischer Erpresser umlagerte ihn, die jeden Augenblick bereit war, in Skandalblättchen wie dem „Rheinischen Volksblatt", dem „Wiener Humorist", dem „Frankfurter Konversationsblatt" und den „Leipziger Rosen" die unflätigsten Verleumdungen gegen den Dichter abzuladen, und der Niedertracht dieses Lumpenpacks vorzubeugen, diente zum Teil Meyerbeers Geld.

Je mehr aber die Ausstrahlungen französischer Kunst und Kultur auf Heine wirkten, desto weniger verleugnete er auch am geliebten Strand der Seine den Sohn des Rheins, der mit den besten seiner Triebe in deutscher Erde wurzelte. Nicht ungern ließ er sich, etwa von Scheffers Bildern, an Deutschland erinnern und an alles, was sich mit diesem Namen verband, „an duftige Lindenbäume, an Höltys Gedichte, an den steinernen Roland vor dem Rathaus, an den alten Konrektor, an seine rosige Nichte, an das Forsthaus mit den Hirschgeweihen, an schlechten Tabak und gute Gesellen, an Großmutters Kirchhofsgeschichten, an treuherzige Nachtwächter, an Freundschaft, an erste Liebe und an allerlei andere süße Schnurrpfeifereien". Mit Recht durfte er schreiben, daß trotz seines Strebens nach französischem Weltsinn, trotz seines philosophischen Kosmopolitismus immer das alte Deutschland mit allen seinen Spießbürgergefühlen in seiner Brust sitze. In den Stunden des Überdrusses, da die wechselnde Larve von Paris ihm zur grellen Fratze erstarrte, stöhnte er gar auf vor Heimweh:

Das muntre Frankreich scheint mir trübe,
Das leichte Volk wird mir zur Last,

und wenn wie aus Nebeln die ferne Heimat vor seinem Blick auftauchte, erinnerte er sich mit heiliger Scheu manch einfältig blonden Abenteuers:

Das küßte mich auf Deutsch und sprach auf Deutsch
(Man glaubt es kaum,
Wie gut es klang) das Wort: Ich liebe Dich!
Es war ein Traum.

Mehr als die Sorge um die alte Mutter war es, was ihn um den Schlaf brachte, wenn er Deutschlands in der Nacht gedachte. Aus anderem Holz war Heine geschnitzt als sein Übersetzer Loewe-Weimars, der die deutsche Haut wie ein schmutziges Hemd auszog und sich so zum Franzosen wandelte, daß er die Muttersprache nur noch radebrechen wollte. Heine blieb ein Deutscher, der französisch bis in seine feinsten Feinheiten nie sprechen und schreiben lernte, und sowenig er verkannte, was er Frankreich schuldete, zuzeiten empfand er den Fluch des Exils, mit seiner heimischen Denk- und Gefühlsweise immer unter einem Volk isoliert zu stehen, das zuletzt doch ganz anders fühlte und dachte als er.

Um sein Mittleramt zwischen beiden Völkern recht zu erfüllen, mußte er Frankreich mit allen Sinnen umklammern, ohne deshalb Deutschland aufzugeben. So gilt für ihn in erhöhtem Maße das Wort, das, auf Börne gemünzt, auch den politischen Inhalt von Heines Aufgabe erfaßte: „Il aimait la France comme sa seconde patrie, il l'amait dans l'intérêt de l'Allemagne." „Er liebte Frankreich als sein zweites Vaterland, aber er liebte es im Interesse Deutschlands."

Der gute Tambour

Bei Heines Abreise nach Paris lag ihm Campe mit der flehentlichen Bitte im Ohr, doch fürderhin statt des Schwertes nur mehr den Thyrsusstab zu schwingen, und hoffnungsvoll erblickte der Verleger den Dichter schon in einem ganz neuen Fahrwasser, das frei von Politik war. „Ich glaube", fügte er biedermännisch in einem Briefe an einen Bekannten bei, „dadurch Heine und unserer Literatur einen Dienst zu leisten". Vor allem aber dachte der gewiegte Geschäftsmann seinem eigenen Geldbeutel einen trefflichen Dienst zu erweisen, denn da ihm Heines Dichtung nur eine milchende Kuh war, hoffte er desto mehr Milch von ihr zu erhalten, je behaglicher sie auf fetter Weide graste, unpolitisches Grünzeug wiederkäuend und nicht behelligt von Zensur, Polizei und Justiz.

Heine täuschte die Erwartungen seines Aussaugers gründlich. Sicherlich war er so sehr Künstler wie Kämpfer, und nicht selten schob der Künstler in seiner Brust den Kämpfer beiseite, um sich süßem Nichtstun hinzugeben und auf blumigem Rasen liegend die ruhigen Züge der Wolken zu betrachten. Wenn ihm das Leben derart mehr ein Rosenbeet als ein Schlachtfeld war, malte er sich selbst als den bewehrten Ritter, den Amoretten der Lanze und des Schwertes berauben und mit Blumenketten binden:

So in holden Hindernissen
Wind ich mich in Lust und Leid,
Während andre kämpfen müssen
In dem großen Kampf der Zeit.

Aber ob ihn eines Irrlichts Spuk in trüben Augenblicken weit von der Bahn guten und gerechten Streites ablockte, gerade seine Zugehörigkeit „zur Partei der Blumen und der Nachtigallen" riß ihn in den großen Kampf der Zeit, denn in der Eisluft der vormärzlichen Reaktion erfroren die blühendsten Blumen, und den trillernden Nachtigallen setzten die Metternichschen Vogelsteller mit Leimruten nach. In dieser Epoche der hohen Jagd auf die Ideen der Freiheit beseelte ihn mehr denn je „die heilige Zwingnis, kämpfen zu müssen". Er hatte keine Wahl: „Wir ergreifen keine Idee, sondern die Idee ergreift uns und knechtet uns und peitscht uns in die Arena hinein, daß wir wie gezwungene Gladiatoren für sie kämpfen." Durch unsanften Rippenstoß wurde denn der Träumer immer wieder in die eiserne, waffenklirrende Wirklichkeit geschleudert, und seines Lebens letzten und tiefsten Sinn fand der Dichter in der Aufgabe, mit hartem Trommelwirbel aufzurütteln und aufzustürmen, was auf der deutschen Ofenbank hinduselte:

Trommle die Leute aus dem Schlaf,
Trommle Reveille mit Jugendkraft,
Marschiere trommelnd immer voran!

Und so, ein Trommler der Idee, ein guter Tambour der Freiheit, marschierte er voran, immer an der Spitze, immer den Sturmmarsch wirbelnd, bis das Kalbfell zersprang und die Schlegel müder Hand entglitten. Schließlich kam weder der Künstler noch der Kämpfer in Heine dadurch zu kurz, daß er beides in einem verband, denn weil er immer dort auftauchte, wo sich im Morgenwind die Fahnen der Zukunft bauschten, blieb sein Künstlertum so blutfrisch und lebendig, und weil er auch im Lärm der Schlacht klingend die Harfe schlug, drang sein Kampfruf weithin über das Blachfeld.

Wieder war es Paris, das dem Dichter das Schwert des Kämpfers in der Faust festnietete. Für ein tändelndes Schmetterlingsdasein war hier nicht Zeit noch Raum. Jeder Pflasterstein dampfte Weltgeschichte, und wer den Fleck bestaunte, auf dem

sich einst die Bastille erhoben hatte, konnte auch den Laternenpfahl auf dem Gréve-Platz bewundern, an den die Menge Anno 1789 den Blutsauger Foulon geknüpft hatte. Aber nicht nur aus den Erinnerungen der Vergangenheit, sondern mehr noch mitten aus der Gegenwart heraus übte tausenderlei, was es unter dem Leichentuch des deutschen Despotismus nicht gab, auf das leicht entzündliche Herz Heines Einfluß, eine bewegte Kammer, wirkliche Parteien, politische Versammlungen, politische Zeitungen und vor allem eins: Volk im politischen Sinne, das sich an den Anschlagsäulen in die politischen Plakate vertiefte, sich unter den Bäumen des Palais Royal über die Artikel der Presse ereiferte und an den politischen Spottbildern ergötzte und das, wenn es darauf ankam, einen Omnibus umstürzte, das Pflaster aufriß und hinter dem Schrank hervor die Flinte nahm, im trotzigen Blick den Widerschein der Julitage und die Verse der „Parisienne" auf den trotzigen Lippen:

Vorwärts, ihr Kinder von Paris!
Vorwärts gegen Kanonenknall!
Gegen ihrer Bataillone Wall!
Stürmt auf, stürmt auf zum Siege!

Der in der Heimat bestenfalls nörgelnde Krämer gekannt hatte, die ihre Fäuste in der Tasche ballten, sah in Paris bei den Choleratumulten wilden Volkszorn entfesselt: „Dann wälzt sich durch die Straßen ein dunkles Menschenmeer, worin hier und da die Ouvriers in Hemdärmeln wie weiße Sturzwellen hervorschäumen, und das heult und braust, gnadenlos, heidnisch, dämonisch."

Dieses erregte politische Leben schlug den deutschen Dichter, ob er wollte oder nicht, unwiderstehlich in seinen Bann. Wenn er anfangs schwärmend der heiligen Julitage von Paris gedachte, fühlte er die Sonne in seinem Blut und glaubte freudig an die Auferstehung der Völker. Aber nur zu bald merkte er, daß die Dinge in Wahrheit ganz andere Farben trugen, als ihnen die Lichteffekte seiner Begeisterung in der Ferne geliehen hatten.

Denn die Revolution, auf deren Barrikaden das Volk der Vorstädte gekämpft und geblutet hatte, wurde im Namen des Julikönigtums von einer kleinen Sippe der Bourgeoisie schnöde ausgebeutet. Nach dem Sturz Karls X. stellte der Bankier Lafitte mit seinem Triumphschrei: Von jetzt an werden die Bankiers herrschen! den kommenden achtzehn Jahren das rechte Wetterzeichen. Von der großen Revolution wurden, eine der bedeutendsten Besitzverschiebungen der Weltgeschichte, drei Fünftel des französischen Bodens, vordem Eigentum einer Handvoll Nichtstuer, des Königs, der Krautjunker und der Klerisei, zu Nationalgut erklärt, zerstückelt und versteigert. War es Napoleons historische Aufgabe, diesen Besitz mit des Schwertes Schärfe den neuen Eigentümern aus Kleinbauerntum und Bourgeoisie zu verbürgen, so drehte sich, ausgesprochen oder unausgesprochen, der Kampf zwischen Feudalklasse und Bourgeoisie unter der Restauration um Rückgabe der eingezogenen Ländereien und um die Frage des Schadenersatzes an die früheren Besitzer. Aber weder weißer Schrecken noch gewaltsame Vermuckerung, weder Degen noch Weihwedel vermochten den Schatten des Mittelalters wieder Blut und Leben zu leihen, und als der zehnte Karl, um sich der immer mehr anschwellenden liberalen Kammeropposition zu erwehren, zum Staatsstreich griff, stürzte das Volk, von der Bourgeoisie mit einem lachenden und einem weinenden Auge begrüßt, den wackligen Thron der Bourbonen um. Doch so unentschlossen und feige sich die Geldsäcke in den drei Tagen benahmen, da das Gewehrfeuer durch die Straßen rollte, so flink und gewandt wußten sie sich die Früchte des Sieges anzueignen, und wie es Lafitte vorausgesagt hatte, kam mit der Thronbesteigung des Bürgers Philipp Gleichheit nicht die französische Bourgeoisie als solche, sondern nur eine ihrer Schichten ans Ruder, Bankmagnaten und Börsenwölfe, Eisenbahnkönige und Grubenherren und ein Teil der mit ihnen verbündeten Großgrundbesitzer, kurz, was sich Finanzaristokratie nannte und genannt wurde. War schon die industrielle Bourgeoisie in die Opposition gedrängt, so

hatte die Regierung Ludwig Philipps für die breiten Massen des Volkes erst recht nichts übrig; schamhaft und schamlos zugleich strebte sie vielmehr, im Gedächtnis der Zeitgenossen auszulöschen, daß sie von der Revolution Gnaden den Sessel der Macht einnahm, und machte so schnell wie möglich das törichte Wort zuschanden, daß die Dynastie Orléans auf dem Throne Frankreichs die beste Republik sei.

Rasch verstrichen die Flitterwochen des neuen Regimes, da der König, einem biederen Spezereikrämer gleich, den berühmten Baumwollregenschirm unter dem Arm, durch die Straßen wandelte, allem Volk seinen glänzenden Speckkopf zu zeigen, dessen fatale Ähnlichkeit mit einer Birne bald der Stift der Karikaturisten in zahllosen Spottbildern festhielt. Noch ehe Heine seinen Fuß auf das Pariser Pflaster setzte, im März 1831 schon hatte Lafitte, Königsmacher von 1830 und erster Ministerpräsident des Julikönigtums, volkstümlich trotz seiner ausgesprochen großbürgerlichen Klassenstellung, den Laufpaß bekommen. Sein Nachfolger, Casimir Perier, durch und durch ein verbissener bourgeoiser Reaktionär, verkündete entschlossen den Bruch mit den Überlieferungen der Revolution und pflanzte die Fahne der unbedingten Autorität auf: Frankreich sollte nach seinem höhnischen Wort fühlen, daß es regiert werde. Wie er im Innern der demokratischen Entwicklung jeden Schritt Boden streitig machte, lehnte er in der auswärtigen Politik das Erbteil der entschiedenen Demokratie ab, die mit leidenschaftlicher Neigung dem revolutionären Kampf des italienischen und des polnischen Volkes gegen die reaktionären Mächte Österreich und Rußland folgte. Namentlich die Sache der Polen erschien der bürgerlichen Klasse von ganz Europa und erst recht der französischen Demokratie als ureigenste Angelegenheit, denn der Zar spielte gerade mit dem Plan eines konterrevolutionären Kreuzzuges gegen Paris, als ihn der polnische Stoß zurückwarf. Um so grimmer war die Wut, daß Casimir Perier seelenruhig den zarischen Henker sein bluttriefendes Schlächterwerk an den Niedergeworfenen vollziehen ließ. Wie seit den Juli-

tagen die Straße nicht mehr recht zur Ruhe gekommen war, tobte der Aufruhr durch die Gassen, als Periers Handlanger, der Kriegsminister Sébastiani, den unheilvollen Fall Warschaus mit hündischer Frechheit der Kammer mitteilte: Die Ordnung herrscht in Warschau! Aber vornehmlich gestützt auf die Bajonette der Nationalgarde, die nicht das Volk, sondern das Krämertum in Waffen darstellte, warf der Ministerpräsident alle Putsche mit brutaler Faust nieder, und wenn ihm auch von den Bänken der Opposition ins Gesicht geschleudert wurde: Die vollendete Restauration ist wieder am Ruder!, die Mehrheit der Kammer hielt ihn. Das konnte nicht wundernehmen, denn der Kassenschrank wählte. Selbst das im fortschrittlichen Sinne erweiterte Wahlgesetz gab nur hundertachtzigtausend Großbürgern das Wahlrecht, die mindestens zweihundert Frank jährliche Steuer entrichteten. Ebensowenig war es ein Wunder, daß sich in den Massen die Enttäuschung über König, Ministerium und Kammer wie eine graue Aschenschicht auf alle Gemüter senkte.

Bald wurde Heine von dieser Enttäuschung ergriffen. Bei seiner Ankunft in Paris brannte ihm im Herzen noch der Glaube an die Macht der Idee, und der Kopf steckte ihm voll demokratischer Ideologien. In der Freiheit, die das Salvenfeuer der großen Woche begrüßt hatte, wähnte er eine „allgemeine, menschentümliche Freiheit" zu sehen, deren die ganze Welt nach den Urkunden der Freiheit teilhaftig werden sollte, und von Ludwig Philipp erwartete er, daß er mit dem selbstbewußten Bekenntnis: Die Freiheit bin ich! an die Spitze der europäischen Freiheit treten werde. Doch als der Schwärmer inne ward, daß der Bürgerkönig alle Freiheitsbäume abschlagen und ihres hübschen Laubwerks entkleiden ließ, um Stützbalken für das Haus Orléans daraus zu zimmern, lernte er in diesem von Klassenkämpfen durchwühlten Lande leichter als in dem bürgermeisterlich behäbigen, schneckenhaft trägen Vaterland durchschauen, daß nicht Ideen, sondern Interessen die Welt beherrschen. Viele seiner Ideologien zerstoben wie Spreu vor dem Winde. Der

Monarch, erkannte er, fand seinen Rückhalt nicht an Elementen, die von der platonischen Idee des konstitutionellen Königtums durchdrungen waren, sondern seine Hilfstruppen, von sehr irdischen Interessen geleitet, bestanden aus Handels- und Besitzleuten, die für ihre Buden und Büdchen besorgt waren, dann aus Kampfmüden, die Ruhe haben wollten und endlich aus Bangherzigen, die vor einer Schreckensherrschaft zitterten.

Mit gutem Grunde suchte sich Heine für seine farbigen und funkelnden, mit Witz gewürzten und mit Ironie gepfefferten Berichte über das Frankreich des Julikönigtums die „Augsburger Allgemeine Zeitung" aus. Zwar schmähte Börne nicht ganz mit Unrecht dieses Blatt Cottas die „gefällige Allgemeine für alle, die zahlen", und nicht minder kränkend lobte sie Metternichs gewandter Famulus Gentz: „Es lebe die Allgemeine Zeitung, wo Gift und Gegengift so tröstlich nebeneinander steht". In der Tat gab Cotta den Vorwärtsern und den Rückwärtsern in seinem Organ Unterschlupf und befleißigte sich, um von allen Seiten Leser anzulocken, einer staatsmännischen Mäßigung nach rechts und links. Auch Heine mußte seine Stimme zuweilen dämpfen, um des Blattes und um der Zensur willen konnte er nicht alles sagen, was er dachte, und nicht alles, wie er es dachte, und oft empfand er es als Marter, gemäßigter schreiben zu müssen, als es ihm vom Herzen zur Feder schoß. Aber ein Vorteil wog alle diese Nachteile auf. Heine wollte wirken, trommeln, aufscheuchen, und die „Augsburger Allgemeine Zeitung", für Deutschland mit den „Times" oder dem „Journal des Débats" wetteifernd, war ein Weltblatt, das zu Tausenden und aber Tausenden von Lesern sprach. Von dieser Warte eine Fahne zu schwenken war unendlich wichtiger und wertvoller, als in einem dunklen Winkelblatt das Herz mit allen seinen Zornbränden auszuschütten: das glich fruchtlosem Schwadronieren vor den Stammgästen einer Bierstube. Wenn darum der Verfasser der „Französischen Zustände" selbst seine Sätze mit der Zensurschere beschnitt, ehe er sie in Druck gab, beseelte ihn dabei nur der Gedanke, daß selbst die notdürftigste

Andeutung zu ersprießlicher Saat in unbekanntem Boden werden könne.

Aber als 1848 ruchbar wurde, daß der Dichter seit dem Dezember 1836 von der französischen Regierung ein Jahresgehalt von viertausendachthundert Franken bezog, schlugen die gesinnungstüchtigen Krakeeler am Kneiptisch über den bestechlichen, den bestochenen Heine ebenso Lärm wie die lächelnden Gesinnungslumpen, die mit der Farbe des Ordensbändchens im Knopfloch nach Wunsch die Überzeugung wechselten. Selbst die „Augsburger Allgemeine Zeitung" gefiel sich in der eigenartigen Verteidigung, ihr Korrespondent sei vom Ministerium bezahlt worden, nicht so sehr für das, was er geschrieben, als für das, was er nicht geschrieben habe. Nun drückten gerade unter Guizots Regierungssystem schmutzige Hände verschwiegene Tausendfranknoten in schmutzige Hände, und in dem Paris, wo das Geld Gott und Rothschild sein Prophet war, hatte nur weniges, zumal in der Zeitungswelt, nicht seinen festen Preis. „Unter der Restauration, der Julimonarchie und selbst unter der Republik von 1848", schrieb Véron in seinen „Erinnerungen eines Pariser Bürgers", „habe ich viele Minister aus der Nähe gesehen; alle wünschten die Unterstützung und das Lob der gelesenen und geschätzten Blätter und Schriftsteller, aber die Minister suchten selten die Überzeugungen der Schriftsteller zu erleuchten und zu dem Gesichtspunkt der herrschenden Gewalt zu bekehren, sie suchten sie einfach zu korrumpieren." Zweifellos dienten von den drei Millionen Franken, die Ludwig Philipps Regierung jährlich für geheime Zwecke auswarf, nicht geringe Summen zur Vergoldung williger Federn. Ebenso gewiß aber standen, wie Heine in seiner Rechtfertigung unterstrich, Verbannte und Flüchtlinge aus allen Weltgegenden auf den Unterstützungslisten des Julikönigtums, und auch seine viertausendachthundert Franken hatten kaum politischen Beigeschmack. Wenn den Pariser Machthabern überhaupt an dem günstigen oder ungünstigen Urteil des Augsburger Blattes viel gelegen war, verhütete schon der königlich bayrische Zensor, durch den Orden

der Ehrenlegion willfährig gestimmt, unerwünschte Ausfälle gegen die französische Regierung. Dann war die Summe als Kaufgeld für den bedeutendsten deutschen Dichter und Schriftsteller seiner Zeit wirklich zu lächerlich gering. Vielmehr spendete das französische Volk an viele Tausende von Fremden, „die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat mehr oder minder kompromittiert hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten", ein großes Almosen, und von diesem Almosen hatten die Prinzessin Belgiojoso und der Geschichtsschreiber Mignet einen Teil für den armen Teufel von deutschem Dichter erbettelt, den Hohenzollern und Habsburger, Wittelsbacher und Wettiner kaltblütig hätten verhungern lassen. Ähnlich stand es mit ihm wie mit Benjamin Constant, der als Gegner des Bürgerkönigtums von Ludwig Philipp zweimalhunderttausend Franken zur Schuldentilgung empfing, aber betonte, daß die Freiheit über die Dankbarkeit gehe, und daß er sich das Recht zur Opposition gegen die Regierung durchaus vorbehalte. Als freilich Heine später Karl Marx und „seinen Generalstab" als Schwurzeugen in dieser Angelegenheit bemühte, sprach der Altmeister des wissenschaftlichen Sozialismus in einem Brief an Friedrich Engels unwillig von dem „schlechten Gewissen" des Poeten, und wie man die Sache auch drehen mochte, nicht daß ein deutscher Dichter von dem französischen Ministerium ein Almosen empfing, wohl aber, daß ein Revolutionär unter den Dukatenregen einer Regierung die offene Hand hielt, hinterließ bei Feind und Freund einen mißlichen Eindruck.

Darum war es nicht weniger ungerecht, wenn ihn seine radikalen Feinde einen in allen Farben schillernden Jesuiten des Liberalismus schimpften. Seine Anschauungen widerstrebten einer fertigen Schablone; was er über politische Dinge dachte, hatte er nicht in Schachteln und Kästchen jederzeit fix und fertig zur Hand; der Parteigeist erschien ihm bald als ein blindes und rasendes Tier, bald als ein die Wahrheit schlecht bettender Prokrustes, aber Partei im großen historischen Sinne

nahm der Dichter immer. Wenn er auch niemals durch die Brille des eingeschworenen Parteimannes in die politische Welt schaute, so doch stets mit dem scharfen Blick eines glühenden Hassers „der überlieferten Erbkehrichtsinteressen". Machte er von dem Recht des Poeten, eine Sache bald in dieser, bald in jener Beleuchtung zu sehen, auch reichlichen Gebrauch, die Magnetnadel seines Schaffens wies unverrückbar nach dem Pol der unverfälschten Demokratie. Sein Urteil von heute konnte sich nicht stets mit seinem Urteil von gestern decken, denn je nach dem Hintergrund, von dem die Menschen sich abhoben, mußte er ihre Profile in wechselndem Scheine erblicken, zumal es sich bei den „Französischen Zuständen" um Augenblicksbilder handelte, aus dem Tag heraus für den Tag geschrieben, in Druck gegeben, ehe ihre Tinte noch recht getrocknet war und auch in der Buchausgabe im wesentlichen unverändert gelassen. Der Ludwig Philipp, der alles versprochen und nichts gehalten hatte, machte den Eindruck eines wahren Jesuiten der Bürgerlichkeit, der mit raffinierter Treuherzigkeit die Rolle eines biederen, schlichten Hausvaters spielte, aber unter dem bescheidenen Hut eine ganz unmaßgebliche Krone und in seinem Regenschirm das absoluteste Zepter verbarg. Der Ludwig Philipp, der die Truppenschau der Nationalgarde abritt und jedem uniformierten Budiker vom Pferd herab die Rechte drückte, weckte nichts als ein wenig verächtlichen Mitleids, denn dieselben Franzosen hatten Napoleon mit seinem marmornen Zäsarenantlitz, seinen unbewegten Augen und seinen unnahbaren Herrscherhänden vorbeireiten sehen. Der Ludwig Philipp wiederum, den Legitimisten und Karlisten als frechen Thronräuber bespien, gewann in des Dichters Augen: der Erbe der Julirevolution erschien ihm dann als Stifter eines neuen Herrschertums, als der erste Bürgerkönig. Verglich Heine gar Frankreich, die „glänzende Milchstraße großer Menschenherzen", mit dem entsternten Himmel Deutschlands, das statt Männern nur Lakaien aufwies, so galt für ihn ein anderer Maßstab, als wenn er in der Sonne der französischen Demokratie

nach dem Schatten spähte, den die führenden Geister warfen. Casimir Perier hatte das heilige Feuer gelöscht, die Tempel geschlossen, die Götter gekränkt, die Herzen gebrochen und Frankreich geistig entwaffnet, aber als er im Frühjahr 1832 an der Cholera starb, stimmte Heine doch für seine Beisetzung im Panthéon, weil er im guten Glauben und unter Aufopferung seiner Ruhe, seines Glücks, seines Lebens alles getan habe — wo kannte man das in Deutschland! Auf der anderen Seite machte sein Spott vor einem Lafayette keineswegs halt, der für seine Julikönigsmacherei denselben Dank wie Lafitte geerntet hatte; wohl schätzte er ihn als den reinsten Charakter der Französischen Revolution nächst Robespierre, als „das größte Herz beider Welten" und als den getreuen Eckehard der Freiheit, doch das Lächeln konnte er sich über den „Napoleon des Kleinbürgertums" nicht verbeißen, den „ordnungstiftenden Abgott der Gewerbsleute und Kleinhändler", die ihn als „eine Art Vorsehung zu Pferde" verehrten, als „einen Genius der Freiheit, der zugleich sorgt, daß beim Freiheitskampf nichts gestohlen wird und jeder das liebe Seinige behält". Leidenschaftlich aber hing Heines Herz an dem Volk, das sich in den Julitagen wahrlich nicht für den jüngeren Zweig der Bourbonen geschlagen hatte, und dem es jetzt ging wie den zum Barrikadenbau verwandten Pflastersteinen: wie man sie ruhig wieder einsetzte, um die letzte äußere Spur des Aufstandes zu verwischen, so wurde auch „das Volk wieder an seine vorige Stelle wie Pflastersteine in die Erde zurückgestampft und nach wie vor mit Füßen getreten". Tief erschütterten ihn die tollkühnen Heldentaten namenloser Republikaner, die bei dem Leichenbegängnis des Oppositionsführers General Lamarque im Juni 1832 losschlugen und von zwanzigfacher Übermacht, Nationalgarden und Linientruppen, niedergemetzelt wurden: in der Rue Saint-Martin, wo das glühendste Blut Frankreichs floß, flossen auch die heißen Tränen des deutschen Dichters. Zugleich aber beschwingte der „bescheidene Tod dieser großen Unbekannten" seine Seele in der stolzen Gewißheit, „daß viele tausend Men-

schen, die wir gar nicht kennen, bereit stehen, für die heilige Sache der Menschheit ihr Leben zu opfern".

Als Heine im Vorfrühling 1840 nach einer Pause von fast acht Jahren seine politischen Tagesberichte in dem Augsburger Blatte wieder aufnahm, waren die Dinge auf der schiefen Ebene erheblich weitergerollt. Auf der einen Seite mühte sich Ludwig Philipp mit einer geschwätzigen und doch zähen Entschlossenheit, auf Kosten der Kammer die Macht der Krone zu steigern und die Minister zu Handlangern seines Willens herabzuwürdigen. Auf der anderen Seite suchte die Kammer der Krone so viel Macht wie möglich zu entreißen und zugleich ihre eigene Herrschaft, das hieß: die einer dünnen Bourgeoisschicht gegen den Ansturm der Volksmassen zu befestigen. War namentlich die zweite Hälfte der dreißiger Jahre voller Wirrnisse und Ministerkrisen und hallte sie von großen parlamentarischen Kämpfen wider, so hielt das alles doch nur einen engumgrenzten Teil Frankreichs in Atem, denn kleine Sippen rauften um die Beute, während das eigentliche Volk durch ein brutales Wahlsystem von der Arena ausgesperrt war. Auch wenn demokratische Republikaner, wie Barbès und Blanqui, gegen die gesetzliche Gewalttat zu verschiedenen Malen die ungesetzliche Gewalttat aufboten, fanden sie keinen Zulauf, und alle Putsche geheimer Gesellschaften verpufften wie nasse Raketen. Die parlamentarische Opposition dagegen schrieb die Losung des allgemeinen Wahlrechts auf ihre Fahne, und der Abbé Lamennais, religiöser Kommunist, von dem Heine sagte, daß er die Jakobinermütze auf das christliche Kreuz stecke, rief mit leidenschaftlichem Eifer auf das feile Parlament Schmach und Schande herab, auf den „großen Markt, wo jeder sein Gewissen oder was er dafür ausgibt, gegen eine Stelle, ein Amt für sich und die Seinen ausbietet" — ein Volk, zürnte er voll Verachtung, das es so weit habe kommen lassen, bilde keine Gesellschaft mehr, sondern höchstens einen Hundestall. Aber noch zündeten solche Rufe in den Massen nicht, die teilnahmslos dem Gezänk innerhalb der herrschenden Sippe zuschauten, un-

bekümmert darum, ob an der Spitze des Ministeriums der freche Junker Molé die revolutionäre Überlieferung in die Schranken forderte, ob der in allen Sätteln gerechte Zeitungsschreiber Thiers die Sache des bourgeoisen Profits mit blühenden Redensarten umwand, ob der trockene Schulfuchs Guizot im Namen und zum Nutzen des zahlungsfähigen Mittelstandes die Geschäfte des Landes führte. Diese stumme Ruhe der Ausgebeuteten und Unterdrückten aber glich drohender Gewitterschwüle, und einen unheimlichen Klang gewann derart das Wort, das Lamartine in die Kammerdebatten warf: „Frankreich langweilt sich!"

Eine auswärtige Krise nutzte Ludwig Philipp, um das persönliche Regiment zum Siege zu führen. Seit langem hielt immer wieder der Zerfall des osmanischen Reiches die europäischen Staatsmänner und Staatsweisen in Bewegung, aber bei allem Wirrwarr, der sich aus dem Zusammenbruch der Türkei ergeben mußte, war nur die Richtlinie der zarischen Politik klar. Seit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts strebte sie unentwegt nach dem Besitze Konstantinopels, um durch Beherrschung des Mittelmeeres den entscheidenden Platz unter den europäischen Mächten einzunehmen. Als die Regierung Ludwig Philipps einen Plan Karls X. hervorkramte, der Konstantinopel den Russen, Belgien und die Rheinprovinz den Franzosen, Hannover und Sachsen den Preußen und den Österreichern die Donauprovinzen zusprach, war in Petersburg über das saubere Geschäft gemarktet worden. Da aber der ägyptische Vasall des Sultans, Mehemed Ali, als Rebell seinem Lehnsherrn Schlag auf Schlag versetzte und das Reich aus den Fugen zu gehen drohte, kehrte sich das britische Kabinett, besorgt um die Handelsinteressen der englischen Bourgeoisie und um die Sicherung des Seeweges nach Ostindien, gegen den Ägypter. Wenngleich die französische Politik hin- und herschwankend eine Unterstützung Mehemed Alis nicht aus den Augen ließ, war die gegebene Verteilung der Kräfte: hüben Frankreich und England als die bürgerlichen Mächte Westeuropas, drüben

Österreich und Rußland mit seinem Satrapen Preußen als die feudalen Mächte Osteuropas. Aber indem sie Palmerston den England ausschließenden Weltteilungsplan Ludwig Philipps aufdeckte, gelang es der asiatisch schlauen Politik des Zarismus, einen Keil zwischen Paris und London zu treiben und im Juli 1840 das Viermächtebündnis zusammenzubringen, das Rußland, Österreich, Preußen und England mit der Spitze gegen Frankreich auf die Unverletzlichkeit der Türkei festlegte. Die Ausschaltung Frankreichs warf das erregbare Volk in nationalen Taumel, Presse und Gasse überboten sich in gellendem Kriegsgeschrei, die Marseillaise erklang wieder, und drohend schwenkte die Jugend die Trikolore nach dem Rhein, woher aus dem Herzen des erwachenden deutschen Nationalismus das Echo mit Beckers Lied antwortete: Sie sollen ihn nicht haben! Aber nicht nur, daß dem Bourgeoiskönig die Nachthaube des Krämers besser als die Sturmhaube des Kriegers zu Gesicht stand, zitterte er auch vor einem Kriege jakobinisch-revolutionärer Prägung, denn wenn wieder die französischen Fahnen gegen den feudalen Osten Europas flatterten, nisteten in ihren Falten die Überlieferungen von 1792, und Ludwig Philipp, der zu der allgemeinen europäischen Reaktion wacker sein Scherflein beigesteuert hatte, spielte in jedem Fall um Kopf und Kragen. Deshalb warf er sich der Kriegsfurie entgegen, indem er den kriegslustigen Thiers durch den friedfertigen Guizot ersetzte, ganz im Sinne des Ausbeuterschwarms, für den Frankreich eine große Suppenschüssel war und dem ein Volkskrieg nur den unersättlichen Löffel aus der Hand schlagen konnte.

Eines besonderen Scharfblickes bedurfte es für Heine nicht, um zu erkennen, daß die Kammer, in der diese Ausbeutersippe den Ton angab, statt eines Ausdrucks ein Hemmnis der Demokratie war. Für viele der deutschen Liberalen bildete der englische Parlamentarismus das Vorbild; so hatte auch der Dichter in England selbst erfahren, daß, um die parlamentarische Maschine in Gang zu halten, eine Kammer festgefügte Mehrheiten aufweisen mußte. In Frankreich aber zerfiel die Gesellschaft wie

auch die Kammer in so viele verschiedene Spaltungen und Splitter, daß eigentlich keine zwei Menschen in ihren Ansichten ganz übereinstimmten. Doch die Kammer beherrschen, hieß noch lange nicht, wie Ludwig Philipp wähnte, das Land regieren, denn die Kammer mit ihrer Mehrheit von edlen Geldrittern und Industriebaronen, Auserwählten des Eigentums und Enthusiasten des ruhigen Besitzes war nicht Frankreich und vertrat nicht das Volk. „Bei den Zensurbestimmungen", schrieb als Preisfechter eines starken Königtums Henry de Fronfrèdes, „bei der Zerbröckelung der Parteien, bei einem Mischmasch, verworren zusammengesetzt aus Wahlen, bei denen örtliche Intrigen und Koterien in kleinen Provinzhauptstädten ohne geistiges und politisches Leben, ohne Vergangenheit, ohne Zusammenhang den Ausschlag geben, vertritt die Deputiertenkammer in Wirklichkeit nur sehr wenig, nur einen sehr kleinen Teil des nationalen Lebens", und auch Heine hielt es für falsch, von einem Regiment der Bourgeoisie im allgemeinen zu sprechen, da nur die konservativen Abgeordneten das Heft in Händen hätten und Frankreich in ihrem Privatinteresse ausbeuteten wie nur je der Geburtsadel. Kein Minister durfte ihnen etwas verweigern, „keinerlei Amt oder Vergünstigung, weder ein Konsulat für den ältesten Sohn ihres Herrn Schwagers noch ein Tabaksprivilegium für die Witwe ihres Portiers". Aber da sich der Dichter durch Phrasendunst den Blick nicht trüben ließ, merkte er bald, daß es auch mit dem Prinzipienschild nicht weit her war, auf den die Opposition bei den parlamentarischen Kämpfen so dröhnend schlug. Auch er deckte kleinlichste und selbstsüchtigste Interessen, denn die Oppositionsmänner strebten nur danach, ihre Partei ans Ruder zu bringen, um für ihren Teil die Herrschaft auszubeuten. Auch der entschiedenste Neuerer in der Kammer wollte nicht das Bestehende gewaltsam umstürzen, sondern lediglich die Furcht der oberen und die Hoffnung der unteren Schichten für sich ausnutzen. Krämer hüben, Krämer drüben! Bitter enttäuschte den deutschen Anbeter der französischen Freiheit das Zerrbild, das er statt der ersehnten Göttin fand.

Gleichwohl verfolgte er den Zweikampf zwischen König und Kammer mit Spannung und nicht ohne Teilnahme für den gekrönten Spießbürger, die wohl Heines grimmer Abneigung gegen das Geldsacksparlament entsproß. Auch in diesen neueren Betrachtungen schwankte Ludwig Philipps Charakterbild hin und her, je nachdem ihn der Dichter in den inneren Kämpfen als Bürgen der gefährdeten Eigentumsinteressen und als Verstellungskünstler mit verstecktem, krummlinigtem, eingeschachteltem Wesen oder in den äußeren Wirren als den großen Spritzenmeister sah, der die Flamme dämpfte und einen allgemeinen Weltbrand verhütete. Gleichviel, aus welchen Beweggründen und wem zu Gefallen, Ludwig Philipp hatte einen Krieg abgewendet, in dem sich zur Freude der Junker und Pfaffen Franzosen und Deutsche die Hälse gebrochen hätten, und das war für Heine des grünsten Kranzes wert.

Umgekehrt schloß er von den beiden hervorstechendsten Ministerpräsidenten Ludwig Philipps gerade den Kriegsschürer Thiers in sein Herz und bedachte den Friedenserhalter Guizot mit unverhohlener Abneigung. Der Grund lag kaum auf politischem Felde, denn politisch waren beide gehupft wie gesprungen: der eine wie der andere ein zäher und nicht bedenklicher Sachwalter bourgeoiser Ausbeuterinteressen. Ihre Persönlichkeiten waren dafür grundverschieden. Ein leichtes Temperament führte den beweglichen Südfranzosen Thiers selbst in großen politischen Fragen bis hart an die Grenze frevlen Leichtsinns und ließ ihn um so quecksilberner erscheinen, als das Schwergewicht keiner Überzeugung ihn an seinen Sprüngen hinderte. Revolution, Monarchie, Parlamentarismus waren für diesen vollendetsten geistigen Ausdruck bourgeoiser Klassenverderbtheit, wie Karl Marx ihn nannte, nur leere Begriffe, mit denen er nach Willkür spielte, um seine Zwecke durchzusetzen. Bald hinterhältig, bald brutal, doch stets verlogen, hatte er in seinem Herzen nur einen Glauben: an den Profit, und nur einen Ehrgeiz: sich zu bereichern. Der 1832 arm wie eine Kirchenmaus in das Ministerium getreten war, verließ es als Millionär.

Guizot dagegen, der den Bourgeois das berühmte Enrichissez-vous! zurief und so wider seinen Willen den Sinn des ganzen Julikönigtums in ein Schlagwort preßte: Bereichert euch!, war ein Mann von strengster persönlicher Lauterkeit: als er aus der Macht schied, hatte er keinen Sou mehr in der Tasche als vordem und mußte sich durch die Feder sein Brot verdienen. Pedantisch, kalt, hochmütig, an Stelle des Herzens ein Uhrwerk tragend, verstand er es doch ebensogut oder noch besser als Thiers, seine schützende Hand über die ausbeutungslüsterne Bourgeoisie zu halten. Dem oft von Äußerlichkeiten bezwungenen Dichter mußte ohne weiteres die gesunde Rotbäckigkeit eines Thiers, mit seiner gallischen Munterkeit ein rechter Vertreter des Landes, in dem weißes Brot und roter Wein so üppig gedeihen, mehr zusagen als die grämliche Puritanermaske eines Guizot, der in dem Londoner Nebel weit eher als in der Pariser Sonne zu Hause zu sein schien. Da sich Heine bei der politischen Einschätzung beider Männer von dem ästhetischen Eindruck nicht zu befreien vermochte, pries er Thiers als den Staatsmann mit angeborenen Regierungsgaben, lobte seine große Einsicht und Humanität und wertete dieses leichte Talent ernstlich als Genie. Allerdings mußte er ihn auch des Umgangs mit gewissenlosen Glücksrittern zeihen, wegen seiner imperialistischen Gelüste brandmarken und gelegentlich auf einem Meisterstück von Perfidie festnageln. Vor allem schüttelte er den Kopf über den Hauptfehler dieses kurzsichtigen Augenblickspolitikers: „Er kennt den letzten Ring nicht, womit die irdischen Erscheinungen an den Himmel gekettet sind; er hat keinen Sinn für große soziale Institutionen". Wenn er den Kriegslüsternen 1840 ob seiner „borniert nationalen Geistesrichtung" einen französischen Altdeutschen nannte, so war das bei Heines Haß gegen die Maßmänner noch weniger schmeichelhaft, als wenn er Guizot ob seiner Magisterhaftigkeit mit einem deutschen Professor verglich. Stießen ihn bei diesem „Mann des geregelten und gezeitigten Fortschritts" die persönlichen Eigenschaften ab, der puritanische Zuschnitt, der lauernde

Hochmut, das doktrinäre Belehrungssystem, das ewig-kalvinistische Wesen, so entdeckte er doch etwas Sicheres, Haltbares und Gründliches an diesem schweren und trüben Schulfuchs; in einem freundlichen Augenblick glaubte er sogar die Interessen der Menschheit gut bei ihm aufgehoben, aber am Ende waren ihm seine Tugenden fast mehr als die Fehler des anderen zuwider, und beide galten ihm als treue, unbedingte Diener der Bourgeoisherrschaft.

Den Heine der Pariser Jahre, der für die Fanfaren kriegerischen Ruhms kein Ohr mehr hatte, bestach auch der Mann, der die ganze Schlachtenglorie Frankreichs in sich verkörperte, Napoleon, lange nicht mehr in dem Maße wie den Dichter des „Buches Le Grand". Zwar hatte der Name des großen Schlachtengottes immer noch einen mitreißenden Klang, in zahllosen Bühnenstücken leuchtete die Sonne von Austerlitz, und mit Bérangers Versen trällerte jedes Grisettchen das Lob des petit Caporal in den Morgenwind. Aber der Bonapartismus als politische Überzeugung stand auf tönernen Füßen; mochten sich auch die Republikaner bisweilen dem Orléans zum Trotz mit Fetzen aus der Garderobe des Kaiserreichs aufputzen, als der junge Adler, der Herzog von Reichstadt, im Käfig zu Schönbrunn geendet hatte, glaubten die wenigsten noch an den Stern der Napoleoniden. Die beiden Handstreiche, durch die 1836 und 1840 der zweifelhafte Neffe nach der Krone des großen Oheims griff, weckten für das: Es lebe der Kaiser! keinen Widerhall im Volk, und als die Leiche des Gefangenen von Sankt Helena 1840 von dem fernen Felseneiland nach dem Seinestrand übergeführt wurde, begleitete eher Wehmut denn Begeisterung den prunkvollen Zug. Auch Heines Napoleonenthusiasmus ließ die Flügel hängen. Noch immer beugte sich der Dichter der ungewöhnlich strahlenden Erscheinung des Mannes, den zu gleicher Zeit auf dem deutschen Parnaß die Grabbe, Gaudy und Zedlitz in kanonendonnernden Dramen und eisenklirrenden Strophen feierten, aber schroff verwahrte sich der Demokrat gegen den abtrünnigen Sohn der Revolution, der

sich von einem Priester zum Kaiser hatte salben lassen und die gekrönte Vetternwirtschaft der Cäsaren erbuhlte. Ob auch für die Franzosen tausend Donner in dem Namen Napoleon schliefen, im nüchternen Tageslicht der Wahrheit war die Zeit des Kaiserreiches alles andere als schön und beglückend, denn die Äcker lagen brach, die Menschen wurden zur Schlachtbank geführt und rauschende Ruhmsucht und glänzendes Soldatentum töteten alle bürgerliche Einfalt und Freiheitsliebe. Während er daher den lebenden Despoten hätte bekämpfen müssen, konnte Heine in dem toten Kaiser wenigstens noch den Mann bewundern, der das junge Frankreich dem alten Europa gegenüber vertreten hatte; gedämpfte Melancholie bewegte in der Erinnerung an eine nicht wiederkehrende gewaltige Zeit sein Herz, als er den Leichenzug des einst Vergötterten durch den Triumphbogen, durch die elysäischen Felder nahen sah:

Mißtönend schauerlich war die Musik.
Die Musikanten starrten
Vor Kälte. Wehmütig grüßten mich
Die Adler der Standarten.

Die Menschen schauten so geisterhaft.
In alter Erinnrung verloren —
Der imperiale Märchentraum
War wieder heraufbeschworen.

Ein Märchentraum, denn die hausbackene Wirklichkeit mit ihrem Gewimmel von Mittelmäßigkeiten hieß Ludwig Philipp, Thiers und Guizot. Aber mochte ihr niedriger Schachergeist dem Dichter Ekel einflößen, vive la France quand-même! Frankreich hoch trotz alledem! Denn wenn er selbst die schwere Kette der Enttäuschung wie eine Galeerenkugel nachschleppte, Frankreich blieb ihm die rote Erde der Freiheit, wo nach einem niedergeschlagenen Aufruhr, unter dem Standrecht, mehr Preßfreiheit herrschte als in deutschen Landen zu ruhiger Zeit, und wo selbst die politischen Gefangenen in Sainte-Pelagie, die Gefängnismauern mit Spottbildern auf den König bedeckend, mehr Spielraum hatten als die Sklaven der deutschen Despoten auf freiem Fuß. Wenn gar, wie es die „Französischen Zustände"

voraussagten, Ludwig Philipps Regime über kurz oder lang zusammenbrach, ward Paris wieder der Feuerherd, der die Funken über die ganze Welt verbreitete.

Mit dieser Überzeugung stand Heine nicht allein. Wie Friedrich Theodor Welcker, eine Hauptschlafmütze des vormärzlichen Liberalismus, vor einer Reise nach Paris zurückschauderte, weil sie den deutschen Regierungen als Ausdruck maßlos liberaler Gesinnung galt, so richteten nach wie vor entschlossene Vorkämpfer des deutschen Bürgertums hoffnungsfreudig den Blick nach der französischen Hauptstadt. Was Heine klar und scharf an Vorliebe für die große Revolution offenbarte, war nichts anderes als die Stimmung der Fortgeschrittensten einer ganzen Generation, die von dem alten Mutterland politischer Umwälzungen auch für Deutschland das Heil erwarteten. Selbst der zahme Freund des zahmen Welcker, Rotteck, meinte frei heraus, bei einem Konflikt des konstitutionellen Frankreich mit den beiden absolutistischen deutschen Großstaaten Österreich und Preußen könne ein deutscher Liberaler mit seiner Neigung nur auf jener, nicht auf dieser Seite stehen, und in der sächsischen Kammer fiel vom Ministertisch die Äußerung, die konstitutionellen deutschen Staaten müßten mit Frankreich Fühlung halten. Auch der Gedanke eines deutsch-französischen Bündnisses ging im Vormärz als kleine Münze in den oppositionell gerichteten Schichten des deutschen Volkes von Hand zu Hand. Daß Frankreich und Deutschland natürliche Bundesgenossen waren, wußte selbst ein hohler Schwätzer wie Jakob Venedey, einer der Pariser Exilsgefährten Heines, mit wirtschaftlichen Gründen zu belegen: „Die besonderen Handelsinteressen der Franzosen und Deutschen stehen sich nirgends im Wege. Oft im Gegenteil reichen sie sich wechselseitig die Hand. Die natürliche Handelsrichtung Deutschlands geht nach dem Norden hin, die Frankreichs dagegen mehr nach dem Süden. Spanien, Portugal, Italien und Afrika sind die Länder, auf die Frankreichs Auge zunächst gerichtet ist; dagegen stehen Schweden, Norwegen, Dänemark

und London mehr unter dem natürlichen Handelseinfluß Deutschlands. Ein Teil der Landesprodukte Deutschlands, Holz, Pferde, Rindvieh, sind ein Bedürfnis für Frankreich und ein Teil der Fabrikationen Frankreichs sind für Deutschland ein Bedürfnis . . . Das allgemeine Handels- und Industrieinteresse Deutschlands steht im Widerspruch mit dem Englands und vereinigt sich in diesem Widerspruch mit den Interessen Frankreichs."

Die Abneigung gegen England teilte Heine, aber was früher eher ein verschwommen ästhetischer Abscheu des Dichters vor dem phantasielosen, kurznasigen, halbstirnigen und hinterkopflosen Volke war, hatte längst politisches und wirtschaftliches Knochengerüst erhalten. Im Herzen der Engländer entdeckte er eine geheime Eifersucht, die immer wie ein böses Geschwür juckte und eiterte, sobald in Frankreich ein behaglicher Wohlstand emporblühte, die französische Industrie durch den Frieden gedieh und die französische Marine sich bedeutend ausbildete. Ebenso erkannte er, daß die unverschämte Liebe der Briten für die Deutschen der wirtschaftlichen Rückständigkeit seines Vaterlandes entsprang, von dessen Handelskonkurrenz die Londoner Krämer nichts zu fürchten brauchten. Aus dem Gefühl der erwachenden bürgerlichen Klasse Deutschlands lehnte er sich gegen die industrielle Weltwirtschaft der „Punier der Nordsee" auf, und wie andre Zeitgenossen sah er einen späteren Waffengang Deutschlands mit Rußland voraus, diesem „furchtbaren Riesen, der jetzt noch schläft und im Schlafe wächst, die Füße weit ausstreckend in die duftigen Blumengärten des Morgenlandes, mit dem Haupte anstoßend an den Nordpol, träumend ein neues Weltreich", aber die Leidenschaft, mit der er die Fahne des deutsch-französischen Bündnisses erhob, ging über bürgerliche Gesichtskreise hinaus. Kein anderer suchte so wie er die Hand beider Völker ineinander zu legen, fiebernd von der Erkenntnis, daß weder das deutsche noch das französische Volk nach Krieg begehre. Nicht ahnend, daß gerade die industrielle und bürgerliche Entwicklung den bissigsten Nationalismus herausarbeiten mußte, unterlag er

einem verbreiteten Irrtum. Wenn die Anhänger Rottecks glaubten, Nationalsympathien und -antipathien seien nur mehr in der ungebildeten Volksmasse tätig und die gebildeten Schichten verbinde über die trennenden Grenzpfähle eine Wahlverwandtschaft der Geister, so betonte Heine, ähnlich wie früher schon, daß es in Europa keine Nationen mehr gebe, sondern nur zwei Parteien, Aristokratie und Demokratie. Darum hieß es gegen den treulosen Blödsinn der Franzosenfresser und Rheinliedbarden Front machen, war doch der Nationalhaß nur ein Mittel, eine Nation durch die andere zu knechten. Als ein Deutscher, der das Deutschland der Zukunft liebte, betrachtete er es als seine vornehmste Aufgabe, die beiden Völker und Länder miteinander zu verschwistern, denn dem Wortführer des deutsch-französischen Bündnisses lag in erster Reihe daran, der deutschen Freiheit eine Gasse zu brechen. Nur ein demokratisches Deutschland tauschte mit einem demokratischen Frankreich den Bruderkuß, und „wenn wir es dahin bringen, daß die große Menge die Gegenwart versteht, so lassen die Völker sich nicht mehr von den Lohnschreibern der Aristokratie zu Haß und Krieg verhetzen, das große Völkerbündnis, die heilige Allianz der Nationen, kommt zustande, wir brauchen aus wechselseitigem Mißtrauen keine stehenden Heere von vielen hunderttausend Mördern mehr zu füttern, wir benutzen zum Pflug ihre Schwerter und Rosse und wir erlangen Wohlstand und Freiheit. Dieser Wirksamkeit bleibt mein Leben gewidmet, es ist mein Amt". Wie die deutsch-französische Verbrüderung die Freiheit, so bedeutete ein siegreicher Krieg des vormärzlichen Deutschland gegen Frankreich die Unfreiheit Europas. Was den Dichter vor der Möglichkeit zurückschrecken ließ, die potsdämische Junkersprache könne wieder durch die Straßen von Paris schnarren, schmutzige Teutonenstiefel wieder die heiligen Boulevards beflecken und das Palais Royal wieder nach Juchten riechen, war das Entsetzen vor einer barbarischen Knutenherrschaft, wie sie auf den Spuren der Sieger von 1814 und 1815 einhergezogen war.

Da den Rückwärtsern und Deutschtümlern Frankreich nur

als Revolutionsvogelscheuche genehm war, schalten sie den Bannerträger der deutsch-französischen Verständigung einen Vaterlandsverräter und sprengten das Gerücht aus, er habe sich in Frankreich naturalisieren lassen. Bündig konnte der Verdächtigte nachweisen, daß er sich um eine Naturalisation niemals bemüht habe; scherzend meinte er wohl, er habe diesen Schritt vermieden, aus Furcht, Frankreich dann weniger zu lieben, wie man für eine Mätresse kühler werde, sobald man ihr vor dem Standesamt gesetzlich angetraut sei, aber im Ernst führte er, als es die Abwehr schmutziger Verleumdungen galt, den närrischen Hochmut des deutschen Dichters ins Treffen: „Ein entsetzlicher, wahnsinniger Gedanke, wenn ich mir sagen müßte, ich sei ein deutscher Poet und zugleich ein naturalisierter Franzose." Aber seine nationale Gesinnung war ebenso weit entfernt von der kaltblütigen Vaterlandslosigkeit der Metternichs, denen alles Streben nach nationaler Einheit gegen und über den Bundestag hinweg als ausgemachter Hochverrat galt, wie von der Nationalitätsfexerei der Maßmänner, die, weil ihr Nationalgefühl künstlich großgepäppelt war, es mit rüder Kraftstoffelei gegen die anderen Völker verwechselten. Da Heines Patriotismus sich nicht mit Haß gegen die Franzosen, gegen die Zivilisation und gegen den Liberalismus deckte, war diesen bramarbasierenden Helden der Nationalität seine Liebe zu Deutschland keineswegs über jeden Zweifel erhaben. Doch stolz konnte er ihres ohnmächtigen Gekläffs lachen. Ihr Deutschland war das „alte offizielle Deutschland, das verschimmelte Philisterland", das unter der Hut von sechsunddreißig Monarchen schnarchte, sein Deutschland das wirkliche Deutschland, das große, geheimnisvolle, sozusagen anonyme Deutschland des deutschen Volkes, „des schlafenden Souveräns, mit dessen Zepter und Krone die Meerkatzen spielen", seine Hoffnung galt diesen Deutschen als dem tapfersten und gelehrtesten Volke, „einem Volke, das auf tausend Schlachtfeldern seinen Mut und in hunderttausend Büchern seinen Tiefsinn bewiesen hat, einem Volke, dessen breite Brust mit glorreichen Narben bedeckt ist

und über dessen Stirne alle großen Gedanken der Welt dahingezogen sind und die ehrwürdigsten Furchen hinterlassen haben". Als er freilich Deutschland verließ, hatten sich dort dritthalb Menschen um Politik gekümmert. Jetzt in Frankreich staunte er, daß die Kanonen der großen Woche auch das stille Traumland geweckt haben sollten, das, eingeschläfert von Goethe mit seinem Eiapopeia, von den Pietisten mit ihrem langweiligen Gebetbücherton und von den Mystikern mit ihrem Magnetismus, dalag und schlief.

In der Tat war dem Krach in Frankreich ein Knistern im Gebälk des deutschen Bundes gefolgt. Preußen, das sofort drei Armeekorps nach seiner unsichersten Provinz, dem Rheinland, schob, bewahrte zwar nach wie vor die Ruhe des Kirchhofs, aber in Braunschweig jagte das Volk den Herzog Karl zum Teufel, der, halb schmutziger Gassenjunge, halb größenwahnsinniger Despot, sich im Schlamme aller Laster gewälzt hatte, in Sachsen, dem klassischen Lande bürgerlichen Gewerbefleißes, kam es zu Unruhen gegen das Serenissimusregime eines verkindschten Potentaten und die Ausbeutungskniffe einer unbeschränkten Adelssippe, in Kurhessen wandte sich der Groll des Bürgertums gegen die schamlose Haremswirtschaft am kurfürstlichen Hofe, und in Göttingen, der Universität des Junkerstaates Hannover, ging es ein paar Tage fast republikanisch zu. Doch statt eines reinigenden Gewitters war all das ein hilfloses Wetterleuchten; dumpfer Druck lastete weiter über den deutschen Landen, und wenn auch hier und da das Jahr 1830 etwas wie eine Verfassung mit sich brachte, das deutsche Bürgertum, zahm, demütig und lendenschwach, wie es nun einmal war, wußte sich nicht des Parlaments als einer wirksamen Waffe gegen den Absolutismus zu bedienen, sowenig wie nach 1810 Preußens bürgerliche Klasse mit dem Geschenk der Städteordnung etwas hatte anfangen können. Sobald den süddeutschen Liberalen einmal ein Minister nicht allzu derb auf die Füße trat, takelten sie sofort das stolze Schiff ihrer Forderungen ab, um nicht das rührende Verhältnis zur Regierung zu trüben, und die

Vertreter der norddeutschen Landtage oder erst der preußischen Provinziallandtage wagten ihre Segel gar nicht zu hissen. Wenn sich hier einmal ein oppositionelles Lüftchen erheben wollte, brachte es die jämmerliche Feigheit des Untertanen rasch zur Ruhe. In einem Briefe an Varnhagen aus dem Jahre 1833 schilderte Stägemann, preußischer Staatsrat und vaterländischer Sänger, anschaulich, wie ein Hauptwortführer unter den rheinischen Abgeordneten auf seine Mitabgeordneten im Sinne „dessen, was man den guten Geist nennt", kräftig einwirken werde, weil er die Entlassung seines Sohnes aus dem Gerichtsdienst wegen burschenschaftlicher Bestrebungen rückgängig machen wolle, und wie in Münster ein radikaler Buchhändler im Westfälischen Landtage den „guten Geist" befördern werde, um seines Schwagers, eines nach Breslau strafversetzten Oberlandesgerichtsrats, Rückkehr zu dem heimatlichen Pumpernickel zu erreichen. Das war, in zwei Schattenrissen gezeichnet, die Opposition des vormärzlichen Bürgertums: der eine kuschte, um seinem Sohn die Staatsstellung nicht zu verderben, der andere, um dem lieben Schwager gefällig zu sein, der dritte, weil nun einmal gekuscht werden mußte.

Wortradikalismus im wesentlichen war auch, was im Jahre 1832 auf dem Hambacher Fest in der Pfalz vor einigen zehntausend Menschen die schwarzrotgoldene Fahne deutscher Einheit und Freiheit schwang und durch den Mund der Wirth und Siebenpfeiffer Volkshoheit so gut wie Völkerverbrüderung verkündete. Den Machthabern schlug der Schreck ob solch aufrührerischen Gebarens ins Gebein; während die hochwohllöbliche Perückensammlung in der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt im Jahre zuvor schon die Einsendung von Adressen über öffentliche Angelegenheiten als Gefahr für Ruhe und Ordnung untersagt hatte, prasselte jetzt ein ganzer Hagel von Verboten auf die schafsgeduldigen Deutschen nieder, die Redner des Hambacher Fests wurden zur Untersuchung gezogen, mißliebige Blätter unterdrückt, oppositionelle Professoren aus Amt und Brot gejagt und den Regierungen durch die sechs Aus-

nahmebeschlüsse vom 28. Juni 1832 eingeschärft, um keinen Preis den Kammern Einfluß einzuräumen. Da derart einem öffentlichen politischen Leben in Deutschland wieder rettungslos die Adern abgebunden waren, entlud sich das bißchen Tatkraft und Tatendrang, das in diesem verzagten Bürgertum die Muskeln spannte, in Verschwörungen und Putschen. Im Darmstädtischen sah ein Geheimbund an seiner Spitze den Rektor Weidig aus Butzbach, der nachher im Gefängnis zu Tode gefoltert wurde, und den Studiosus Georg Büchner, den genialen Dichter von „Dantons Tod", der zuerst unter den Deutschen in dem Verhältnis zwischen arm und reich das einzige revolutionäre Element auf der Welt fand. Aber diese Verschwörung mußte ebenso kläglich scheitern wie der törichte Sturm, den im April 1833 ein Haufe Studenten auf die Frankfurter Haupt- und Konstablerwache unternahm, um den Bundestag gefangen zu setzen und die Freiheit Deutschlands auszurufen. Nur wem die Versklavung Deutschlands am Herzen lag, jubelte hell auf, denn wie nach der Tat Sands trommelte Metternich die Minister aller Bundesstaaten in seinem Fuchsbau zusammen und heckte mit ihnen die Geheimen Wiener Konferenzbeschlüsse aus, die alle Regierungen noch strenger als zwei Jahre zuvor auf die unbedingteste Reaktion verpflichteten. Eine Bundeszentralbehörde wurde eingesetzt, die Demagogenjagd hub von neuem an, und abermals füllten sich die Kerker mit angeblichen Hochverrätern. In Preußen trug schon die Teilnahme an burschenschaftlichen Verbindungen dem Verdächtigen die Todesstrafe ein, die in der Regel in dreißigjährige Festungshaft umgewandelt wurde, und anderwärts im lieben deutschen Vaterland sah es nicht erbaulicher aus.

Weil sich der Befreiungsdrang des Bürgertums nicht auf politischem Felde entfalten konnte, schoß er üppig in die literarischen Halme. Für Polizeinasen und Polizeiakten war das Junge Deutschland eine bestimmte Schule und eingeschworene Richtung, aber die unter diesem Sammelnamen ins Fegfeuer geschickt wurden, waren weder von gleicher Art und gleichem

Wuchs, noch einte sie ein gleiches Ziel. Wenn von den kleineren Geistern Kühne vor Hegels Katheder seine innere Revolution erlebt hatte und jetzt im Irrgarten der Hegelschen Philosophie hilflos umhertaumelte, so erklärte Mundt eben dieser Hegelschen Philosophie im Namen der Persönlichkeit und Schönheit erbitterten Krieg. Gutzkow und Laube von den bekannteren Namen waren so wesensverschiedene Naturen wie Börne und Heine, und knüpfte hier ein Jungdeutscher an das Frankreich der Julirevolution an, so sah ein anderer in Deutschland das ewige, natürliche Zentralland der Bewegungen Europas und griff auf Gotenzüge und Germanenkriege zurück. Was die keineswegs sehr stürmischen Stürmer verband, war lediglich das unbestimmte Gefühl, daß ein Neues im Werden sei und sie den Beruf hätten, daran mitzuschaffen: alles war in Frage gestellt, das große Examen der Welt hatte begonnen, und an dem neu aufzulegenden Gesetzbuch der Weltordnung mußte Literatur und Kritik in erster Reihe mitarbeiten. Samt und sonders gingen sie, geweckt durch die Sturmglocken der Julirevolution, von politischen Anfängen aus. Gutzkow verbreitete sich über die historischen Bedingungen einer preußischen Verfassung und riet in der „Divination auf den nächsten württembergischen Landtag" zur staatsmännelnden, besonnenen Zurückhaltung, Laube begann mit politischen Briefen über Polen, Mundt erschien zuerst mit einer Schrift „Die Einheit Deutschlands in politischer und ideeller Entwicklung" auf dem Plan, und Wienbarg machte in holländischen Reisebriefen aus seinem demokratischen Herzen keine Mördergrube. Aber als nach dem Hambacher Fest der reaktionäre Wind schärfer wehte, sagten sie dem rein politischen Lied Valet und suchten dem Zeitgeist belletristelnd zu dienen. Mit Gutzkow zu reden, trieben sie „den Schmuggelhandel der Freiheit: Wein, verhüllt in Novellenstroh, nicht in seinem natürlichen Gewande". Aber obwohl sie sich im klaren waren, daß sie eigentlich in keiner Zeit, sondern auf der Brücke zweier Zeiten lebten, wußten sie nicht recht, was sie wollten, und keiner von ihnen wollte dasselbe wie der andere. Diesem

schwebte die Reform der protestantischen Kirche als Ziel, aufs innigste zu wünschen, vor, jener mühte sich, einer radikalen Revolution der Liebe den Weg zu ebnen, und alle fuhren so hoffnungslos mit der Stange im Nebel umher, daß diese mystischen Epikuräer, wie der Franzose Edgar Quinet sie nannte, selbst den ängstlichen Seelchen des Deutschen Bundestags keine ernstliche Gefahr bedeutet hätten, wäre nicht dreierlei gewesen.

Vernahmen die großen und kleinen Handlanger des Rückschritts vom Schlage der Metternich, Gentz, Rochow, Tzschoppe und Dambach das Stichwort Junges Deutschland, so sträubten sich ihnen die Haare, weil sich auf Schweizer Boden eine revolutionäre Verbindung wandernder deutscher Handwerksgesellen unter dem gleichen Namen im Rahmen des von dem ewigen Verschwörer Mazzini geschaffenen Jungen Europa gebildet hatte. In ihrer polizeiwidrigen und doch echt polizeilichen Beschränktheit stellten die deutschen Machthaber die harmlosen Literaten den ebenfalls harmlosen, aber wild verschrienen Handwerksburschen gleich. Zum zweiten schwebte der verfemte Name Heinrich Heine wie ein blutroter Rebellenwimpel über den Schriftstellern des Jungen Deutschland. Zwar war von allen Heinrich Laube der einzige, dem der Dichter näher trat und dem er sich eine Zeitlang, kaum mit Recht, in wesentlichen Fragen der Weltanschauung wahlverwandt fühlte. Im übrigen streute er ihnen wohl Lorbeeren, weil sie in dem Heerbann des Fortschritts zu Felde zogen, aber sonst behandelte der Anerkannte und Gefeierte sie, ohne durch andere Fäden mit ihnen verbunden zu sein, mit lässigem Wohlwollen als strebende „junge Leute". Doch da sie alle aus dem Quell seines Geistes Mut getrunken und an seiner Sprache ihren Stil geschult hatten, war es den Widersachern des Neuen, das sich in Staat und Gesellschaft vorbereitete, eine abgemachte Sache, daß Heine in jedem Ausmaß der böse Geist des Jungen Deutschland sei. Keiner hob so ganz und gar aller Rücksicht bar seine Hand wider die Götzen des Tages, keiner schnellte mit so tödlicher Sicherheit Pfeile von klingender Sehne wie er. Auch in den

ersten Pariser Jahren hatte er Spannen der Erschlaffung zu überwinden, da er ernstlich glaubte, mit allem Bestehenden auf Friedensfuß leben zu können, aber die nach dem Hambacher Fest losgekoppelte Meute brachte ihn zornglühend wieder auf die Beine, und jetzt zeigte sich, wie sehr das Paris, in dem noch ein Hauch von dem klaren und scharfen Geist des großen Pamphletisten Paul Louis Courier lebte, für ihn die hohe Schule des Pamphlets geworden war. Wie in der „Vorrede zu den Französischen Zuständen", einer Schmähschrift von hinreißender Wucht und Gewalt, des Dichters grimme Verachtung mit Preußen umsprang, „diesem langen, frömmelnden Gamaschenhelden mit dem weiten Magen, dem großen Maule und dem Korporalstock", wie er seinem Friedrich Wilhelm das Brandmal der Schande auf die eidbrüchige Stirn preßte, wie er mit dem entzügelten Zorn des „großen Narren" deutsches Volk schrecklich drohte, das war unerhört in der politischen Literatur nicht nur der zahmen Deutschen. Ein Höllenspuk mußte den geängstigten Potentaten diese Schrift erscheinen: in diesen geschliffenen und gespitzten Sätzen blitzte ihnen das Fallbeil vom 21. Januar 1793 und ließ ihre Knie um so ärger schlottern, als die „Vorrede", mit oder ohne Heines Erlaubnis gedruckt, als Flugschrift heimlich im Volk umging, neben Georg Büchners „Hessischem Landboten" das erste moderne politische Flugblatt in Deutschland. In Berlin und in Wien hätten die Machthaber am liebsten eine Treibjagd auf jeden der losen Gedanken Heines eröffnet. Der preußische Friedrich Wilhelm selbst fragte in einer Kabinettsorder vom 29. Januar an, „was wegen der zu Hamburg gedruckten, höchst verwerflichen beiden Bücher ‚Französische Zustände' von Heine und ‚Mitteilungen aus dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde' von Börne verfügt worden sei", und zähneknirschend mußte der preußische Minister des Auswärtigen einräumen, Heines Witz biete „ein leider nur zu bewährtes Mittel, das Gift jener Lehren um desto schneller und allgemeiner verbreitet zu sehen". Nicht zum wenigsten erschien sein Griffel als ein Dolch, gezückt auf das Herz jedes Tyrannen, weil der

Dichter schon aus dem politischen in das soziale Kampfgebiet hinauswuchs. Als Metternich, aufgebracht über Heines Artikel in der Allgemeinen Zeitung, durch Gentz einen beschwörenden Brief an den alten Cotta richten ließ, ward darin besonders „die grenzenlose Verachtung" unterstrichen, „womit diese Unholde von den achtbarsten Klassen des Mittelstandes sprechen", und Wolfgang Menzel schwenkte vor den Augen des entsetzten Spießbürgers den roten Lappen: „Wem schmeicheln diese Lehren als der Bestialität und Raublust, die in den Höhlen der Verworfenheit, im Schmutz und Branntwein der großen Haupt- und Fabrikstädte noch schlummern, aber leicht zu wecken sind".

Da jeder einzelnen Veröffentlichung Heines die Zensur mit besonderer Schärfe aufwartete, war der Stein längst im Rollen, als jener Schubjack mit schäbiger Denunziation noch einen Wink mit der Mistgabel gab. Menzel, in dem beschränkten nationalen Knotentum des Burschenschafters von 1817 befangen, hatte vor kurzem noch mit den Geistern des jungen Deutschlands an einem Strick gezogen. In Stuttgart war er als kritischer Literaturpapst in immer reaktionärerer Richtung verknöchert; da die von Gutzkow geplante und angekündigte „Deutsche Revue" seinem eigenen Blättchen Einbuße zu tun drohte, führte er aus niedrigstem Wirtschaftsneid tückischen Streich gegen das Junge Deutschland der „Huren und Buben", gegen den „aus dem Bordell herauswankenden Auswurf der Nation", gegen die „Schule der frechsten Unsittlichkeit und raffiniertesten Lüge". Als am 10. Dezember 1835 auf Metternichs Betreiben der Bundestag sämtliche schon erschienenen und noch erscheinenden Schriften des Jungen Deutschlands ächtete, hatte Menzel die Genugtuung, daß auf der Liste Heinrich Heine an erster Stelle stand; ihm zunächst galt dieser schmähliche Versuch, eine unbequeme Opposition nicht nur geistig zu knebeln, sondern auch wirtschaftlich auszuhungern. Der Dichter, im Besitz seines „guten loyalen und royalen Gewissens" über den „proskribierenden Wahnsinn" der Regierungen zuerst baß erstaunt, wandte sich mit einer untertänigen Bittschrift an die hohe Bundesversamm-

lung, ihm das freie Wort wieder zu gestatten — „ich ehre in Ihnen", schrieb der Spötter den mottenzerfressenen Perücken des Taxisschen Palastes, „die höchsten Autoritäten einer geliebten Heimat". Aber während Goethe zwanzig Jahre vorher in einer Petition von derselben Bundesversammlung geschäftstüchtig ein besonderes Verlagsrecht für seine Werke erflcht hatte, bat Heine nur um das „freie Wort in der deutschen Druckwelt". Als solche übel angebrachte Unterwürfigkeit keinerlei Früchte trug, sprach er zunächst in einer beißenden Streitschrift über „das klägliche Haupt des Herrn Wolfgang Menzel in Stuttgart" die Ehrlosigkeit, die Infamia, aus und rechnete zugleich mit der schwäbischen Dichterschule ab, die dem feigen Angeber als Rückendeckung gedient hatte. Diese schwäbischen Dichter, zu denen Uhland nur bedingt gehörte und von denen nur Mörike das Mittelmaß überragte, waren nicht allein in Heines Augen harmlose Leutchen, die, den Welthändeln abgewandt, mit dem Fallhütchen auf dem Kopf, auf kleinen Bänkchen saßen und das schöne Wetter, die Frühlingssonne und die Maienwonne, die Gelbveiglein und die Zwetschenbäume besangen. Wirklich steckte in den Anwürfen der Menzel und Pfizer auf das Junge Deutschland, dessen Fürsprecher Mundt die geschäftig brausende Stadt im Gegensatz zum Land als den „Pantheontempel menschlicher Zustände" feierte, eine Art Aufstand des zurückgebliebenen, dörflich stillen, acker- und weinbauenden Süddeutschlands gegen das entwickeltere, städtisch unruhige, industrielle Norddeutschland, in dem sich die Keime bevorstehender Umwälzung regten.

Aber obwohl Heine aus anderem Holz als Laube geschnitzt war, der nach dem Bundestagsbeschluß die Flinte am weitesten ins Korn warf, wiegte er sich in der folgenden Zeit in dem Wahn, daß sich sein Verhältnis zu den Regierungen täglich versöhnender gestalte. In verhängnisvoller Selbsttäuschung glaubte er politisch so beruhigt zu sein, daß es gar keiner Zugeständnisse mehr bedürfe, um ganz mit ihnen Frieden zu schließen, und über solchen Irrtümern verfiel er auf den tolldreisten Gedanken, in

Paris eine große deutsche Zeitung herauszugeben, die in Preußen vertrieben werden sollte: er brauche, schrieb er an Varnhagen, durch den er in Berlin anklopfen ließ, nur dem eigenen Willen zu folgen, um den preußischen Interessen zu willfahren, und Preußen werde an ihm einen Bundesgenossen finden, wenn es in der jetzigen Stellung beharre oder gar fortschreite. Unerfindlich aber war es, worin sich die Haltung der preußischen Machthaber von ihrem früheren Treiben vorteilhaft unterschied. Der Staatsminister Werther, der dem zuckersüßen Frömmler Ancillon nach dessen Tod gefolgt war, spann im ganzen den gleichen Faden und dieselbe Nummer wie sein Vorgänger, in dem Kölner Bischofsstreit hatten die Berliner Büttel ganz sicher die Gewalt, nicht aber das Recht oder gar den Fortschritt auf ihrer Seite, und mit der Hoffnung auf einen bevorstehenden Regierungswechsel in Preußen hielten nur die von dem Dichter so oft und so unbarmherzig verspotteten schwachherzigen Liberalen ihr trübes Lämpchen am Glühen. Eine verlockende Luftspiegelung war für Heine die Aussicht, viel Geld zu gewinnen, um seine Kriege zu führen und in diesem Kriege mit der Zeitung eine furchtbare Bastion aufzurichten, von wo er seine Kanonen am besten spielen lassen konnte, aber alle Entschuldigungsgründe aneinandergereiht, warf es noch einen häßlichen Flecken auf sein Bild, daß er, der in der „Vorrede" Füchse mit brennenden Schweifen in die Felder der preußischen Philister gejagt hatte, jetzt die „demütigsten Schritte" tat, um die Berliner Polizeischergen zu erweichen.

Mit Recht fanden sie auch ein revolutionäres Haar in seiner treuherzigen Absicht, in mehr philosophischer als politischer Art die Tendenz statt die Form der Gesellschaft zu beleuchten, und seine Hoffnungen wurden zu seinem Glück zu Wasser: das vormärzliche Preußen änderte sich nicht und Heinrich Heine blieb Heinrich Heine. Zum Ausweis für seine Zuverlässigkeit im Sinne der preußischen Rückwärtserei konnte er ja nichts vorzeigen als das geifernde Übelwollen der Demokraten kleinen und kleinsten Formats, namentlich soweit sie wie er als Flüchtlinge

am Herd von Paris ihre Knie wärmten. Hatte er in der französischen Hauptstadt das Königtum der „rechten Mitte", die katholische Karlistenpartei und die preußischen Spione auf dem Hals, so schienen die Deutschen, die er zu Gesicht bekam, zumeist eigens geschaffen, ihn vor Heimweh zu bewahren. „Lumpengesindel, Bettler," entlud er seinen Unmut, „die da drohen, wenn man ihnen nichts gibt, Hundsfötter, die beständig von Ehrlichkeit und Vaterland sprechen, Lügner und Diebe." Mancher, dem seine Türe und seine Börse offengestanden hatten, ging, in die Heimat zurückgekehrt, hin und schlug aus dem Verkehr mit dem harmlosen Poeten niederträchtig Kapital, indem er gepfefferte Anekdötchen aus seinem Privatleben, ganz oder zum Teil erfundene, in Umlauf setzte, manch anderer schmälte, um seine eigene Brutusnatur auf höheren Sockel zu heben, den frohen Genießer einen Servilen und Fürstenknecht, weil ihm Kaviar leckerer als Knoblauchwurst mundete. Wie die Juden erbost waren, daß er nicht für ihre Emanzipation in Baden, Nassau und anderen Krähwinkelstaaten das Schwert zog, so gifteten sich die schwarzrotgoldenen Revolutionsspießbürger, weil er nicht mit demselben Brett vor dem Kopf in der Welt herumlief wie sie, sondern weiter sah und freier dachte. Mit jakobinischer Unduldsamkeit verfolgten sie den stets Ungebundenen, der sich keiner engherzigen Schablone und am wenigsten ihrem kleinbürgerlichen Horizont anzupassen vermochte: unendlich überlegen fühlte er sich den ungefügen Tendenzbären, der Künstler den Handwerkern, der Flieger den Kriechern, der Adler den Spatzen, die tatenlos auf dem Fahrdamm lärmten. Denn wenn er Talente unter ihnen fand, waren es nur biedere Mittelmäßigkeiten, deren schlechtgereimte Späßchen hinreichten, Philister bei Bier und Tabak zu ergötzen.

Zum Abgrund erweiterte sich dieser Gegensatz im Verhältnis zwischen Heine und Börne, der ein Vormann der deutschen Flüchtlinge in Paris war. Dem Frankfurter Ghetto entstammte Ludwig Börne. Seine Jugendjahre vernahmen nicht wie die Heines das rastlose Gestampf der Maschinen, sondern

nur das öde Batzengeklimper der Geldwechsler in der alten Judengasse. Diese Herkunft aus der engen Schacherstadt hing ihm sein Lebtag nach; nie vermochte der Frankfurter Jude die grünen Triften der Erde mit dem freien und leichten Blick zu umfassen wie der Düsseldorfer Jude; ein peinlicher Stich ins Begrenzte und Philisterhafte blieb ihm unauslöschlicher Wesenszug. Wohl bewährte er sich als kühner Sturmrufer in der literarischen Vorhut des Jahres 1848, aber was über die politischen Interessen hinaus Heines großes Herz bewegte, ließ seine Seele kalt und tot. Die Philosophie war ihm ein Buch mit sieben Siegeln. Der Einfluß des barocken Jean Paul wie die Einwirkung der brutalen Zensur hatten sein Deutsch verbogen und verschnörkelt; künstlerische Triebe waren ihm wesensfremd; wenn es darauf ankam, zog er, ein bekenntnisfreudiger Banause, Kotzebues „warme Tränensuppe" Goethes „gefrorenem Wein" vor. Schon das riß einen unüberbrückbaren Graben zwischen Börne und Heine auf. Was hierin der eine dem anderen vorzuwerfen hatte, drückte Börne aus: „Wem wie ihm die Form das Höchste ist, dem muß sie auch das einzige bleiben, denn sobald er den Rand übersteigt, fließt er ins Schrankenlose hinab, und es trinkt ihn der Sand", und Heine meinte von Börne: „Die künstlerische Form hielt er für Gemütlosigkeit, er glich dem Kinde, welches, ohne den glühenden Sinn einer griechischen Statue zu ahnen, nur die marmornen Formen betastet und über Kälte klagt." Börnes beschränkte Engherzigkeit brach gerade in den rein menschlichen Beziehungen zu Heine durch ihre Hülle. Schon vor den Pariser Tagen hatten sie sich kennen, aber gewiß nicht lieben gelernt, und als sie auf französischem Boden zusammentrafen, schwälte Börnes Mißtrauen gegen Heine bald aufs neue. Der Spartaner konnte es dem Athener nicht verzeihen, daß er ein Athener war, und der kleinbürgerlich-radikale Fanatismus des Publizisten vertrug sich nicht mit dem freien Menschentum des Poeten. Börne, sonst ein Mann von der dürren Rechtschaffenheit eines Robespierre, handelte durchaus nicht ehrlich. Während er öffentlich dem größeren und be-

rühmteren Schicksalsgefährten hochachtungsvoll die Hand drückte, erging er sich in verschwiegenen Briefen an die Frankfurter Herzensfreundin Jeanette Wohl in einem Schwall von Schimpfereien auf den seelenlosen, herzlosen, geistlosen, glaubenslosen, affektierten, verdrossenen, unheiteren „Bocher". Aus historischem und anthropologischem Interesse versprach er, Heines Spur nachzugehen, und als hätte die Zeit, da er in Frankfurts Franzosentagen den Polizeiaktuar spielte, Spitzeltriebe in seiner Brust zurückgelassen, spürte Börne des Dichters Erdenwallen bis in verborgene Winkel nach: „Der arme Heine wird chemisch von mir zersetzt und er hat keine Ahnung davon, daß ich im geheimen beständig mit ihm Experimente mache." So unredlich die Mittel waren, so sehr glaubte er doch redlichen Herzens einer Sache zu dienen, als er öffentlich in seinen „Pariser Briefen" gegen Heine vom Leder zog. Als einen Knaben behandelte er ihn, der an einem Tage des blutigsten Kampfes auf dem Schlachtfeld nach Schmetterlingen jagt, als einen jungen Gecken, der, während andere heiß zu Gott beten, in der Kirche nichts als die schönen Mädchen sieht und mit ihnen liebäugelt und flüstert, und deutlich ließ sich aus dem Gift seiner galligen Sätze der Vorwurf der Käuflichkeit herausschmecken. Um das süße Gericht der Rache kalt zu genießen, bereitete Heine seine Abrechnung von langer Hand vor, aber als sein Pamphlet gegen Börne 1840 erschien, übte es das peinliche Amt des Totenrichters, da der Angegriffene schon seit drei Jahren allen politischen und literarischen Händeln für immer entrückt war. Obendrein wurde Heine von dem frohen Bewußtsein, scharfe Zähne zum Beißen zu haben, eine ganze Strecke zu weit geführt, denn wenn er auch zugestand, daß Börne ein guter Schriftsteller und guter Patriot gewesen sei, und wenn es zur Not noch anging, daß er ihm „die banalen Manieren eines Demagogen der untersten Stufe" vorhielt, so stand es ihm doch gar nicht an, das aufrichtige Freundschaftsverhältnis Börnes zu Jeanette Wohl, verehelichten Straus, zum Mittelpunkt ein- und zweideutiger Witze zu machen. Der Auskoster weiblicher

Reize, der selbst seine Treue mit einem Witzwort entschuldigen zu müssen glaubte: „Ich treibe jetzt Monogamie!", bot auf dem hohen Roß der landläufigen Moral einen befremdenden Anblick. Verdienter Lohn für diese Entgleisung war nicht etwa der Streifschuß an der Hüfte, der für Heine bei einer sonst harmlosen Pulverknallerei mit dem Gatten der Betroffenen herauskam, sondern das unverhohlene Mißbehagen, mit dem wie bei dem Angriff auf Platen selbst Freunde das Buch aufnahmen.

Aber mochte Börne noch so sehr persönliches Unrecht widerfahren sein, das Recht im höheren, im geschichtlichen Sinne war ebensosehr auf Heines Seite. War jener zehnmal der härtere Charakter und die politischere Natur, dieser schaute mit dem Blick des Dichters und Sehers tiefer auf den Grund der politischen und sozialen Erscheinungen. Für Börne bedeutete Freiheit nichts Positives, sondern nur etwas Negatives, die Abwesenheit von Unfreiheit, und selbst sein Verehrer Gutzkow mußte ihm nachsagen, daß er das Jahrhundert auf die konstitutionelle Frage reduziere. Börne besaß nur politische Lehrsätze, Heine gründete auf einer Weltanschauung. Börne, ein Tagesschriftsteller in der einengendsten Deutung des Wortes, lebte und webte mit allem in dem Jahrzehnt zwischen 1825 und 1835, Heine, ein Dichter mit unbegrenzten Möglichkeiten in der Brust, reichte vom achtzehnten bis in das zwanzigste Jahrhundert. Deshalb vermochten seine Widersacher vom Schlage Börnes auch nimmer zu erkennen, daß der scheinbar so Zerrissene und mit seinen eigenen Stimmungen Schweifende im höheren Begriff eine Einheit darstellte; mit Recht sprach Hebbels Biograph Kuh von der „diabolischen Einheit" seines Wesens. Heine selber wußte wohl, daß seine poetischen Erzeugnisse wie seine politischen, theologischen und philosophischen Schriften ein und demselben Gedanken entsprangen. Nicht minder wußte er, daß ohne innere Einheit keine geistige Größe möglich ist, und daß, was Charakter genannt wird, zu den unerläßlichsten Eigenschaften des Dichters gehört, aber was sich im Werk des Dichters spiegelte, war eine

zerklüftete Übergangszeit, aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft allzu bunt durcheinander gequirlt, als daß Heine den Harmoniesimpeln gleichen konnte, die emsig ihr Leben lang ein winziges Gefühlchen in anspruchsvolle Reime ummünzten: Bimbam, klingklang! Klingklang, bimbam!

Wenn Heine nach 1840 seine Klinge im Dienst der Gegenwart und Zukunft immer entschiedener und gewandter führte, so rauschte einmal der stärkere politische Wellenschlag dieses Jahrzehnts auch in seinem Schaffen. Mit der Julirevolution war das Jahr 1830 die Geburtsstunde des deutschen Liberalismus, mit der Kriegsgefahr galt das Jahr 1840 als das Geburtsjahr des deutschen Nationalismus, soweit sich Bewegungen, die jahrzehntelang unterirdisch aus wirtschaftlichen Quellen gespeist werden, überhaupt ein Geburtsdatum zuweisen läßt. Aber während die nationalen Einheitsträume der Burschenschaft eitel Wolkenkuckucksheimerei gewesen waren, legte in den dreißiger Jahren der Versuch, Deutschland von Berlin aus zunächst wirtschaftlich zu verpreußen, mit dem Zollverein die ersten festen Balken zu dem Gerüst dieser Einheit. Die Sehnsucht der deutschen Bourgeoisie, die eines einheitlichen inneren Marktes bedurfte, ehe sie sich dem Weltmarkt zuwenden konnte, begann sich zu erfüllen, und wie Hoffmann von Fallersleben sang:

Schwefelhölzer, Fenchel, Bricken,
Kühe, Käse, Krapp, Papier,
Schinken, Scheren, Stiefel, Wicken,
Wolle, Seife, Garn und Bier,
Pfefferkuchen, Lumpen, Trichter,
Nüsse, Tabak, Gläser, Flachs,
Leder, Salz, Schmalz, Puppen, Lichter,
Rettich, Rips, Raps, Schnaps, Lachs, Wachs,

alle diese höchst prosaischen und sehr materiellen Dinge schlangen durch ihren freien Verkehr über niedergelegte Zollschranken ein engeres Band um das deutsche Vaterland, als die tönendsten Weisheitssprüche der Ideologen. Die Eisenbahnen, deren erster Pfiff in dasselbe Jahrzehnt schrillte, wirkten, Städte und Länder verbindend, Menschen annähernd, in gleicher Rich-

tung, und die neu gegründeten Handels- und Industrievereine, deren Tagungen ein deutsches Handels- und Wechselrecht, eine deutsche Gewerbeordnung, einheitliches Geld, Maß und Gewicht heischten, waren ebenso Vortrupps der bürgerlichen Revolution wie die politischen Dichter, die, Ferdinand Freiligrath und Georg Herwegh an der Spitze, mit schmetternden Trompetenstößen zur Lösung der großen Zeitprobleme aufriefen.

Die liberale Umgestaltung Deutschlands, die zweite der Fragen, die alle politischen Köpfe in Spannung hielt, kam noch weniger vom Fleck als die nationale Einheit. In den süddeutschen Staaten pfiffen die Regierungen immer fröhlicher auf die papiernen Rechte der Kammern, so daß überall neben der zahmen und lahmen Opposition eine äußerste Linke mit schärferer Tonart aufstand, und Friedrich Wilhelm IV., bei seiner Thronbesteigung wie einst Ludwig XVI., der „Ersehnte", jubelnd begrüßt, sorgte in Preußen, daß schnell alle Saaten froher Hoffnung verhagelten. Der ein geistreichelnder, in allen Farben schillernder Kronprinz gewesen war, steckte als König den selbstherrlichen und selbstgefälligen Despoten heraus, der seine Minister wie Schuhputzer behandelte und dem das Volk nur in Gestalt des allerergebensten Untertanen genehm war. Mit Junkern und Muckern sich umgebend, verriet er selbst täglich mehr junkerliche und muckerliche Neigungen. Ein Romantiker, der jede Zinke seiner Krone von einem besonderen Strahl der göttlichen Gnade vergoldet glaubte, sperrte er sich gegen den konstitutionellen Gedanken wie gegen eine Erfindung des Teufels. Der Mittler zwischen Gott und Volk war ER, das Verfassungsversprechen seines Vaters galt ihm als Kräutlein Rührmichnichtan, und wer wie der Ostpreuße Jakoby in seinen „Vier Fragen" nur daran zu mahnen wagte, war dem König als Hochverräter für Gefängnis, Rad und Galgen reif. Dabei blieb er ein romantischer Komödiant. Durch den mystischen Weihrauch, der ihn umwallte, drangen oft seine blitzenden Witzworte, und wie die Inkonsequenz so ziemlich seine einzige Tugend war, gefiel er sich hier und da in einer freieren Laune

und war sogar einer Buhlschaft mit dem „Zeitgeist" nicht immer abgeneigt, ein zwiespältig Schwankender, wie ihn Herwegh malte:

Zu scheu, der neuen Zeit ins Aug' zu sehn,
Zu beifallslüstern, um sie zu verachten,
Zu hochgeboren, um sie zu verstehn.

Als dem Erlöser durch Reformen hatte man ihm entgegengejubelt, und er wurde der unbewußte Bügelhalter der Revolution: treulich erfüllte er seine geschichtliche Aufgabe, die Gärung im Volk so zu steigern und die Konflikte derart auf die Spitze zu treiben, daß beim geringsten Anstoß von außen der gewaltsame Ausbruch unvermeidlich war.

Aber mehr noch als dem Einfluß einer elektrisch geladenen Zeit dankte es Heine einer neuen Freundschaft, daß er jetzt unter den Dichtern der größte Revolutionär und unter den Revolutionären der größte Dichter war. Was alles sich zu den geistigen Notabeln Deutschlands rechnete, besuchte Paris nicht, ohne an seiner Tür anzuklopfen. Da kam Friedrich Hebbel, um von dem viel Verleumdeten einen unerwartet günstigen Eindruck zu empfangen und aus seiner Gestalt und Rede schon den tiefen Dichter zu erkennen, der nicht bloß auf gut Glück ins Meer hinuntertaucht, um einige Perlen zu stehlen, sondern der unten bei den Nixen wohnt und über ihren Reichtum gebietet. Da ward Franz Dingelstedt, ehedem kurhessischer Schulmeister, jetzt der „kosmopolitische Nachtwächter", freundlich aufgenommen und verselte nachher zum Dank von dem „sündlichen Babel", wo Heine die Harfe der koscheren Muse an fremde Weiden und Weibsen geknüpft habe. Da fand sich Graf Auersperg ein, als Dichter Anastasius Grün geheißen, der das politische Lied gefeiert hatte: Du Donner, der Felsenherzen spaltet! und doch, ganz in Heines Sinn, den ausschließlichen Tendenzreimern zürnend zurief:

Traun, auch in Prosa läßt sich Erträgliches noch sagen,
Ein keck Scharmützel wagen, ein herzhaft Treffen schlagen.
In Versen schrieb Washington den Brief der Freiheit nicht,
Der Herr selbst sprach in Prosa das große Wort: Es werde Licht!

Wir tragen der Freiheit Banner, nicht ihre Liverein,
Der Knecht will Unterknechte, der Freiheit selbst kein Sklav ich sein!
Ihr wollt, der Freiheit Sänger, die eigne Mutter knechten,
Die Poesie, im Feldrock der Politik zu fechten.

Bedeutsamer als diese Bekanntschaften wurde es für Heines dichterische Vollendung, daß im November 1843 Karl Marx mit seiner eben angetrauten Gattin in Paris abstieg, um zusammen mit Arnold Ruge in den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern" der Welt aus den Prinzipien der Welt neue Prinzipien zu entwickeln. Noch stach Marx nicht mit dem Grabscheit des wissenschaftlichen Sozialismus an die Wurzel der Dinge. Auf der Berliner Hochschule hatte sich der junge Rechtsbeflissene, wie Heine von Abstammung Jude und Rheinpreuße, im Verkehr mit den Jung-Hegelianern mit Hegelschem Geiste vollgesogen. Auch als er 1842 die von der Reaktion bestgehaßte „Rheinische Zeitung" leitete, fußte seine Auffassung von politischen und sozialen Zuständen noch ganz auf der Idee statt auf der Materie. Da er Deutschland verließ, wo man sich auf die Dauer selber verfälsche, wurde auch für seine Entwicklung der Pariser Aufenthalt ein entscheidender Wendepunkt. Die ersten Funken der materialistischen Geschichtsbetrachtung sprühten hier auf. Über der Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie kam er zu dem Ergebnis, „daß Rechtsverhältnisse wie Staatsformen weder aus sich selbst zu begreifen sind noch aus der sogenannten allgemeinen Entwicklung des menschlichen Geistes, sondern vielmehr in den materiellen Lebensverhältnissen wurzeln, und daß die Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft in der politischen Ökonomie zu suchen sei". Wenn in diesem Jahre 1844 Heine und Marx aufrichtige Freundschaft verband — als geniale Geister bedurften sie nur weniger Zeichen, um sich zu verstehen —, so war in diesem Verhältnis Heine der Teil, der viel gab, aber mehr empfing. Zwar war er kaum imstande, der philosophischen Selbstverständigung zu folgen, die Marx damals begann, aber der Freund als klarer Denker und scharfer Kritiker gesellschaftlicher Zusammenhänge zerstreute

manchen Nebel vor des Dichters Blicken, zerstörte manche seiner Hirngespinste und wies ihm manche Sturmzeichen einer nahen Zukunft. Unter dem unmittelbaren Einfluß von Marx wagte Heines politische Satire ihre schonungslosesten Streiche, denn von ihm empfing der Dichter den Rat, die ewige Liebesnörgelei zu lassen und es den politischen Lyrikern zu zeigen, wie man es richtig mache — mit der Peitsche. Oft saßen die zwei stundenlang bis tief in die Nacht beieinander, sich über eine Gedichtstelle ereifernd, und oft fügte der Dichter nach des Denkers Meinung hier eine Zeile hinzu und strich dort einen Vers, auf daß die lyrische Peitsche besser treffe und blutigere Striemen reiße.

Was denn diese politische Lyrik Heines vor der seiner Zeitgenossen auszeichnete, war ihre Illusionslosigkeit. Kühnes Hoffen ließ die Wimpel der Freiligrath und Herwegh flattern; jener sah, wie mit raschen Pferden die Zeit dahinjagte, „ein heißes Weib, nach Freiheit lechzend", dieser, wie der Geist der Freiheit auf Blumensohlen durch das Land schritt. Aber Heines gemütlose, von Gefühlsseligkeit freie Lyrik nannte eine Katze eine Katze und ahnte hinter dem schönsten Rausch den bösen Katzenjammer. Zu Herweghs Überschwänglichkeiten schüttelte sie den Kopf:

Nur in Deinem Gedichte
Lebt jener Lenz, den Du besingst,

über das Preußen Friedrich Wilhelms IV. rief sie Fluch, über den Wechselbalg, die Mißgeburt, das Ungetüm: „Ihr sollt es ersäufen oder verbrennen!", und mit unerschöpflichem Spott bedachte sie jene halbschlächtigen Liberalen, die der deutschen Freiheit auf die Strümpfe helfen wollten, indem sie ihr gut zuredeten:

Werde nur nicht dreist und dreister!
Setz' nicht den Respekt beiseiten
Vor den hohen Obrigkeiten
Und dem Herren Bürgermeister!

Wie solch grausamer Hohn aus Heines Herzen aufstieg, war er

ganz nach dem Sinne von Marx: sie waren die freiesten Deutschen ihrer Zeit.

Beide gerieten auch in die gleiche Verdammnis bei den Machthabern. Von dem ersten und einzigen Doppelheft der „Deutsch-Französischen Jahrbücher" berichtete der preußische Gesandte in Paris, v. Arnim, nach Berlin, Heine veröffentliche darin die „niedrigen und skandalösen" Lobgesänge auf König Ludwig, und Marx deute in seiner Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie eine tätliche Revolution in Deutschland an. Sofort verfügte der Minister des Innern, daß Marx, Heine und Bernays als Hauptmitarbeiter der gefürchteten Zeitschrift, sobald sie den Fuß auf preußisches Gebiet setzen sollten, wegen Hochverrats und Majestätsbeleidigung zu verhaften seien. Aber da die „Jahrbücher" teils aus Geldmangel, teils wegen Mißhelligkeiten unter den Herausgebern eingingen, wanderte der auf ihren Seiten gepflegte Radikalismus in ein anderes Blatt aus. Heinrich Börnstein, ein gerissener Geschäftlhuber und verschlagener Alles und Nichts, hatte in Gemeinschaft mit dem königlich preußischen Lockspitzel Bornstedt und mit den Goldfüchsen des königlich preußischen Musikdirektors Meyerbeer in Paris eine deutsche Zeitung, den „Vorwärts", gegründet, die, obwohl zahmes Klatsch- und Käseblatt, in Preußen und anderen deutschen Staaten — was konnte aus Paris Gutes kommen! — sofort verboten wurde. Mit fliegenden Fahnen ging Börnstein darauf vom „gemäßigten Fortschritt" zur maßlosen Revolution über, Bernays trat an Bornstedts Stelle, und wenn Marx auch wenig für den „Vorwärts" schrieb, lebte doch sein kritischer Geist in dem Blatt, und Heine gab hier seine unerbittlichsten Verspottungen des Gottesgnadentums in Druck. Wegen der „steigenden Frechheit und Gemeinheit" dieser Geißelungen meldete sich der preußische Gesandte wiederholt bei Guizot, um den „Vorwärts" unterdrücken und seine Mitarbeiter ausweisen zu lassen. Der Ministerpräsident versprach alles mögliche, aber aus Furcht vor der französischen Opposition mit schwerer Herzbeklemmung, und in rechter Würdigung seiner schwierigen Lage

ließ ihn die preußische Regierung beizeiten wissen, daß sie gerade auf Heines Ausweisung keinen besonderen Wert lege, denn eine Gewalttat, dem auch unter den Franzosen berühmten Dichter in der „Hauptstadt der Freiheit" angetan, konnte dem ohnehin nicht allzu fest stehenden Ministerium Kopf und Kragen kosten. Schon die Ausweisung von Marx, Ruge, Börnstein, Bernays, Bürgers und anderer Mißliebiger, durch die die preußischen Gewalthaber ihren Zweck erreichten, erregte in Presse und Kammer einen lebhaften Sturm. Marx verschmähte es, wie Ruge und Börnstein, bei den Pariser Behörden um gut Wetter zu betteln. Als er den Staub des ungastlichen Paris von den Stiefeln schüttelte, um in Brüssel eine neue Freistatt zu suchen, empfand er unter allem Widrigen die Trennung von Heine am schmerzlichsten. „Ich möchte", schrieb er ihm, „Sie gern mit einpacken", und noch in späteren Jahren bekannte er sich öffentlich mit einem gewissen Stolz zu der engen Verbindung mit dem Dichter. Wollte er in seinem gewaltigen Hauptwerk irgendwelchem Tropf eine besonders treffende Benennung aufbrennen, so machte er eine Anleihe bei ihm: „Wenn ich die Courage meines Freundes H. Heine hätte", hieß es in einer Fußnote des „Kapital", „würde ich Herrn Jeremias Bentham ein Genie in der bürgerlichen Dummheit nennen."

Was Marx in den Monden gemeinsamer Wirksamkeit in des Freundes Seele gesät hatte, grünte und blühte trotz der Trennung in Heines Schaffen weiter, und als schwerer Rechenfehler erwies sich, daß manche von des Dichters Gegnern das Epos „Atta Troll" hoffnungsvoll als seine endgültige Abkehr von der Politik begrüßten. Im Unmut über die faulen Äpfel, die ihm wegen seines Börne-Buchs um den Kopf geflogen waren, und voll Groll gegen die Tendenzreimer, die die Musen nur als Marketenderinnen der Freiheit oder als Wäscherinnen der christlich-germanischen Nationalität mißbrauchten, hatte Heine es im Spätherbst 1841 niedergeschrieben. Diesen Armen im Geiste ins Gesicht trumpfte er mit den unveräußerlichen Rechten des Geistes auf:

Traum der Sommernacht! Phantastisch
Zwecklos ist mein Lied. Ja, zwecklos
Wie die Liebe, wie das Leben,
Wie der Schöpfer samt der Schöpfung.

Nur der eignen Lust gehorchend,
Galoppierend oder fliegend,
Tummelt sich im Fabelreiche
Mein geliebter Pegasus.

Ist kein nützlich tugendhafter
Karrengaul des Bürgertums,
Noch ein Schlachtpferd der Parteiwut,
Das pathetisch stampft und wiehert!

Damit sagte er jener geschwätzigen Allerweltsopposition auf, die stets ein verschwommenes und unfruchtbares Pathos entfaltete und sich bei jeder Gelegenheit in einen Ozean von Allgemeinheiten stürzte. Damit zeigte er den liberalen Tendenzbären:

Sehr schlecht tanzend, doch Gesinnung
Tragend in der zott'gen Hochbrust,

daß er ein leichtbeschwingter Tänzer auf und über der Erde war. Damit bewies er den modernen Puritanern in ihrer öden Werkeltagsgesinnung, daß er ein Dichter war, frei, ungebunden, die Stirn mit Rosen bekränzt, aller Schranken lachend, vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne Herr über alle Wunder der Welt und als Schöpfer Gott gleich. Als „das letzte freie Waldlied der Romantik" ließ er diesen Heldensang erklingen, wenn auch moderne Triller durch den alten Grundton gaukelten. Wie der Gespenster-Hoffmann einen Kater zum Mittelpunkt eines dicken Romans gemacht hatte, wählte Heine mit der Vorliebe der Romantik für beseelte Tiere einen Bären zum Helden seines kunterbunten Epos. Um diesen Atta Troll drehte sich im leichten Rhythmus des viermal gehobenen, trochäischen Versmaßes, das den Reim gar nicht vermissen ließ, ein gemischter Reigen von Gestalten der Wirklichkeit und Sage, vermummt oder offen, Goethe, Shakespeare, Feuerbach, Bruno Bauer und

Fürst Lichnowsky, der Ritter Roland, die Göttin Diana und die Fee Abunde, die Französin Juliette und die Jüdin Herodias, ein baskischer Bärenfänger, ein französischer Bürgermeister und ein schwäbischer Dichter, ein dicker Mops und schließlich auch der „Turnkunstmeister Maßmann", den Heine zu seinem unfreiwilligen Leibnarren ernannt hatte; hundert Stimmen klangen ineinander, Nachtigallenchöre, Bärgebrumme, Peitschenknall, Hallo und Hussa der wilden Jagd, Roßgewieher, Gebell von Hunden und das Sumsen von „des Völkerfriedens kolossalen Maienkäfern"; mit viel Grazie schoß des Dichters Übermut in tollen Purzelbäumen dahin:

Wahnsinn, der sich klug gebärdet.
Weisheit, welche überschnappt!
Sterbeseufzer, welche plötzlich
Sich verwandeln in Gelächter!

Immer wieder nahm der wahrhaft aristophanische Geist des Dichters die „Urschwächen der Menschheit" aufs Korn, und seine muntere Ironie, entzückt von dem bunten Durcheinander des irdischen Treibens, deckte stets aufs neue an den Erscheinungen die lächerliche Seite auf, dieweil, wie Meister Rabelais gelehrt hatte, des Menschen Fürrecht Lachen ist. Sein Herz glühte gewiß für die Polen, und das Blut zitterte ihm in den Adern, wenn er der Henkersdienste dachte, die Preußen dem Zarismus gegen „diese edelsten Kinder des Unglücks" geleistet hatte. Aber während der liberale Pfahlbürger jeden polnischen Flüchtling in der sentimentalen Beleuchtung von Mosens Ballade „Die letzten Zehn vom vierten Regiment" sah, zeichnete Heine mit hurtigem Griffel als Typen, wie sie die Pariser Emigration nicht wenige barg, die zwei edlen Polen Waschlapski und Krapülinski, ohne daß er auch mit dem juckendsten Spott:

Eine Laus und eine Seele,
Kratzten sie sich um die Wette

seiner Überzeugung von Recht und Zukunft des polnischen Volks das geringste vergeben hätte.

Auch in dem „Wintermärchen Deutschland", das in der ersten Zeit der befruchtenden Freundschaft mit Marx entstand, mischte sich allgemein menschlicher Spott der besonderen politischen Satire. Wieder einmal waren es Reisebilder, eine Fahrt durchs deutsche Vaterland von Aachen über Köln, Hagen, Minden, Hannover nach Hamburg, aber diesmal nicht in Prosa, sondern in vierzeiligen, kühn gereimten Strophen. Was Marx gefordert hatte, erfüllte hier Heine; er zwang die versteinerten Verhältnisse Deutschlands dadurch zum Tanzen, daß er ihnen ihre eigene Melodie vorsang; die ganze Gärung der deutschen Gegenwart sprach sich in diesen Versen in der kecksten, persönlichsten Weise aus. Da das „Wintermärchen" die Leichtigkeit eines politischen Flugblatts mit dem Schwergewicht einer klassischen Schöpfung verband, bedeutete es nicht nur für Heines Schaffen, sondern für die politische Dichtung der Deutschen schlechthin den Höhepunkt. Ein Glockenspiel, abgestimmt von feinster Künstlerhand, war das Gedicht: in bald leichten, bald vollen Klängen läuteten sie durcheinander, die Narrenglöckchen und die Armsünderglocke, die Sturmglocken und die Osterglocken einer besseren, schöneren, freieren Zukunft. Loseste Zweifelsucht spottete neben gläubigstem Vertrauen, und mit einer zwingenden Kraft dichterischer Gestaltung packte der Dichter aus, was er an letzten und verwegensten Gedanken auf dem Herzen hatte. Dem tief verhaßten Vogel auf dem preußischen Posthausschild zu Aachen drohte er unerfreuliche Dinge an; in echt westdeutschem Zorn ergrimmte er gegen die blassen ostelbischen Kanaillen, die sich am Ufer des Rheins rote Nasen angesoffen hatten; in Träumen, von denen das Epos romantisch durchwoben war, zerschmetterte er bald im Kölner Dom die Gerippe der heiligen drei Könige, Sinnbilder christlichen Aberglaubens, bald erklärte er im Kyffhäuser dem Kaiser Rotbart Wesen und Sinn der Guillotine:

Du wirst hier an ein Brett geschnallt; —
Das senkt sich; — Du wirst geschoben
Geschwinde zwischen zwei Pfosten; — es hängt
Ein dreieckig Beil ganz oben; —

Man zieht eine Schnur, dann schießt herab
Das Beil, ganz lustig und munter;
Bei dieser Gelegenheit fällt dein Kopf
In einen Sack hinunter.

Als ihm aber Hamburgs Schutzgöttin, Hammonia Kalipygos, in einem Nachtstuhl Deutschlands politische Zukunft entschleierte, fuhr der Dichter, entsetzt ob der höllischen Dünste, zurück:

Es war, als fegte man den Mist
Aus sechsunddreißig Gruben.

Doch ach! er wußte, den gemütlichen, braven Deutschen fehlte Entschlossenheit und Wucht, ihr Sechsunddreißig-Monarchen-Land gründlich auszufegen. Ein zehnter Teil der Unbilden, die tagtäglich den deutschen Landeskindern widerfuhren, hätte in Frankreich sechsunddreißig Revolutionen entfesselt und sechsunddreißig Königen die Krone mitsamt dem Kopf gekostet. Aber die Deutschen schliefen ihren gesunden Pflanzenschlaf, selbst ihren Revolutionären leuchtete der Zopf unter der roten Mütze hervor, und von den deutschen Eichenwäldern wurde nie der rechte Gebrauch gemacht, „nämlich zu Barrikaden für die Befreiung der Welt". Auch was in Deutschland schüchtern und versonnen einem gewissen Kantönli-Republikanismus nachging, war revolutionäres Spießertum.

In dieser Frage, Republik oder Monarchie, hatte sich der Dichter mehr als einmal, ohne die Demokratie zu verleugnen, zum Monarchismus bekannt. Scharfsichtiger als die Liberalen seiner Zeit, deren höchstes Ziel ein Stück Verfassungspapier war, sah er den Unwert auch der besten Konstitutionen ein, „solange nicht das ganze Adelstum bis zur letzten Wurzel zerstört ist". Der Adel bemächtigte sich der leitenden Macht in den Staaten, indem er fast alle höheren Offiziersstellen und durchaus alle Gesandtschaftsposten an sich brachte, und nichts war gefährlicher für die Völker als die „frühe Umjunkerung der Kronprinzen". Das Junkertum zu Boden geworfen, und der Weg

zur „Emanzipation der Könige" war frei. Dabei versäumte Heine nie, den wirklich entschlossenen Republikanern seine Achtung zu bezeugen, aber erst in der Zeit seines Umgangs mit Marx schien ihm die Befreiung der Völker von den Königen wünschenswerter als die Befreiung der Könige von den Junkern — im „Wintermärchen" offenbarte er messerscharf seine neue Erkenntnis:

Bedenk ich die Sache ganz genau,
So brauchen wir gar keinen Kaiser.

Aber mochte er selbst jetzt noch nicht unbedingt republikanisch denken, so oder so wirkte er bedingungslos antimonarchisch auf die Deutschen. Diesem „Volk von geistreichen Gelehrten und wohlhabenden Bedienten", wie es Hoffmann von Fallersleben abstempelte, saß eine abergläubische Verehrung auch des schäbigsten und winzigsten Potentaten in den Knochen:

Der Deutsche ehrt zu allen Zeiten
Der Fürsten heiligen Beruf,

sang Uhland fromm und gläubig, und noch 1845 berichtete ein Blatt von dem Heinrich mit der Nummer 72, Selbstherrscher von Reuß-Lobenstein-Ebersdorf, und sechs wackern Helfern bei einem Dorfbrande: „Serenissimus hat die hohe Gnade zu haben geruht, sie öffentlich vor der Fronte Allerhöchstselbst gnädigst zu beloben und dem Ältesten derselben (nachdem er sich durch den Taufschein als solcher ausgewiesen) zum Zeichen Allerhöchstihrer höchsten Zufriedenheit und Anerkennung höchst eigenhändig die Hand zu reichen." Schon als Rheinländer war Heine nicht übermäßig mit Ehrfurcht vor allerhöchsten Herrschaften behaftet; auch der Ton, mit dem in dem Kreise der Marx, Ruge und Bernays über den „Knäs" von Rußland und den „Unterknäs" von Preußen gesprochen wurde, war geeignet, einen Hofmeister nach dem Riechfläschchen ächzen zu lassen; vor allem aber war der Dichter berufen, den Deutschen die schweifwedelnde Knechtseligkeit auszutreiben, dem Frankreich die hohe Schule der Politik geworden war. Das Jahr 1793

hatte hier alle hündische Kriecherei vor den Großen der Erde ausgerottet; hier zeichnete man Spottbilder, sang man Spottlieder auf die gekrönten Häupter; hier fuhr man in der Kammer in wildem Aufruhr in die Höhe, wenn einem ungeschickten Minister der Ausdruck: Untertanen des Königs für französische Bürger entschlüpfte; hier durfte selbst ein Gemäßigter wie Armand Carrel den Frauen in der Familie Ludwig Philipps, da die Fürsten nur im Unglück interessant seien, jenen unerklärlichen Zug von Vollendung wünschen, den Bossuet bei der Witwe Karls I. von England bewundert hatte. Mochte Courier noch 1816 klagen, Autorität sei das große Wort in Frankreich, so war es das nur im Willen der Machthaber, nicht im Bewußtsein der Massen, denn ein für allemal hatte die große Umwälzung die Autoritäten auf den Schindanger der Geschichte gekarrt. Wenn denn Heine die angeborene Königstreue des deutschen Volkes damit erklärte, daß es gewohnt sei, Autoritäten zu achten, so ging niemand der Achtung vor Autoritäten so erfolgreich zu Leibe wie er. Im Gegensatz zu Goethe, der „Wilhelm Meisters Lehrjahre" als eine Erziehung zur Ehrfurcht schrieb, drang Heine als der große Zerstörer der Ehrfurcht, als der Künder der heiligen Respektlosigkeit in die fromme Kinderstube Deutschland. Eine notwendige politische Tat war es, daß er mit Majestäten wie mit Marionetten umsprang, sie tanzen ließ und gleichmütig wegwarf. Was kein königsmörderisches Pathos vermochte, wirkte sein gelassener Hohn, der auch allerhöchste Herren noch von oben herab abtat. Den Menschen Friedrich Wilhelm betrachtete der Dichter mit menschlich duldsamen Augen: Auch ich, ich wär ein schlechter Regent! Aber dem Gottesgnadenmann Friedrich Wilhelm lüftete seine stäupende Satire in der „Schloßlegende", im „Kaiser von China" und im „Neuen Alexander" den schimmernden Kronreif. Vor Heines Königspuppenspiel mußten die Preußen erst befreit über ihren Despoten lachen lernen, ehe sie ihn am 19. März 1848 zwangen, die Toten der siegreichen Revolution zu grüßen. Und erst als der „angestammelte König" der Bayern

von dem Dichter absonderlich gekrönt wurde:

Stirbt einst Herr Ludwig, so kanonisiert
Zu Rom ihn der heilige Vater —
Die Glorie paßt für ein solches Gesicht,
Wie Manschetten für unsern Kater!

Sobald auch die Affen und Känguruhs
Zum Christentum sich bekehren,
Sie werden gewiß Sankt Ludewig
Als Schutzpatron verehren.

war die Schmach ausgetilgt, daß innerhalb der blauweißen Grenzpfähle der wegen Hochverrats oder Majestätsbeleidigung Verurteilte vor dem Bilde dieses erhabenen Landesvaters kniend Abbitte leisten mußte.

Doch bei der Frage Monarchie oder Republik pflegte der Dichter nie ausführlich zu verweilen, weil er in der Staatsform nur ein Mittel sah, höheren Interessen zum Siege zu verhelfen. Was zuerst in Frage stand, hieß für ihn nicht mehr Änderung der Staatsform, sondern Umwälzung der Gesellschaftsordnung. „In den politischen Fragen", vertraute er 1835 Laube an, „können Sie so viel Konzessionen machen, als Sie nur immer wollen, denn die politischen Staatsformen und Regierungen oder aristokratische Institutionen sind gleichgültige Dinge, solange der Kampf um die ersten Lebensprinzipien, um die Idee des Lebens, selbst noch nicht entschieden ist"; diese Idee des Lebens war die soziale Frage. Neun Jahre später deutete Marx ihm das Gefühl des Unmuts über die Kurzatmigkeit der deutschen Spießbürger dahin, „daß Deutschland einen ebenso klassischen Beruf zur sozialen Revolution besitzt wie es zur politischen unfähig ist".

Weil Heine nach dem Feuerschein dieser sozialen Revolution ausspähte, erregte ihn die nationale Frage nicht über Gebühr. Dem guten Europäer und Weltbürger war Deutschland nicht nur das Land, in dem am Dammtor zu Hamburg die alte Frau, seine Mutter, wohnte und in dem gestovte Kastanien und grüner Kohl so herrlich dufteten und schmeckten; auch

politisch blieb ihm Deutschland ein Gegenstand der Sorge. Den Lakaien mit der schwarzrotgoldenen Livree freilich galt er nicht als Patriot, denn hoch hielt er jene Humanität, jenen Kosmopolitismus, „dem unsere großen Geister: Lessing, Herder, Schiller, Goethe, Jean Paul, alle Gebildeten immer gehuldigt haben", und nicht anders als Lessing und Schiller zweifelte er an der Möglichkeit, die deutsche Frage durch deutsche Kraft ersprießlich zu lösen. Noch immer waren die Deutschen um hundert Jahre in der Entwicklung zurück und hatten noch immer Blei in den Stiefeln:

Franzosen und Russen gehört das Land,
Das Meer gehört den Briten,
Wir aber besitzen im Luftreich des Traums
Die Herrschaft unbestritten.

Hier üben wir die Hegemonie,
Hier sind wir unzerstückelt;
Die andern Völker haben sich
Auf platter Erde entwickelt.

Über die nächste Zukunft Deutschlands machte er sich auch keine rosigen Flausen vor. Mochte Herwegh begeisterungstrunken einer deutschen Flotte „mit eigenen Flaggen, eigenen Kokarden" die Harfe stimmen, mochte Freiligrath nicht minder begeistert die erträumten deutschen Fregatten und Korvetten auf die Namen großer Männer taufen, Heine, in dem rechten Bewußtsein, daß unter den baumwollenen Zipfelmützen seiner Zeitgenossen noch keine Argonautenkühnheit schlummere, spottete der nautischen Träume. Als ein paar Jahre später die kurzlebige deutsche Flotte durch Hannibal Fischer meistbietend versteigert wurde, krochen in der Tat die tabakkauenden und seemännisch fluchenden Schwärmer mit des Dichters höhnischem Trost unter die Federbetten:

Die Welt ist rund. Was nützt es am End',
Zu schaukeln auf müßiger Welle!
Der Weltumsegler kommt zuletzt
Zurück auf dieselbe Stelle!

An diesem Geschlecht war, auch was die nationale Einheit anging, Hopfen und Malz verloren. Ward sie aber nach dem Willen und als das Werk der Machthaber zusammengestückelt, ergab sich nichts weiter als ein Nationalzuchthaus und eine gemeinsame Peitsche. Doch in jedem Falle kamen die Deutschen mit der Ausbildung ihrer Nationalität zu spät, denn schon läutete die soziale Revolution dem Nationalitätenwesen die Totenglocke. Nicht im nationalen Rahmen und mit liberalen Zielen war die deutsche Emanzipation möglich, sondern, wie Heine es von Marx hörte, „die Emanzipation des Deutschen ist die Emanzipation des Menschen. Der Kopf dieser Emanzipation ist die Philosophie, ihr Herz das Proletariat"! Weite Entwicklungsspannen seherisch überbrückend, glaubte der Dichter felsenfest, daß selbst nach einer Lösung der nationalen Frage die Deutschen ihre Nationalität gleich wieder aufgeben müßten, ohne wie Franzosen und Briten Nutzen davon gezogen zu haben. Darum galt es auf der Leiter der Entwicklung ein paar Sprossen weiter zu greifen als die anderen. Darum hieß es, jene „Emanzipation des Menschen" vorzubereiten. „Pflanzt die schwarzrotgoldene Fahne", rief er den landläufigen Patrioten zu, „auf die Höhe des deutschen Gedankens, macht sie zur Standarte des freien Menschentums, und ich will mein bestes Herzblut für sie geben."

An diese Standarte des freien Menschentums gelehnt, pfiff er in der Nacht des deutschen Vormärz sein loses Lied, getrosten Mutes wie Volker der Fiedler, denn ob ihn die Schlagworte des Tages wirr umflatterten, er kannte das Losungswort der Zukunft.

Das Losungswort der Zukunft

Als Heine im November 1835 an Laube schrieb, wer das Losungswort der Zukunft kenne, gegen den vermöchten die Schächer der Gegenwart sehr wenig, glaubte er den Schlüssel zur Lösung der sozialen Frage in Händen zu haben.

Aber mochte der Drang, nicht nur die Bastillen der Vergangenheit niederzubrechen, sondern auch die Kirche der Zukunft zu errichten, in seinem Wesen begründet liegen, so konnte er nur in Frankreich zu einer umfassenden Weltanschauung ausreifen, nimmer in Deutschland, denn hier kannte man in den Tagen, da sich der Dichter in seinen großen und kleinen Städten umtat, von der sozialen Frage nicht Begriff noch Inhalt. Weder revolutionäre Massen noch eine sozialistische Philosophie gab es in dem Volk, das unbeholfen seine ersten politischen Gehversuche anstellte. Wenn jemand über öffentliche Angelegenheiten zu sprechen begann, gingen selbst die Gebildeten scheu auseinander, und Bauern und Kleinbürger versenkten sich am Sonntagnachmittag gläubig in den „Lahrer Hinkenden Boten" oder ähnlich einschläfernde Kalenderschriften, deren einzige Meinung war, keine Meinung zu haben. „Der Kalendermann", entschuldigte Johann Peter Hebels „Rheinischer Hausfreund" nach 1813 treuherzig seine Überläuferei von den glühendsten Bewunderern zu den grimmsten Hassern Napoleons, „muß sich immer gleich bleiben, das heißt, er muß es immer mit der siegenden Partei halten." Die Massen aber, die von der erstarkenden Industrie erbarmungslos zerquetscht wurden, lebten, weit entfernt von der

Erkenntnis ihrer besonderen Klassenlage mit all ihrem Sehnen, Hoffen und Zürnen noch in der Vorstellungswelt des mittelalterlichen Zunftgesellen. Die gute, alte Zeit, in der auf des Handwerks goldenem Boden jeder Geselle Aussicht hatte, es zum Meister zu bringen, war ihr rückwärts gerichtetes Ideal, und ihr unklarer Groll galt der Konkurrenz und den Maschinen, die ihnen als die eigentlichen eisernen Sklavenhalter erschienen. Am weitesten waren die Ausgesogenen von wirklich revolutionärer Tatkraft dort entfernt, wo das Elend den Arbeiter, wie in den schlesischen Hauswebergegenden, am unbarmherzigsten entmenschte und am schnödesten vertierte. Das Leinengewerbe Schlesiens hatte einst Weltruf, und noch zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts rühmten Verse des Wildlings Johann Christian Günther ihm nach, daß Hamburg und Hollands Küsten ohne Schlesiens Fleiß und Wert „viel Wucher darben müßten“:

Brasilien hat manches Kleid
Aus unserm Laden zugeschnitten,

und selbst bei den reichen Briten sei manches schlesische Dorf wohlbekannt. Aber diese Blüte, die dem Hausweber halb im Bilde der feudalen Ausbeutung durch den Gutsherrn, halb der kapitalistischen Ausbeutung durch den Fabrikanten erschien, war längst dahin. England und Irland führten den Wettbewerb des freien Arbeiters gegen den gebundenen, der Maschine gegen die Handspindel ins Treffen, und als sich auch der russische Absatzmarkt den schlesischen Zeugen verstopfte, verschlechterten sich die Lohn- und Arbeitsverhältnisse in der Weberei derart, daß selbst Amtspersonen die schlesischen Weber als „die elendesten Bewohner von vielleicht ganz Europa“ bezeichnen mußten. Die Gebrüder Zwanziger in Peterswaldau zahlten für eine Webe Kattun von hundertvierzig Ellen, woran ein Weber neun Tage zu arbeiten hatte, fünfzehn Silbergroschen, für hundertsechzig Ellen Barchent, die acht volle Tage angestrengter Arbeit heischten, zwölf Silbergroschen, und als sie erklärten, noch dreihundert Weber in Arbeit nehmen zu wollen, wofern diese eben-

soviel für zehn Silbergroschen arbeiteten, zwang das äußerste Elend die Verhungernden auch unter dieses Joch. So traf auch hier die düstere Schilderung zu, die der Breslauer Arzt Max Ring zur selben Zeit von der oberschlesischen Heimat des Hungertyphus entwarf: „Scharen von Bettlern, hungernde Greise, Frauen und Kinder zogen im Lande umher und flehten mit jammervoller Stimme um ein Stück Brot, um die Abfälle der Küchen, selbst um rohe Kartoffelschalen, die sie gierig verschlangen. Hier und da fand man am Wege, im Walde oder freien Felde die Leiche eines der Not erlegenen Unglücklichen." Die Not selbst hatte die Marseillaise des Hungers gedichtet, in deren Strophen sich im Sommer 1844 die kümmerliche Wut der bleichen, ausgezehrten, hinfälligen Weber vor den Häusern ihrer Ausbeuter entlud:

Ihr Schurken all, ihr Satansbrut!
Ihr höllischen Kujone!
Ihr freßt der Armen Hab' und Gut,
Und Fluch wird euch zum Lohne!

Doch hinter diesem Fluch steckte weder revolutionäre Erkenntnis noch revolutionärer Trotz, sondern als die Verzweifelten gegen ihre Folterer die Hand erhoben, war es nur einer der planlosen Hungeraufstände, wie sie in jenen Jahren vielfach in deutschen Landen aufzischten, hochschlagende Flammen, die nach kurzem Geflacker wieder in sich zusammensanken. Auch die Peterswaldauer und die Langenbielauer Weber begnügten sich damit, wie im Rausch das Wohnhaus ihrer höhnischsten Blutsauger zu zerstören. Aber bald rückten preußische Pickelhauben an, eine Salve pfefferte in die kaum bewaffneten Aufständischen, Blut und Gehirn spritzte, Tote lagen umhergestreut und Verwundete röchelten, und obwohl es einer jähen Aufwallung der also Bedachten gelang, das Militär zurückzutreiben, ließ die Ankunft von Reiterei und Geschützen sie wieder ohnmächtig und demütig kuschen. Gleichwohl hielten die Gerichte grausame Nachlese unter denen, die das Blei verschont hatte;

ihrer dreiundachtzig wurden bis zu zehn Jahren Schanzarbeit und bis zu zwei Dutzend Peitschenhieben verurteilt.

Genau ein Jahr zuvor hatte Bettine von Arnim, die einzige aus dem Kreise der Romantiker, die nicht nur rückwärts, sondern auch vorwärts schaute, in ihrem wunderlichen Königsbuch Friedrich Wilhelm IV. das soziale Gewissen zu schärfen unternommen. Das Kunterbunt der Schrift spiegelte etwas von den Hoffnungen, die fortschrittliche Schwärmer auf diesen Hohenzollern gesetzt hatten; auch die Freundin Goethes rief ihn auf, mit dem Harnisch des Zeitgeistes angetan, als feuriger Bewerber um die Zukunft das Zepter alles mächtigen und neuen Beginns zu schwingen. Mehr als eine nebelhafte Geistesfreiheit lag ihr das Los der „Kinder des Elends" am Herzen, die der Staat vollkommen übersehe und die nur gut seien als Futter für die feindlichen Kanonen, wenn der Landesvater losdonnern wolle; gerade diese Hefe des Volkes, die im Schlamme des Staatsbottiches vergäre, habe Ehrgefühl, Geist und Heldentum; sie verwildere aber, vielleicht, weil der Staat keine Befähigung mehr habe, diese ganz edlen Anlagen zu verwenden. Im Anhang des Buches zogen nüchterne statistische Aufnahmen das Elend des sogenannten Vogtlandes aus dem Dunkel, einer Armensiedlung vor den Toren Berlins, wo in vierhundert Stuben zweitausendfünfhundert Menschen zusammengepfercht hausten. Aber der König blätterte nur lässig in dem Buche, und der Minister von Arnim warf der Bettine nach den schlesischen Ereignissen vor, Ursache des Aufstandes zu sein, denn sie habe durch ihr Buch die Leute gehetzt und ihnen Hoffnungen erweckt. Da ihr außerdem von oben bedeutet wurde, den Hungrigen helfen zu wollen, heiße jetzt Aufruhr predigen, ließ sie ein Werk liegen, das sich besonders mit dem schlesischen Weberelend befassen sollte. So schwach sich soziale Stimmen in Deutschland erhoben, so rauh wurden sie zur Ruhe verwiesen.

War die Gartenwildnis des Bettineschen Buches von den Gedankenströmen befruchtet, die durch die neuere französische Philosophie rauschten, so gedieh das Schaffen eines deutschen

Handwerksburschen nicht nur unter dem Einfluß des Auslandes, sondern auch außerhalb der deutschen Grenzpfähle. Den Schneidergesellen Wilhelm Weitling aus Magdeburg trieb es wie die besten seinesgleichen früh aus dem dumpfen Brodem des deutschen Vormärz in eine freiere Luft und größere Welt hinaus. In Paris schloß er sich 1834 einer Geheimgesellschaft, dem Bund der Geächteten, an, in der sich die deutschen Handwerksgesellen zusammenfanden. Hier, wo fast an jeder Straßenecke eine andere Spielart von Sozialismus gedieh, sammelte er die Späne, mit denen er die Leuchtfeuer seiner kommunistischen Lehre nährte. In dem „Evangelium eines armen Sünders" und den „Garantien der Harmonie und Freiheit" flammten sie auf und warfen mächtigen Schein in Paläste wie Hütten. Denn ob jeder Gedanke dieser Schriften in Frankreich schon ausgesprochen war, ob sie das Weihwasser von Lamennais' religiösem Gefühlssozialismus nicht verleugneten, ob sie die Hoffnung auf friedlichen Umsturz des Bestehenden nicht aufgaben, ob sie schließlich mit ihren Zukunftsbauplänen auf Schritt und Tritt berechtigte Einwände herausforderten, was neben der ätzend scharfen Kritik „des alten morschen Baues der gesellschaftlichen Ordnung" die einen am meisten hinriß, die anderen am meisten erschreckte, war, daß Weitling von der sozialen Revolution der Arbeiter auf kommunistischer Grundlage das Heil erwartete. Als erster neben Georg Büchner, dem auch in Frankreich die Augen aufgegangen waren, appellierte er an den Gegensatz der beiden Parteien, deren eine hervorbringt, deren andere verbraucht. Die Ausgebeuteten bei ihren Interessen zu packen, malte er in brennenden Farben das Tausendjährige Reich, da jeder sein Geld ins Feuer werfen wird, der Arme sein Kupfer, der Wohlhabende sein Silber, der Reiche sein Gold, und pries schwärmerisch „die Stunde der Befreiung, die unsere Tränen in erquickliche Tautropfen, die Erde in ein Paradies und die Menschheit in eine Familie verwandeln wird". Aber trotzdem Weitlings Lehre der Einsicht in die geschichtliche Entwicklung ermangelte und an den Erscheinungen mehr als nötig

mit der Elle der Sittlichkeit herummaß, entsprach sie noch nicht einmal dem Empfinden der erst halb proletarisierten Handwerksgesellen in Deutschland, sondern erst dem Bewußtsein ihrer im Ausland wandernden fortgeschrittensten Vertreter. In deutschem Boden wurzelte sie nicht und wirkte auch nur schwach auf Deutschland zurück.

Echt deutsch dagegen war, daß jeder Streit um Weltanschauungen als eine Art Mönchsgezänk um die Heilige Schrift zutage trat. Weil im Lande des steten Krebsganges alle Quellen verstopft waren, aus denen frische Sprudel zur Befruchtung des politischen und sozialen Lebens hervorbrechen konnten, rührte man mit Stangen den stehenden Teich der Religion um und um. In Staats- und Gesellschaftswissenschaften waren Franzosen und Engländer die Lehrmeister des deutschen Michels; auf dem harmlosen Felde der Bibelkritik schlugen die Nachfahren Luthers alle anderen Völker bei weitem. Aber noch aus besonderem Grunde wurde ein gut Stück bürgerlichen Klassenkampfes unter religiöser Verkleidung ausgefochten. Auf der Stufenleiter der Gewalten, die den vormärzlichen Deutschen duckten, stand der Herrgott obenan, die geistliche Gendarmerie arbeitete mit den weltlichen Bütteln Hand in Hand, und namentlich die Hauptstadt der deutschen Reaktion, Berlin, wuchs sich trotz aller Hegelei mehr und mehr zur Hauptstadt der Orthodoxie und des Pietismus aus. In einem kindlich einfältigen Gottesglauben dahinplätschernd, hatte Friedrich Wilhelm III. vornehmlich einer kirchlichen Verwaltungsfrage, der Einigung der Reformierten und Lutheraner, nachgehangen. Je größeren Einfluß aber der Kronprinz gewann und je dichter sich die spätere Kamarilla der Gerlachs und Genossen um ihn ballte, desto lauter wurden die „Stillen im Lande" oder, wie sie sich auch nannten, die „Erweckten". Am Hofe wimmelte und wisperte es von süßlichen Betbrüdern; hohe Militärs wußten besser im Gesangbuch als in der Schießvorschrift Bescheid; Generale und Oberpräsidenten gründeten Missionsvereine, die Juden und Heiden zu bekehren unternahmen, und leiteten Ge-

sellschaften, die Traktätchen in den Zuchthäusern verteilten. Auch den darbenden Vorstadtproletariern Berlins reichten die Frömmler Bibelverse statt Brot, Hengstenberg, im Leben keineswegs ein Büßer im härenen Gewande, donnerte in seiner „Evangelischen Kirchenzeitung" im Baß mittelalterlicher Bannbullen gegen den wachsenden Unglauben, und ein verzuckert mystischer Erbauungston drang aus diesen Kreisen so weit ins Land, daß sich selbst Pfarrersblätter von dem Nebeln und Schwebeln, Lämmeln und Heilandeln, Brünsteln und Andächteln abkehrten.

Was gegen diese Schmachtseuche aufstand, in den geistlichen Autoritäten die weltlichen Machthaber herausfordernd, konnte sich auf die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts berufen, die in den Reimarus und Lessing dem Wunderglauben der Bibel kräftig zu Leibe gegangen war. Seitdem war das Leben Jesu in Deutschland als Streitfrage empfunden worden, und im dritten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts sah sich die starre Orthodoxie des Hallenser Professors Tholuk, der lieber jedes Wunder dreimal glaubte, ehe er es einmal bezweifelte, von freieren Auffassungen bedroht. Der flache Rationalismus, dessen Großpapa der alte Kirchenrat Paulus in Heidelberg war, sog mit einer sehr banalen Auslegungskunst den Evangelien allen Wundergehalt aus; kein Mirakel vom Wein auf der Hochzeit zu Kanaa bis zur Himmelfahrt, das nicht nach dem spießbürgerlichen Zweimal zwei ist vier seine höchst natürliche Erklärung fand. Schleiermacher dagegen suchte minder plump Natürliches und Übernatürliches auf mittlerer Linie zu versöhnen, indem er, um die göttliche Voraussetzung der Wunder zu retten, die Kritik an sich zuließ und vieles einzelne preisgab. Aber der Romantiker wie die Rationalisten hatten mit den Orthodoxen das wesentlichste gemein: alle nahmen sie die Evangelien gutgläubig als offenbarte Schriften hin.

Die Geschichtlichkeit dieser Zeugnisse anzufechten und nach eingehender Prüfung zu verwerfen, war das Verdienst eines jungen schwäbischen Theologen, David Friedrich Strauß. Obwohl er aus Württemberg stammte, dem Musterlande evangeli-

scher Frömmigkeit und Sektiererei, dem „Augapfel Gottes", wo die protestantischen Vikare seit je eine Art kleinbürgerlicher Aristokratie bildeten, war er von früh an kritischen Geistes und scharfen Blickes. Aber erst als die Hegelsche Philosophie über seine Tübinger Stiftsweisheit gekommen war, fand er den rechten Weg. Hegels Meinung, daß Religion ein Glauben und Erkennen sei, gab ihm das Mittel an die Hand, den gesamten Inhalt der Religion der Kritik des Verstandes zu unterstellen. So am hellen Tageslicht geprüft, erschienen die Erzählungen des Markus, Matthäus, Lukas und Johannes teils an sich unglaubhaft, teils doch unverbürgt. Guter Hegelianer, der er war, nahm Strauß denn an, daß die ganze Wundergeschichte nichts als ein Reflex der Idee sei oder, wie er es 1835 in seinem „Leben Jesu" verkündete, daß die Evangelien durch die mythenbildende Tätigkeit der christlichen Gemeinde entstanden seien, die auf Jesum alle messianischen Hoffnungen des Judentums übertragen hätte. Das war vielleicht kein Schuß ins Schwarze, aber landauf, landab schrien die alten Weiber in Röcken und Hosen entsetzt auf, daß überhaupt ein Schuß gefallen war — in leidenschaftlichem Für und Wider regte das Buch die Gemüter auf.

Unter seinen Widersachern befand sich Bruno Bauer, der, auf dem rechten Flügel der Hegelianer stehend, sich für den Wunderglauben ins Zeug legte. Wenige Jahre darauf schwenkte er völlig um und gab in seiner Kritik der evangelischen Synoptiker die Darstellung der Evangelien als die schriftstellerische Arbeit bestimmter Verfasser aus. Weiterhin führte er als Quelle der evangelischen Geschichte das absolute Selbstbewußtsein des Urevangelisten Markus an, dessen Einbildungskraft die Gestalt Jesu erzeugt habe, und während Strauß die dichtende Phantasie der urchristlichen Gemeinde den Stoff zu ihren sagenhaften Erzeugnissen aus den auf den Messias gedeuteten Stellen des Alten Testaments entnehmen ließ, wies Bauer die Keime der christlichen Vorstellungen auch in der griechisch-alexandrinischen, der griechisch-römischen und der rein griechischen Literatur nach.

Indem er so die biblische Kritik „in das freie Element des Selbstbewußtseins" versetzte, zauste er den christlichen Glauben hier als den Ausfluß bedientenhafter Heuchelei, dort als den Vampir der geistigen Abstraktion, der der Menschheit Saft und Kraft, Blut und Leben bis auf den letzten Tropfen ausgesaugt habe.

Begeisterter Hegelianer war in seiner Jugend auch Ludwig Feuerbach, aber den Grundtrieb seiner Natur, den Erkenntnistrieb spielen lassend, gelangte er dazu, auf den Hegelschen Idealismus in seinem „Wesen des Christentums" 1841 einen kräftigen materialistischen Trumpf zu setzen. Während Hegel in der sinnfälligen Welt nur eine Verwirklichung der Idee sah, tat Feuerbach an der Religion dar, daß Ideen nur die Widerspiegelung der Natur, des Ersten und Ursprünglichen, sind. Auf eine Kritik der biblischen Schriften ließ er sich weder im Straußschen noch im Bauerschen Sinne ein, sondern allen übersinnlichen Spuk zerstörend, betonte er, daß der Mensch in der Religion sein eigenes geheimes Wesen vergegenständliche. Der Mensch war ihm Anfang, Mittelpunkt und Ende der Religion, denn der Mensch könne kein anderes Wesen als absolutes, als göttliches Wesen denken, ahnen, vorstellen, fühlen, glauben, wollen, lieben und verehren als das menschliche Wesen. Darum sei Gott nichts anderes als das Wesen des Menschen, gereinigt von dem, was dem menschlichen Individuum als Schranke oder Übel erscheine, wie auch das Jenseits nur das im Bilde angeschaute, von aller groben Materie gereinigte, verschönerte Diesseits sei. Das Buch, das die Hegelei so gründlich verneinte und verwarf, wirkte auf die Zeitgenossen wie eine große Befreiung und weckte aller Ecken und Enden jubelnde Begeisterung. „Wir waren alle", bekannte Engels, „momentan Feuerbachianer." Aber während Feuerbach glaubte, seine Erkenntnis bedeute einen Wendepunkt in der Geschichte, blieb er in Wahrheit auf halbem Wege stehen. Seine Freunde ärgerten sich über den Mangel jedes Nervs zu politischer Tätigkeit bei ihm und wunderten sich, daß ein Mann mit so umfassendem Geist sich darauf versteife, immer und ewig nur über Religionskritik zu schreiben.

Aber bei allen demokratischen und republikanischen Neigungen seines Herzens hing er dem Irrglauben nach, Theologie als Gegenstand unbefangener Forschung sei für Deutschland das einzig praktische und erfolgreiche Vehikel zur Politik. Weil er in seiner Einsiedelei Bruckberg „wie die Eule im hohlen Baum" fernab der Welt saß, überholte ihn die Entwicklung und ließ ihn beiseite liegen. Denn war das menschliche Wesen, von dem er schwärmte, ein unwirklicher Begriff außerhalb von Zeit und Gesellschaft, so kamen andere Junghegelianer zu dem wirklichen, lebendigen Menschen, indem sie ihn in der Geschichte handelnd betrachteten: Karl Marx und Friedrich Engels. Den Kult des abstrakten Menschen, der den Kern der Feuerbachschen Religion bildete, ersetzten sie durch die Wissenschaft von den wirklichen Menschen und ihrer geschichtlichen Entwicklung. Aber ehe sie die Philosophie als Mittel anpackten, die Welt zu verändern, hatten, ein Spiegelbild des tatenarmen Deutschlands, alle Philosophen bis auf Feuerbach die Welt nur verschieden ausgelegt.

Anders in Frankreich. In diesem wirtschaftlich entwickelteren Lande schlugen die Massen, statt stets die Faust in der Tasche zu ballen, ab und zu kräftig los, und eine verbreitete und werbekräftige Philosophie wies, statt sich ewig in himmlischen Höhen zu tummeln, den Weg zum möglichst großen Glück der möglichst Vielen. Auch darin war die große Revolution ein Durchbruch der bürgerlichen Eigentumsordnung durch die Decke der alten Gesellschaft, daß sie zu Nutz und Frommen des Unternehmers Arbeiterverbindungen verbot, die ihre Ziele durch Streiks zu erreichen suchten. Die Arbeiter waren damals noch nicht im entferntesten zum Bewußtsein ihrer besonderen Lage erwacht, und wenn sie hier und da, vom Hunger gepeitscht, drohend die Arme reckten, so blieb ihr Ehrgeiz doch in rein kleinbürgerlichen Rahmen gepreßt. Nicht anders unter dem Kaiserreich. Mochte Napoleon vor einem Aufruhr hungernder armer Teufel eine höllische Ehrfurcht hegen — er gestand, ihn mehr zu fürchten, als eine Schlacht gegen zweimalhunderttausend Mann —, zu sehr war er ein Bourgeoiskaiser, um aus

der arbeiterfeindlichen Gesetzgebung des Konvents auch nur einen Stein herauszubrechen. Die Arbeitervereinigungen unter seiner Herrschaft beschränkten sich denn auf die harmlosen Compagnonages, Genossenschaften mittelalterlichen Ursprungs und Wesens, die, saufend und raufend, mit allerhand seltsamen Schnurrpfeifereien an das Treiben deutscher Verbindungsstudenten gemahnten; sogar die Einrichtung der Füchse war nach Namen und Art bei ihnen vertreten.

Mit dem großartigen Versuch, durch die Kontinentalsperre Frankreich zum geschlossenen Handelsstaat zu machen, mußte Napoleon an der internationalen Verknüpfung der Gütererzeugung Schiffbruch leiden, aber der industriellen Entwicklung des Landes gab er mächtigen Antrieb, indem er Straßen baute, Flüsse schiffbar machte, Kanäle anlegte, die Industrie durch die Wissenschaft befruchten ließ und Gesetzbücher einführte, die ein treuer Abguß der bürgerlichen Rechtsverhältnisse waren. Unter der Notwendigkeit, ohne die Waren des Auslandes auszukommen, lernte man den Alkohol reiner destillieren, mit Chlor bleichen, Gelatine aus Knochen ziehen, aus Runkelrüben Zucker gewinnen, besser gerben und leichter färben. Die von Napoleon in den Boden gesenkten Keime gediehen in der Treibhausluft der Hochschutzzollpolitik recht prächtig, die unter der Restauration den französischen Markt den Franzosen vorbehalten wollte. Der Dampf, der als Triebkraft der Maschinen seine umwälzende Rolle in der Industrie begann, machte sich unter dem Bürgerkönig zum unbestrittenen Herrn. Napoleon hatte in seinem Reich kaum ein Dutzend Fabriken mit Dampfmaschinen gekannt, 1820 verwandte die Bergwerksverwaltung allein 65, 1831 zählte man 616 Maschinen mit zehntausend, 1847 schon 4853 mit über einundsechzigtausend Pferdekräften. In diesem Zeichen erlebte während des Julikönigtums die Industrie eine Zeitspanne fieberhaften Aufschwungs. Zwischen Thronbesteigung und Sturz Ludwig Philipps stieg der Kohlenverbrauch um das Dreifache, die Eisenerzeugung verdoppelte sich ebenso wie das Gewicht der verarbeiteten Baumwolle, der auswärtige

Handel mehrte seinen Wert von 1131 Millionen im Jahre 1831 auf 2613 Millionen im Jahre 1847. Die Eisenbahnen, deren erste Schwellen im Jahre 1828 gelegt wurden, überzogen nach 1840 Frankreich immer rascher mit ihrem Schienennetz; ihren Bau überließ der Staat nach manchem Schwanken den Privatgesellschaften und machte sie dadurch zum Gegenstand zügelloser Spekulationen.

Die Kehrseite dieses Aufschwungs war eine Steigerung des Elends in den arbeitenden Massen. Die Maschine warf Handarbeiter zu Tausenden brotlos aufs Pflaster, pferchte Frauen in die Arbeitssäle der Fabriken und hielt auch vor dem Kinde als dem billigsten und willigsten Ausbeutungsobjekt nicht an. Außer den unheilvollen Wirkungen einer von 1826 bis 1835 dauernden Krise brachte die Julirevolution mit ihren Wirren das Blut des Wirtschaftskörpers vorübergehend zum Stocken. So hauste in den Tiefen der Gesellschaft nacktes Elend und erbarmungslose Verzweiflung. Nach den Julitagen sanken die Löhne um ein Sechstel und waren um ein Viertel niedriger als am Ende des Kaiserreichs. Sechsundzwanzig von den einunddreißig Millionen Franzosen mußten, wie der Statistiker Balbi feststellte, ihren Lebensunterhalt mit einem Einkommen von fünf bis elf Sous täglich bestreiten. In den Spinnereien und Webereien des Elsasses, der Picardie und des Artois gab es Tagelöhne von einem Franken für Arbeiter, von vierzig Centimes für Arbeiterinnen und von fünfundzwanzig Centimes für Kinder; eine Arbeitszeit von fünfzehn bis sechzehn Stunden war keine Seltenheit, und mit Recht priesen Zeitgenossen neben dem dunklen und freudlosen Dasein dieser modernen Fabriksklaven das beneidenswerte Los des Negersklaven, der unter der Peitsche des Aufsehers auf einer Pflanzung schanzte. Da mit der Entwicklung der Industrie Lebensmittelpreise und Wohnungsmieten gestiegen waren — der durchschnittliche Fleischverbrauch auf den Kopf der Bevölkerung sank in Paris von vierzig Pfund im Jahre 1789 auf acht Pfund im Jahre 1826 —, so dämmerte die arbeitende Armut, aus deren Elend die Industriefeudalen Gold münzten,

in armseligen Löchern dahin, in übler Luft, unter eklem Schmutz, in Lumpen gehüllt, auf Lumpen schlafend; wie düstere Schatten begleiteten Trunksucht und Krankheit, Dirnentum und Verbrechen den gleißenden Triumphzug der kapitalistischen Wirtschaft. Im zweiten Arrondissement von Paris, dem Sitz der Satten und Zufriedenen, war die Sterblichkeit nur halb so groß wie im zwölften Bezirk, wo in trüben Gassen, in zehn Stock hohen Häusern des Elend wohnte. Von drei Menschen, die in der französischen Hauptstadt den letzten Seufzer aushauchten, war immer mindestens einer so des Letzten entblößt, daß er kein Dach über dem Kopf sein eigen nannte: im Spital starb er und ward im Armensarg hinausgeschafft.

War derart schon in gewöhnlichen Zeiten der Tod ein undemokratischer Gesell, so verleugnete er in den Tagen einer gefräßigen Seuche erst recht den Namen des großen Gleichmachers. Um 1827 trat im Gangesdelta die Cholera auf und verbreitete sich schnell nach allen Richtungen. Mit den Russen erschien sie 1831 auf den Schlachtfeldern Polens, 1832 tauchte sie in London auf und sprang im März nach Paris hinüber, als sich gerade die genußtolle Stadt in den Wirbeln des Faschings drehte. Da ihr der bleiche Schrecken vorausgegangen war, nicht zu Unrecht, denn die Krankheit mähte mit wuchtiger Sense Tag für Tag Hunderte nieder, flüchtete, wer Geld und Gelegenheit hatte, aus Paris. Beruhigend beeilten sich darum die Hofblätter, die Vorliebe der Seuche für die Stadtteile des Elends hervorzuheben, und in der Tat erlagen ihr in den reichen Vierteln nur acht bis neun vom Tausend, wo in den armen Gegenden zweiundfünfzig bis dreiundfünfzig vom Tausend wegstarben.

Waren trotz solchen ägyptischen Plagen die Arbeiter noch kaum von der Erkenntnis gestreift, daß Druck und Drangsal, unter denen sie seufzten, in der Gesellschaftsordnung wurzelten, so zeigten sie sich anfangs noch weniger zum Kampf gegen Ausbeutung und Ausbeuter entschlossen. Unglücksfälle oder Arbeitslosigkeit nahmen sie demütig als Fügung des Himmels hin, und

nur als Schutzwälle gegen solche Schicksalsprüfungen, nicht als Sturmböcke gegen das Unternehmertum dienten in den Tagen Karls X. die beruflich gegliederten Hilfskassen. Wer zu diesen auf Gegenseitigkeit aufgebauten Unterstützungsgesellschaften zählte, ein Mutualist, war nicht etwa ein trotziger Kämpfer gegen überliefertes Unrecht, sondern ein hilfsbereiter Genosse seiner Genossen; mit den Wochenbeiträgen wurden arbeitslose und kranke Mitglieder über Wasser gehalten oder der Witwe eines Kameraden ein Notpfennig zugewendet, und die ganze soziale Weisheit dieser Unaufgeklärten erschöpfte sich in dem einfältig frommen Spruch: Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg auch keinem andern zu! Ungefährlich für die Machthaber der Industrie und des Staates, wie sie waren, hatten diese Hilfskassen erzieherische Bedeutung, indem sie die Arbeiter den Wert des Zusammenschlusses lehrten, und hier und da wuchs ihnen auch ein Stachel, der die Unternehmer ins Fleisch pickte. Denn hineingerissen in die Wirbel der großen Umwälzung, die mit der Einführung der Maschinen verbunden war, bedrängt durch die Konkurrenz, die sich immer schrankenloser entfaltete, empfindlich geschüttelt durch die erste der chronischen Überproduktionen, die zum Kennzeichen der neuen Wirtschaftsweise werden sollten, suchten die Fabrikanten, was ihnen an Schaden erwuchs, auf die Schultern ihrer Lohnsklaven abzuwälzen. Aber diese wehrten sich. Nicht eine Verbesserung ihrer Lebenslage zu erkämpfen, sondern eine Verschlechterung ihrer Daseinsbedingungen abzuwenden, lernten die französischen Proletarier die Waffe der Arbeitseinstellung gebrauchen, und das ganze Jahrzehnt, zu dessen Beginn Heine nach Frankreich geriet, drang das Geknatter von Streiks bald da, bald dort der Bourgeoisie mißtönend ins Ohr.

Aber mochten die Proletarier noch so wenig erweckt und geschlossen sein, die eine Tatsache blieb ihnen ins Bewußtsein gehämmert, daß ihnen, der „heiligen Kanaille" Barbiers, die Juliumwälzung zu danken war, und wenig leuchtete ihnen ein, daß Hunger der Lohn der Sieger sein sollte. Schon im August

1830 sah Paris Aufzüge von Hungernden, von denen die einen über die plötzliche Einstellung der Arbeit murrten, die anderen die Herabsetzung der Löhne verwünschten. Nicht flehentlich, sondern drohend klang der Ruf: Arbeit und Brot! Diese Bewegungen ließ der Aufstand der Lyoner Seidenweber im November 1831 an Bedeutung weit hinter sich. In der alten Textilindustriestadt an der Rhone waren dreißig- bis vierzigtausend Arbeiter einer Ausbeutung im doppelten Grade unterworfen, denn von dem Mehrwert, den ihr hartes Tagewerk abwarf, gediehen nicht nur achthundert Fabrikanten, sondern auch acht- bis zehntausend Zwischenmeister, jeder Besitzer von vier bis fünf Webstühlen. Da die preissenkende Wirkung inländischen und ausländischen Wettbewerbs den Tagelohn schließlich auf achtzehn Sous bei achtzehnstündiger Arbeitszeit herabpreßte und die Textilindustriellen einen unter Mitwirkung des menschenfreundlichen Präfekten aufgestellten Tarifvertrag mit äußerst bescheidenem Mindestlohn mißachteten, legten die Weber die Arbeit für eine Woche nieder. In den Grenadierbataillonen der Nationalgarde, die aus vermögenden Krämern und Unternehmern bestanden, lief der fromme Wunsch um, den Arbeitern, wenn sie kein Brot im Bauch hätten, Bajonette hineinzustecken, und da sie herausfordernd gegen eine friedliche Kundgebung vorgingen, kam es bald zu den ersten Schüssen und ersten Toten. Aber jetzt brach der revolutionäre Trotz der Ausgesogenen furchtbar los. In wimmelnden Massen stieg die Vorstadt Croix Rousse nieder, mit einem Netz von Barrikaden überzog sich die Stadt, und hinter einer schwarzen Fahne mit der düstern Inschrift: Arbeitend leben oder kämpfend sterben! warfen sich die Verzweifelten so tollkühn gegen die Waffen der Nationalgarde und Linie, daß nach gräßlichem Blutvergießen Behörden und Truppen die Stadt räumen mußten. Einmal Herr der Lage, hielten diese ausgehungerten „Soldaten des Elends“ musterhafte Ordnung und kehrten binnen kurzem, als sei nichts geschehen, an ihre Arbeit zurück. Da es bei diesem nicht vorbereiteten, urplötzlich losgebrochenen Aufruhr um keinerlei

politische Ziele ging, sondern nur um das blanke Recht der Ärmsten, zu atmen, meldete sich mit diesem Waffengang zum erstenmal eine Gesellschaftsschicht mit besonderen Bedürfnissen und Ansprüchen an; hallenden Schritts trat die Arbeiterklasse auf die Bühne: Ich bin da! Aber wie so oft, blieb auch hier der herrschenden Klasse die Flammenschrift an der Wand unverständlich; befriedigt drehten sich die Spießbürger wieder auf die andere Seite, als sie vernahmen, daß keine republikanischen oder legitimistischen Umtriebe, sondern „nur" ein Streit zwischen Unternehmern und Arbeitern in Frage kam.

Der schnöden Gewinnsucht der sich lustig bereichernden Bourgeoisie paarte sich auch sonst stumpfsinnige Verständnislosigkeit für die Lage des „vierten Standes". In der Kammer von 1817 pries ein Abgeordneter die Brotteuerung als Segen für die Arbeiter, da sie sie zu erhöhter Emsigkeit ansporne, und ein Philosoph der kapitalistischen Ausbeutung lobte mit frecher Stirn die Temperatur der Arbeitssäle, die Erkältungen verhindere und gegen Cholera schütze, und begeisterte sich an dem entzückenden Aussehen der Frauen, die Kindheit und Jugend in Fabriken zugebracht hätten. Freilich fehlte es nicht an einsichtsvollen Betrachtern der Zeit, und mancher legitimistische Hasser des Julikönigtums entwarf mit besonderer Wonne, ohne deshalb die Bezirke der Wahrheit zu verlassen, ein mitleiderregendes Bild von dem Dasein der darbenden Massen unter der „besten Republik". Eugène Buret, der sich in zwei vielgelesenen Bänden über das Elend der arbeitenden Klasse in Frankreich und England verbreitete, erkannte richtig, daß sich an dem einen Pol die Misere immer dichter zusammenballte, weil sich an dem anderen Pol der Reichtum desto gleißender aufhäufte. „Das Departement der Creuse", spitzte er seine Beobachtungen zu, „ist eines der ärmsten Frankreichs und darum eines der am wenigsten verelendeten." Aber so scharf diese Kritiker die Wirkungen schilderten und so nahe sie den Ursachen kamen, blieben sie, wenn es die Mittel der Abhilfe galt, auf halbem Wege stecken oder wandten ihre Stirn der Ver-

gangenheit statt der Zukunft zu. So kehrte sich der bedeutendste dieser Nationalökonomen, Sismondi, von Adam Smith ausgehend, scharf gegen des Schotten alleinseligmachende Lehre vom freien Spiel der Kräfte, die in der wirtschaftlichen Willkür eines jeden die wirtschaftliche Wohlfahrt aller begründet wähnte. Schwarz in schwarz gab er ein Bild von den Folgen dieser gepriesenen Wirtschaftsfreiheit, den seelischen und leiblichen Gebresten des modernen Fabrikproletariers, auf dessen Kosten die Gesellschaft ebenso lebe, wie in der alten Welt der Lumpenproletarier auf Kosten der Gesellschaft gelebt habe. Aber vor die Frage gestellt, wie das Los des Arbeiters zu verbessern sei, verglich er gerührt die sauberen Holzhäuser, in denen der Schweizer Eidgenosse bieder und behäbig seinen Käse verfertigte, mit den dumpfen Großstadthöhlen, in denen die Fabriksklaven siech und elend umherwimmelten, und seine Antwort war die Mahnung an die Regierung, der Entwicklung zum Industrialismus Bremsklötze in den Weg zu schieben und die Landwirtschaft zum Rückgrat des Wirtschaftslebens zu machen.

In der Kritik am stärksten erwies sich auch Fourier, neben Saint-Simon der bedeutendste Vorläufer des wissenschaftlichen Sozialismus. So verschieden die beiden Utopisten, wie man sie zu nennen pflegt, in ihrem ganzen Wesen waren, so eng verband sie mancher gemeinsame Zug. Beide erkannten, daß die große Revolution die alte feudale Ordnung gesprengt, aber nur eine Unordnung, die Regellosigkeit der kapitalistischen Wirtschaft, an ihren Platz gesetzt hatte. Beide suchten dieser Unordnung eine neue Ordnung gegenüberzustellen, in der nicht mehr Mensch von Mensch ausgebeutet würde. Beiden schien diese neue Ordnung im Plan der göttlichen Vorsehung zu liegen. Beide endlich erwarteten die Erfüllung ihrer Träume einzig von den Mächtigen dieser Erde, statt, wie schon in den Tagen des Direktoriums der agrarische Kommunist Gracchus Babeuf, die Massen zu revolutionärer Tat aufzurufen. Aber wenn vieles an ihrem Schaffen Wolkenschlössern glich, auf zerfließende Nebel gebaut, so war das nicht ihre, sondern der Zeiten Schuld. Noch war

die neue Klasse zuwenig entwickelt und ließ von ihrer Bedeutung und Zukunft noch zuwenig ahnen, als daß man aus ihrem Wesen den Gang der gesellschaftlichen Entwicklung ablesen konnte. Noch mußte sich alle sozialistische Philosophie so ziemlich darauf beschränken, auf die Übel des gegenwärtigen Gesellschaftsbaues hinzudeuten und ein besseres Gebäude bei der Schreibtischlampe auszuklügeln.

Beides tat Charles Fourier, der ein Menschenalter vor Heine in Besançon zur Welt kam und in Paris starb, als der deutsche Dichter sechs Jahre die Luft der Boulevards atmete. Im Handelsstand sich sein Brot verdienend, ward Fourier früh auf allerhand Ungeheuerlichkeiten der bürgerlichen Wirtschaft aufmerksam und brandmarkte darum später in seinen Schriften nichts mit mehr Schärfe und Sachkenntnis als Zwischenhandel und Konkurrenz; sie gaben den Nährboden für zahlreiche Schmarotzer ab, die, ohne notwendige Arbeit zu leisten, Vermögen einsackten; sie waren schuld an der planlosen Verschleuderung ungezählter Werte und den vielen Lastern dieser Welt, in der, schnöden Gewinstes halber, die Ärzte den Menschen Krankheiten, die Rechtsanwälte Zänkereien, die Glaser Hagelschlag wünschten. Überall strebten die Leidenschaften des Menschen auseinander, statt sich zur Harmonie zusammenzufügen. Aber es war nicht nur notwendig, sondern auch möglich, den Kampf aller gegen alle von der Unterstützung aller durch alle ablösen zu lassen. Dazu brauchte man nur die Leidenschaften, die, da von Gott stammend, alle gut waren, zu entfesseln, statt sie zurückzudrängen, und in einer richtigen Gesellschaftsordnung richtig verwendet, mußten sie zum Segen, statt zum Fluch ausschlagen. Von dieser Gesellschaft, die auf den Ackerbau sich gründete, zeichnete Fourier den Grundriß mit seinen Phalansterien, in die er die Menschheit einquartieren wollte und in denen das große Gesetz der Anziehung die Arbeit zum Vergnügen machte. Jeder von den rund achtzehnhundert Insassen eines Phalansteriums verrichtete nur die Tätigkeit, die ihm behagte und wohlgefiel, aber da man endlich Hand in Hand, statt

gegeneinander arbeitete, wurde die Ergiebigkeit der Arbeit so gesteigert, daß man sich nach anderthalb bis zwei Stunden der verdienten Muße hingeben konnte. Statt auf der Pflicht, beruhte diese Gesellschaft auf dem Genuß, ähnlich wie in Schillers Lied die Freude als starke Feder in der ewigen Natur die Räder in der großen Weltenuhr treibt:

Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,

denn auch unter den Sonnen und Sternen des Himmels irrte Fouriers grenzenlose Einbildungskraft umher und gab so den Toren viel zu lachen. Wenn er ernsthaft ausführte, daß Erdbeere, Johannisbeere, Stachelbeere und Himbeere durch Begattung der Erde mit einem ihrer fünf Monde entstanden seien, so erinnerte das allerdings ebenso an die Tollhauszelle, wie seine Phantasien vom Über-Hund und Über-Biber oder vom zähmbaren Anti-Leoparden und Anti-Löwen, der seinen Reiter mit Blitzzuggeschwindigkeit in wenigen Stunden von Calais über Paris nach Marseille trägt. Sein Plan, die englische Staatsschuld in sechs Monaten durch Hühnereier zu tilgen, war noch eine hausbackene Rechnung neben dem Witterungsumschwung, den er als Folge der fortschreitenden Bebauung der Erde für die Polargegend voraussagte: das Nordlicht Wärme ausstrahlend, in Petersburg und Tobolsk die Weintraube gedeihend, in Sibirien die Pflanzenwelt der Provence, die Meere ohne Salzgeruch und aromatischer Tau über die ganze Erde ausgebreitet.

Aber all das war lediglich der verflatternde Rauch eines erleuchtenden Feuers, denn Fouriers Werk schlug nicht nur eine Gesellschaft an den Pranger, in der „die Armut mit der Überfülle des Reichtums wächst", sondern säte auch die Gedanken einer gerechteren und besseren Gesellschaft mit planmäßig ineinandergreifender Arbeit und genossenschaftlicher Tätigkeit in einer Zeit aus, die nur von der Gier des einzelnen erfüllt war, sich auf Kosten aller die Taschen vollzupfropfen. Freilich sah er keine Frucht seiner Aussaat. An Karl X. schickte er seine Schriften,

ohne Antwort zu erhalten, und harrte die letzten zehn Jahre seines Lebens, Tag für Tag von zwölf bis ein Uhr mittags, in sauber gebürstetem Rock und weißer Halsbinde, auf den Millionär, der, durch seine Werke überzeugt, die Summe für Gründung des ersten Phalansteriums vorschießen werde. Sein eifrigster Anhänger, Viktor Considérant, früherer Artillerieoffizier, verstand es dagegen, die oft verschnörkelten Gedanken Fouriers in eine klarere Form zu gießen und durch unermüdliche Werbetätigkeit einer breiteren Öffentlichkeit nahezubringen. Nach dem Tode des Meisters mehrten sich seine Anhänger, Zeitschriften und Zeitungen, Bücher und Broschüren befaßten sich mit seinen Anschauungen, und auch in den Geheimklubs, die mit Putschen wie dem von 1839 unter Barbès und Blanqui das Regime des Bürgerkönigs sprengen wollten, tauchten begeisterte Fourièristen auf.

Alles andere als ein Feind des Privateigentums, wollte Fourier von dem Ertrag jedes Phalansterienjahres fünf Zwölftel der Arbeit, vier Zwölftel dem Kapital und drei Zwölftel dem Talent vorbehalten, und hatte darum für Saint-Simon nur ein Gefühl mitleidiger Verachtung, der im neunzehnten Jahrhundert Abschaffung des Erb- und Eigentumsrechtes predige. In Wahrheit kam Saint-Simon von richtigeren Voraussetzungen zu kühneren Schlüssen als Fourier. Als Sproß eines alten und vornehmen Adelsgeschlechts 1762 geboren, führte der junge Graf zunächst das seiner Herkunft entsprechende äußerliche Leben, wenn er auch später der Unterweisung durch den Enzyklopädisten d'Alembert viel an geistigem Gewinn zu verdanken vorgab. Als Offizier focht er den Unabhängigkeitskampf der Vereinigten Staaten gegen England mit; schon damals sah er in dieser Umwälzung scharfblickend den Anfang einer neuen politischen Zeit. Wieder in Frankreich, verzichtete er bald auf Degen und Epauletten. Die Revolution stürzte ihn in den Abgrund der Armut, der Schacher mit Nationalgütern schleuderte ihn wieder zu dem Gipfel des Reichtums empor. Nachdem er, ein freigebiger, großer Herr, an den Tafeln des Genusses

weidlich geschwelgt hatte, sank er abermals in Dürftigkeit, lebte von der Gnade eines früheren Dieners, suchte sich, verbittert und verzweifelt, schließlich die Tage zu kürzen, bis die Hilfe einiger Freunde und Bewunderer seinem Lebensabend die Sorgen nahm. 1825 starb er dreiundsechzigjährig. Aber ob Saint-Simon aus den vollen Schüsseln des Überflusses schmauste, ob er das bittere Brot des Elends brach, sein Streben ging immer über den Tag hinaus; wie den Jüngling auf dem Schloß seiner Väter täglich ein Diener wecken mußte: Herr Graf, stehen Sie auf, Sie haben große Dinge zu vollbringen!, so lebte der Greis noch am Rande seines Grabes mit allen Sinnen der Zukunft. Ein heiliges Feuer verzehrte die Seele des Mannes, dem Begeisterung die Quelle alles Großen auf Erden war, und ein faustischer Drang wühlte in ihm, die Welt zu enträtseln. Seit er 1803 die „Briefe eines Genfers" erscheinen ließ, bis er 1825 im „Neuen Christentum" sein letztes Werk der Öffentlichkeit übergab, galt all sein Dichten und Trachten einem Ziel, der politischen und religiösen, wirtschaftlichen und sittlichen Wiedergeburt der Menschheit. Freilich war er so wenig wie Heine ein systemhafter Denker, der einen Plan zeichnete und dann das Haus aufführte, Stockwerk auf Stockwerk setzend und mit dem Dach das Ganze abschließend und krönend, sondern aus vulkanischem Innern warf er seine Gedanken wirr durcheinander heraus und kümmerte sich weder um Lücken oder Irrtümer in seinen Darlegungen noch um Widersprüche zwischen seinen einzelnen Schriften.

Gleichwohl strahlte eine einzigartige Helle um seine Erscheinung, und durch ein gesteigertes und verfeinertes Ahnungsvermögen erfaßte er Zusammenhänge, die den Systemmenschen verschlossen blieben. Der Ausgangspunkt seines ganzen Denkens war die große französische Revolution; sie hatte die Form einer überlebten Gesellschaft zerbrochen, ohne eine neue Ordnung zu schaffen, denn der Zustand jetzt war Unordnung, Zerrissenheit und Vereinzelung, eine höchst verkehrte Welt ohne Zusammenhalt und ohne Gerechtigkeit. Da die Bienen von den

Drohnen beherrscht und die Arbeit durch den Müßiggang ausgebeutet wurde, war das Los der ärmsten und zahlreichsten Klasse über die Maßen kläglich und armselig. Der Arbeiter war sowenig frei wie der Sklave der Altertums oder der Leibeigene des Mittelalters; wollte er nicht verhungern, so mußte er sich einem Unternehmer verkaufen; niemand sorgte für ihn; das Elend führte ihn zur Vertierung, diese zur Sittenverderbtheit, die dann wieder zur Ursache neuen Elends wurde. Zwar wollten die Lobredner der herrschenden Unordnung und die Nachbeter Adam Smiths die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen erhalten, weil sie angreifen rechtmäßige Eigentumsrechte antasten hieße, aber Sklaverei und Leibeigenschaft stellten ehedem ebenfalls Eigentumsrechte dar und mußten dennoch fallen.

Doch der Einblick in die Fäulnis der bestehenden Verhältnisse führte Saint-Simon mitnichten in die Höhen, wo Winde mit den Wolken ihr Spiel treiben. Nicht wie Fourier schnitt und klebte er sich aus Papier und Pappe das Muster eines neuen Gesellschaftsgefüges zurecht und verlangte von der Menschheit, daß sie es in der Wirklichkeit nachbilden solle, sondern um die Zukunft aufzuhellen, durchforschte er die Vergangenheit. Der landläufigen Geschichtsschreibung war die Weltgeschichte nicht mehr als ein „Brevier der Könige", als eine Folge von großen Taten großer Männer und als ein zufälliges Durcheinander, wenn sie nicht gar den Finger Gottes in allem Geschehen entdeckte. Im achtzehnten Jahrhundert hatten Turgot und Condorcet, zwar noch unklar, die Geschichte aus der Geschichte selbst, ohne Bemühung außerirdischer Kräfte, zu erklären unternommen, indem sie sie auf die sozialen Massenerscheinungen und auf eine einheitliche Triebkraft hin ansahen. An ihre Forschungsart sich anlehnend und ähnlich wie Hegel führte Saint-Simon das dialektische Prinzip in die Geschichtsbetrachtung ein. Die Menschheit war ihm ein Gesamtwesen, das sich wie ein einzelner Mensch entwickelte und von Geschlecht zu Geschlecht wuchs, streng einem natürlichen Gesetz, dem der

fortschreitenden Vervollkommnung, folgend und dem inneren Zweck der Geschichte, der „allgemeinen Vergesellschaftung", der Verknüpfung der menschlichen Kräfte in friedlicher Richtung, dienend. In der Urzeit wütete Mensch gegen Mensch. Dann bildeten sich die Familien. Familie kämpfte gegen Familie, bis ihrer eine Zahl sich zur Stadtgemeinde zusammenschloß. Dem Kampf der Städte untereinander bereitete die Bildung der Staaten ein Ende, und jetzt, verkündete Saint-Simon, ist der Entwicklungsgang an einem Punkt angelangt, da sich die Nationen im Völkerbund vereinen.

Den Zufall schaltete diese Lehre aus der Geschichte aus. Statt daß Menschen die Geschichte machten und nach Belieben hierhin und dorthin lenkten, folgte sie unerbittlichen Gesetzen, und diese Gesetze zu durchschauen und zu beachten war das Höchste, was in des Menschen Macht lag. Die Grundkraft geschichtlichen Werdens glaubte Saint-Simon anfangs im intellektuellen Wissen zu erkennen: jeder Kulturstufe entsprach ein besonderer Stand des Wissens, dem alle politischen, sozialen und religiösen Einrichtungen entflossen. Schritt die wissenschaftliche Erkenntnis der Menschheit fort, ohne daß sich der politische, soziale und religiöse Überbau mitentwickelte, so erzeugte das Mißverhältnis zwischen jener und diesem Gärungen und Unruhen, bis sich die Einrichtungen der Erkenntnis anpaßten und die Gesellschaft wieder ins Gleichgewicht kam. Das Christentum besaß ursprünglich schon durch das: Liebt und helft einander! eine gewaltige gesellschaftsbildende Kraft; im frühen Mittelalter vornehmlich durchdrang die Kirche alle Lebensverhältnisse mit ihrem Geist und faßte sie in einen mächtigen Rahmen zusammen. Aber neue Entdeckungen, Erfindungen und Erkenntnisse der Wissenschaft bröckelten Stein um Stein von dem stolzen Bau ab; das Christentum erstarrte zu einer toten Dogmensammlung. Als erster ging Luther mit kräftigen Hammerschlägen dem morschen Gebäude zu Leibe; sein Werk setzten andere fort, und im Grunde war die Revolution nichts anderes als eine Weiterführung der Reformation. Aber wenn

lange Zeit das Wirtschaftliche für Saint-Simon nur eine Ableitung des geistigen Wissens war und die Dinge so für ihn auf dem Kopf standen, je mehr er sich ins einzelne der historischen Vorgänge vertiefte, desto größeren Einfluß lernte er den wirtschaftlichen Kräften auf den Gang der Geschichte zumessen. Da wirtschaftliche Bedürfnisse sich in politische Einrichtungen und rechtliche Anschauungen umprägten, begann er in der Gesellschaftsform das Entscheidende zu sehen und die Staatsform immer mehr in den Hintergrund zu schieben. Die Umbildung der Gesellschaftsform aber hing ihm von der Entwicklung des Wirtschaftslebens ab. So erwuchs im späten Mittelalter dem Feudalsystem in dem heranreifenden Industriesystem ein gefährlicher Gegner. Die Industriellen gewannen durch steigenden Reichtum nicht nur immer mehr soziale Macht, sondern machten auch die positive Wissenschaft ihren Zwecken dienstbar und errangen als aufsteigende Klasse ebenso die kulturelle Überlegenheit über die absteigenden Feudalen. Wie die Revolution durch Freiheitsbestrebungen wirtschaftlicher Art, nämlich der Industrie, eingeleitet wurde, so war ihr Ziel die Errichtung eines ökonomischen und liberalen Regimes zugunsten des Industriesystems.

Statt dessen ließ sie einen Trümmerhaufen zurück, und auf diesem Trümmerhaufen galt es, die neue Gesellschaft aufzubauen. Aber war Saint-Simon bis dahin kühnen und scharfen Blicks Bahnen gewandelt, auf denen Karl Marx zu abgeschlossenen Ergebnissen weiterschreiten sollte, so irrte er jetzt, Sohn einer Zeit, aus der die Bewegungsgesetze der Gesellschaft noch nicht abzuleiten waren, vom festen Boden der Tatsachen ab. Unter dem Sammelbegriff der industriellen Klasse warf er Unternehmer und Arbeiter unterschiedslos durcheinander: der größte Fabrikherr rechnete wie der kleinste Lohnarbeiter zu der nationalen Klasse der Industriellen, denen die Nutznießer des theokratisch-militärischen Systems, Junker und Pfaffen, als antinationale Klasse der schmarotzenden Faulenzer gegenüberstanden. Das goldene Zeitalter aber für alle Schaffenden brach

an, sobald Wissenschaft und Industrie, die mächtigsten Triebkräfte der neuen Geschichte, vereint die Oberhand hatten, und die Politik, die im Grunde nichts als die Wissenschaft von der Produktion war, von Gelehrten und Industriellen beherrscht wurde, Arbeit hieß das oberste Sittengesetz der neuen Gesellschaft, die, fern von der Gleichheit der Rechte und Pflichten für alle, jeden nach seiner Fähigkeit und seinen Leistungen entlohnte: Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihren Werken! Wo diese Gesetze walteten, war die Menschheit und der einzelne Mensch mit sich im Gleichgewicht; nicht brauchte er, wie auf das Geheiß des alten Christentums, das leibliche Sein dem geistigen Leben zu opfern, sondern das neue Christentum, das einigende Band der saint-simonistischen Gesellschaft, sprach das gleiche Recht den Sinnen, das gleiche der Seele zu.

Der Weg zu dieser Zukunftsgesellschaft führte nicht durch gewaltsame Umwälzung, sondern durch friedfertige Überredung der Machthaber. Napoleon, Ludwig XVIII. und Karl X. suchte Saint-Simon für seine Pläne einzunehmen, und einzig von der einsichtigen Hilfe der oberen Klassen erwartete er ihre Erfüllung; wie Fourier fiel es auch ihm nie ein, die ärmste und zahlreichste Klasse zum Kampf gegen ihre Unterdrücker aufzurufen; erst den Lippen des Sterbenden entschlüpfte die Prophezeiung, daß sich binnen kurzem eine Partei der Arbeiter bilden werde.

Entwicklung und Verbreitung der Lehre ließen sich vor allem zwei Schüler Saint-Simons, Bazard und Enfantin, angelegen sein. In der Geschichtsauffassung mit dem Meister eins, baute Bazard den gesellschaftlichen und volkswirtschaftlichen Teil des Systems mit neuen Gedanken aus. Geschichte war ihm ein Wechsel von organischen und unorganischen Perioden. In einer organischen Periode herrscht die große Harmonie; ein Wille und ein Antrieb beseelt die Menschheit; alles arbeitet Hand in Hand. In einer unorganischen Periode geht der Geist der Zersetzung um; Mensch streitet wider Mensch; Gütererzeugung und Güterverbrauch, Angebot und Nachfrage sind

ungeregelt, und da die Produktion von keiner ordnenden Gewalt bestimmt, sondern auf Laune, Willkür und Unverstand der einzelnen angewiesen ist, erschüttern schwere Handelskrisen die Gesellschaft. Das nahe Ende einer solchen unorganischen Periode sagte Bazard voraus. Ihr Kennzeichen ist die Knechtung der Arbeiterklasse, die von einer an Zahl geringeren Schicht, den Besitzern der Produktionsmittel, ausgebeutet wird. Die Quelle dieser Ausbeutung ist das Privateigentum an den Produktionsmitteln, das durch Umwälzung des Erbrechts in gesellschaftliches Eigentum umgewandelt werden muß; der Staat, einziger und natürlicher Erbe der Produktionsmittel, überläßt sie durch eine Zentralbank, die gleichzeitig die Gütererzeugung nach den Bedürfnissen der Gesamtheit regelt, den fähigen Arbeitern leihweise und unentgeltlich. Die so gestaltete Gesellschaft ist durchdrungen vom Geiste Gottes, der von einer Zweiheit zwischen Leib und Seele nichts wissen will, denn Gott ist alles, was ist, Gott ist in allem, was lebt, und alles ist Gott. Nicht wie der Kirchenvater Paulus lehrt, ist das Fleisch des Teufels, sondern Gottes; die Vernachlässigung des Fleisches ist gottlos. Da aber Gott in allem ist, steht jede menschliche Tätigkeit mit Gott im engsten Zusammenhang, und den Dienern Gottes, den Priestern, zu denen Künstler erkoren werden, kommt die Leitung aller öffentlichen Angelegenheiten zu. Eine Erziehung und ein Glaube, ein Gleichklang der Herzen, keine Ausbeutung des Menschen durch den Menschen mehr: so sah das saint-simonistische, das neuchristliche Reich aus, das nahe herbeigekommen war.

Auf diesen Anschauungen fußend, entfaltete Enfantin eine eifrige Werbearbeit, der die mit unbestimmten Hoffnungen geschwängerte Luft vor der Julirevolution mehr als günstig war. Was durch Wort und Schrift, in Zeitungen und Versammlungen gepredigt wurde, schlug Wurzel in vieler Herzen. Weniger Arbeiter als Künstler, Ärzte, Rechtsanwälte, Fabrikanten, Bankiers und Offiziere drängten sich zu der neuen Lehre, und da reiche Anhänger willig tief in den Beutel griffen,

um dem Saint-Simonismus eine feste irdische Grundlage zu schaffen, war mit dem Jahre 1830 an der Tatsache einer saint-simonistischen Kirche nicht mehr zu rütteln. Als „oberste Väter" standen ihr Bazard und Enfantin vor, begeisterte Kanzelredner verkündeten in den Zusammenkünften der Rue Taitbout den saint-simonistischen Glauben, und saint-simonistische Missionare predigten in den Provinzstädten das erhabene Ziel der Kirche, „die Genossenschaft an Stelle der Eroberung zu setzen, die industrielle Ordnung an Stelle der militärischen, den Gewinn der Arbeit an Stelle der Vorrechte des Müßiggangs, das heilige Recht der Fähigkeit an Stelle der blinden Vorurteile der Geburt"; in Toulouse, Montpellier, Lyon, Dijon und Metz bildeten sich saint-simonistische Gemeinden, die mit der Pariser Mutterkirche durch apostolische Briefe in Verbindung blieben. Der Julirevolution hielten sich die Saint-Simonisten fern, da sie längst gefunden hätten, was jene Barrikadenkämpfer erst suchten, aber ihrer Werbetätigkeit gab sie größeren Spielraum und führte ihnen neue Anhänger zu. Fortan befaßte sich die Kirche, demokratischer geworden, mehr mit Tagesfragen; im „Organisateur" untersuchte Michel Chevalier das Recht auf Rebellion, und Eichthal schrieb über Arbeitervereinigungen; mit zufließenden Geldmitteln wurde ein liberales Blatt, der „Globe" erworben, und in seinen Spalten verhehlte man nicht, daß der Saint-Simonismus alle Verhältnisse aufknüpfen und neu zusammenknüpfen, daß er alles Bestehende ersetzen wolle, denn alles Bestehende sei nur Despotismus und Anarchie. Auch den Völkerfrieden werde er bringen, denn in Zukunft gebe es nur mehr eine Gesellschaft, die Menschheit, und nur mehr ein Vaterland, die Erde, und der Freude purpurne Banner flatterten: Keine Demut, keine Entsagung, keine Selbstentäußerung, sondern stets schönere Wonnen!

Aber ob derart der Baum des Saint-Simonismus herrlich in Blüten stand, an seiner Wurzel nagte schon der Wurm. Über der Frage der Befreiung des Fleisches brach innerhalb der Kirche ein Zwiespalt zwischen den „obersten Vätern" aus.

Gleiche Rechte neben dem Manne billigten zwar Bazard wie Enfantin dem Weibe zu, aber als dieser im Verkehr der Geschlechter neben der dauernden Treue auch die wechselnde Flatterhaftigkeit anerkennen wollte, war das für jenen ein Stück Sittenfäulnis. Da sich die Mehrzahl der Anhänger für Enfantin aussprach, schied Bazard enttäuscht und verbittert aus der Gemeinde. Enfantin aber gab sich alle Mühe, die gleichgestimmte weibliche Seele zu finden, die mit ihm, dem „obersten Vater", als „oberste Mutter" das Priesterpaar bilden sollte; wie Jesus die Menschheit von der Sklaverei befreit hatte, würde die „oberste Mutter" sie vom Dirnentum erlösen; in dem Priesterpaar einte sich Geist und Stoff, gattete sich der männliche Verstand der weiblichen Schönheit. Aber der weibliche Oberpriester blieb trotz eifrigen Suchens aus, auch die Beiträge der Anhänger flossen spärlicher, viele der Gläubigen verliefen sich, und während in seinen besten Tagen der Saint-Simonismus vierzigtausend Mitglieder gemustert hatte, zog sich jetzt Enfantin mit vierzig Getreuen auf sein Gut Ménilmontant bei Paris zurück, wo sie in romantischer Gewandung, blauem Hemd, roter Mütze, weißer Hose und langem Haar, unter choralartigen Gesängen ihr Tagewerk verrichteten. Das waren die letzten Zuckungen des Saint-Simonismus, denn eine gerichtliche Strafverfolgung, geeignet, lebensfähige Bewegungen zu stärken, schlug ihn vollends nieder. Stets hatten die Saint-Simonisten den Gedanken an gewaltsame Umwälzung der bestehenden Gesellschaft weit von sich gewiesen; ihr Losungswort hieß Organisation, nicht Insurrektion, und nicht Krieg und Zerstörung, sondern Liebe und Glauben führten ihnen zu der neuen Gesellschaft. Auch vermaßen sie sich, künftig jeden Bürgerkrieg durch ihr Dazwischentreten unmöglich zu machen, aber nicht einmal dazu brachten sie die Tatkraft auf; als in der Stadt der Straßenkampf in der Rue St. Martin brodelte, ging in Ménilmontant mit lächerlicher Getragenheit die Einkleidung der Vierzig vonstatten. Gleichwohl klang es den Machthabern wie fernes Sturmgeläut, wenn die Saint-Simonisten von den beiden

Klassen der französischen Gesellschaft, den Müßiggängern und den Arbeitern, sprachen, wenn sie von dem Willen des Arbeiters redeten, nicht mehr die von des Reichen Tisch fallenden Brosamen aufzulesen, wenn sie aus den Geburtsvorrechten Unordnung, Unterdrückung von der einen und Revolte von der anderen Seite, entspringen sahen. „Versprechungen, den Müßiggang und die bourgeoise Aristokratie abzuschaffen", schrieb der „Courier de l'Europe", „sind mehr als hinreichend, um die, so nichts haben, gegen die Besitzenden aufzuwiegeln." Eine Handhabe jedoch gegen die Saint-Simonisten bot sich nicht leicht, da die Kirche jede Einmischung in politische Angelegenheiten ablehnte. Schließlich wurden ihre Söhne, der Teilnahme an einer geheimen Verbindung und der Verbreitung unsittlicher Gedanken angeklagt, vor die Geschworenen verwiesen. Im Namen der gesellschaftlichen Ordnung, die, ob gut oder schlecht, auf jeden Fall geschützt werden müsse, donnerte der Staatsanwalt gegen die Saint-Simonisten und machte mit der Erinnerung an den Lyoner Aufstand und durch Hinweis auf die stete Gärung der Pariser Vorstädte die braven Krämer auf der Geschworenenbank so scheu, daß sie unbesehen zu einem Schuldspruch kamen: Enfantin und zwei seiner Anhänger wurden zu einem Jahre Gefängnis verurteilt und die Auflösung der Gemeinde ausgesprochen. Der Saint-Simonismus war tot. Seine Jünger aber lebten weiter und lernten mit der Zeit, wie der „oberste Vater" selber, recht behaglich aus den Fleischtöpfen derselben bürgerlichen Gesellschaft schmausen, gegen deren Übel sie mit feurigen Zungen so oft geredet hatten.

Bei Heines Ankunft in der französischen Hauptstadt standen die Saint-Simonisten auf der Höhe ihres Ruhms, und wie an anderen großen Künstlern bewährte sich die Anziehungskraft ihrer Lehre an dem deutschen Dichter; beseligt schrieb er nach den ersten Blicken in den Hexenkessel Paris: „Eine neue Kunst, eine neue Religion, ein neues Leben wird hier geschaffen, und lustig tummeln sich hier die Schöpfer einer neuen Welt." Bald war er häufiger Gast bei den Versammlungen der Gemeinde,

trat zu Enfantin in nähere Beziehungen und nannte Michel Chevalier, eines der hellsten Kirchenlichter des Saint-Simonismus, seinen sehr lieben Freund. Der Hinweis der Rahel auf das „neue, großerfundene Instrument", das „die große, alte Wunde, die Geschichte der Menschheit auf der Erde", endlich berühre, war gar nicht vonnöten; in allen prickelnden Sinnen empfand er von selbst und sofort, wie sehr ihm diese neue Lehre zusagte und wie sie all seinen Neigungen entgegenkam. Schon ihr Auftreten nahm den Schönheitshungrigen gefangen, denn nicht im grauen Gleichheitskittel, sondern im kaiserlichen Purpur schritt sie daher, und ihre blühenden Zukunftsträume, von verzückten Lippen gepredigt, zogen den Sinnenmenschen an, den nüchterne Zahlen und Formeln eines Wertgesetzes kaltgelassen hätten. Indem so der Saint-Simonismus wie mit leichter Zauberhand an Heines Gefühl rührte, brachte er die religiöse Saite seines Wesens zum Schwingen. Der Saint-Simonismus wollte Religion sein, und der Dichter gehörte keinem Geschlecht an, das von Kindesbeinen an die klare und scharfe Luft der Glaubenslosigkeit umgab. Zwar hatte der große Zweifler nie geglaubt, aber nur, um schließlich auch an dem Unglauben zu zweifeln; mit Geistern eines außerirdischen Reichs schlug er sich zuweilen noch herum, und mochte er seiner Krücken nicht selten spotten, er war, wie er manchmal wehmütig eingestand, zu einem Teil noch ein Kind „der kranken alten Welt, noch nicht geheilt von jener knechtischen Demut, jener knirschenden Selbstverachtung, woran das Menschengeschlecht seit anderthalb Jahrtausenden siechte und die wir mit der abergläubischen Muttermilch eingesogen". Der saint-simonistische Pantheismus verhieß diese Heilung. Da der Dichter stets mit den leichten Waffen seiner Verse und seines Witzes gegen die „triste, modrige Aschermittwochsidee" geplänkelt hatte, „die unser schönes Europa trübselig entblumt und mit Gespenstern und Tartüffen bevölkert hat", jubelte er jetzt den Trägern der „großen, gottfreudigen Frühlingsidee" zu, die gegen dieselben Gespenster und Tartüffes einen offenen, ernsten Krieg führten. Mit beiden Händen griff er nach der Botschaft,

die für alle Fragen eine Antwort und für alle Rätsel eine Lösung hatte; der den Blütenodem der Erde mit vollen Lungen eintrank und nur vor der „Majestät der Genußseligkeit" kein Spötter war, ließ sich von dem Glanz eines Evangeliums willig bezaubern, das über das Nützliche hinweg nach dem Schönen strebte. Wahrhaftig war es die Befreiung von alten Banden und alter Knechtschaft, die Verkündung: Gott ist in allem, Gott ist alles, was da ist!, und entkettet und erlöst jauchzte er:

Auf diesen Felsen bauen wir
Die Kirche von dem dritten,
Dem dritten neuen Testament;
Das Leid ist ausgelitten.

Vernichtet ist das Zweierlei,
Das uns so lang betöret;
Die dumme Leiberquälerei
Hat endlich aufgehöret.

Hörst du den Gott im finstern Meer?
Mit tausend Stimmen spricht er.
Und siehst du über unserm Haupt
Die tausend Gotteslichter?

Der heil'ge Gott, der ist im Licht
Wie in den Finsternissen;
Und Gott ist alles, was da ist;
Er ist in unsern Küssen.

Ganz persönlich mußte dem heimatlosen Juden, der weder auf seine Herkunft noch auf seinen Geldsack, sondern nur auf seinen Geist pochen konnte, eine Lehre über die Maßen wohlgefallen, die das alte Recht der Geburt durch das neue Recht der Fähigkeit ersetzte; Napoleon mit seiner Losung: Bahn frei den Talenten! erschien ihm in versöhnlichem Lichte als saint-simonistischer Kaiser. Aber darüber hinaus war für ihn der Saint-Simonismus die höhere Einheit, in der sich Individualismus und Sozialismus auflösten. Der in der deutschen Dichtung als erster das Wort Ich mit großen Buchstaben zu schreiben wagte, vernahm mit Entzücken die Kunde von der Heiligsprechung des

Individuums: „Unsere Religion vernichtet keineswegs die heilige Persönlichkeit; jedes Individuum sieht sie als heilig und geweiht an", aber der in seiner Frühzeit schon alle Menschen als gleichgeborenes, adliges Geschlecht gefeiert hatte, hörte mit nicht geringerer Freude die Botschaft, daß die Politik in jedem Belang die Verbesserung der Lage der armen und arbeitenden Klassen zum Ziel haben müsse. Keineswegs beschränkte sich Heines Interesse für den Saint-Simonismus, wie er Varnhagen glauben machte, auf seinen religiösen Inhalt. Mochte er sich dem vorsichtigen Geheimrat gegenüber vorsichtig zurückhalten, vor Heinrich Laube schüttete er zur selben Zeit in einem Brief sein Herz dahin aus, daß die tieferen Fragen der Revolution weder Formen noch Personen, weder die Einführung einer Republik noch die Beschränkung einer Monarchie, sondern „das materielle Wohlsein des Volkes" beträfen. Durch die Fortschritte der Industrie und der Ökonomie sei es möglich geworden, die Menschen aus ihrem materiellen Elend herauszuziehen und auf Erden zu beseligen: „Und die Leute werden uns schon verstehen, wenn wir ihnen sagen, daß sie in der Folge alle Tage Rindfleisch statt Kartoffeln essen sollen und weniger arbeiten und mehr tanzen werden. Verlassen Sie sich darauf, die Menschen sind keine Esel."

Auch abseits der saint-simonistischen Lehre drängten in Paris tagtäglich rauhe Tatsachen den Dichter auf die Bahn sozialer Betrachtungen. Da sich ganz ohne Scham und Scheu die Bourgeoisie zügellosester Gewinnjagd überließ, hatte er vor dem schönen Marmorhaus der Börse, „erbaut im edelsten griechischen Stile und geweiht dem nichtswürdigsten Geschäfte, dem Staatspapierenschacher", seine eigenen Gedanken, und wie ihn die Adelssippe von ehedem im Gegensatz zum Großbürgertum von heute noch von einem gewissen Ehrgefühl beseelt schien, so dünkte ihm die Maitressenherrschaft in den Tagen der Pompadour und Dubarry so kläglich nicht wie die Herrschaft der Finanzaristokratie: „In dem Boudoir einer galanten Dame ist noch immer mehr Ehre zu finden als in dem Kontor eines

Bankiers.“ In keiner anderen Stadt außer London lag nacktes Elend so unvermittelt neben glänzendem Überfluß, daß man kaum aus dem erleuchteten Saal einer heitern Gesellschaft heraustreten konnte, ohne auf der dunklen Straße von einem zerlumpten, verhungerten und durchfrorenen Mitgeschöpf angesprochen zu werden. Gerade zur Karnevalszeit sah der Dichter an der Porte St.-Martin einen todblassen, röchelnden Menschen auf dem Pflaster liegen, von dem die umstehenden Gaffer behaupteten, er sterbe vor Hunger; mit grimmem Lächeln fügte er hinzu: „Es ist eine eigene Sache mit dem Verhungern, man würde hier täglich viele tausend Menschen in diesem Zustand sehen, wenn sie es nur längere Zeit darin aushalten könnten. So aber, gewöhnlich nach drei Tagen, welche ohne Nahrung verbracht werden, sterben die armen Hungerleider einer nach dem anderen, und sie werden still eingescharrt, und man bemerkt sie kaum.“

Tiefer noch erschütterte ihn das große „Sichelwetzen des Todes“ während der Cholera. Er nämlich blieb, während viele seiner Freunde die Stadt verließen, furchtlos zurück, einmal um seinen erkrankten Vetter Karl zu pflegen, dann um sein Beobachteramt gerade jetzt wahrzunehmen. Und er beobachtete scharf und richtig. Ganz wie die Saint-Simonisten die Ursache für die Verbreitung der Seuche in der unsauberen Behausung, dem Schmutz, der Entblößung und der Bedürftigkeit der zahlreichsten und ärmsten Klasse fanden, führte Heine ihre Ausdehnung auf das Massenelend zurück. Von dem Unmut des Armen ward er Zeuge, daß Geld, dem Reichen die Möglichkeit zur Abreise gebend, auch ein Schutzmittel gegen den Tod geworden war, und wohnte den Ausschreitungen eines abergläubischen Pöbels bei, der, Elend und Sterbefurcht mit Unwissenheit paarend, an Giftmischereien glaubte und vermeintliche Giftmörder zerriß und zerstampfte. Kündete später eins seiner bittersten Gedichte von dem Hungertod zweier Paupers und dem braven Chirurgus, „welcher konstatiert den Tod der beiden Kadaver“:

Die strenge Witterung, erklärte er,
Mit Magenleere vereinigt,
Hat beider Ableben verursacht, sie hat
Zum mindesten solches beschleunigt.

Wenn Fröste eintreten, setzt' er hinzu,
Sei höchst notwendig Verwahrung
Durch wollene Decken; er empfahl
Gleichfalls gesunde Nahrung.

so war das noch eine Erinnerung an das Cholerajahr, als die Behörden wie zum blutigsten Hohn die Bürger anwiesen, nur leichtverdauliche Speisen zu genießen und nicht in zu großer Zahl in demselben Zimmer zu schlafen.

Weil die Saint-Simonisten die darbende Menschheit von den Leiden und Qualen sonder Zahl befreien wollten, schlug ihnen des Dichters Herz. Schon der Meister hatte als erste Pflicht des Staates Ausgaben gefordert, um allen Arbeitsfähigen Arbeit zu verschaffen und ihren Unterhalt zu verbürgen, und die Jünger riefen mit immer neuen und stets beredteren Worten ihre Religion aus, die zugleich eine Politik mit dem Ziel war: „Befriedigung alles dessen, was es Gerechtfertigtes in den Wünschen des Volkes, alles dessen, was es Dringendes in den Bedürfnissen der arbeitenden Klassen gab". So nahm Heine vieles in seinen politischen und religiösen Anschauungen von den Saint-Simonisten an, und mehr noch, was unausgesprochen oder anders gestaltet seines eigenen Wesens ein Teil war, trat in saint-simonistischer Prägung zutage. Die Gleichgültigkeit gegen die Staatsform hatte er mit Saint-Simon und seinen Schülern gemein. Wiederholt zeigten sie, daß Bezeichnungen wie Karlisten, Bonapartisten Orleanisten und Republikaner für die Volksmasse nichts bedeuteten, solange der Sieg des weißen Wappenschildes, des kaiserlichen Adlers oder des gallischen Hahns an der beklagenswerten Lage des zahlreichsten und tätigsten Teils aller siegenden oder besiegten Parteien nichts änderte, und solange der republikanische Bourgeois wie der monarchische Bourgeois die Gesetze beizubehalten trachtete, die von ihm und für ihn gegen

den Proletarier gemacht waren. Während Börne und die Seinen fetischgläubig von republikanischen Errungenschaften alles Heil und jede Gnade erwarteten, ließ sich Heine von den Saint-Simonisten gern in der besseren Einsicht bestärken, daß es bei jedem Streit um Staatsverfassungen nur um das Recht gehe, das Volk unter verschiedenen Formen und Namen auszubeuten; nicht die Spaltung der Menschheit nach farbigen Helmbüschen schien ihm die rechte, sondern die Scheidung nach dem Willen der Saint-Simonisten: „Auf der einen Seite die zahlreiche Klasse, die alles erzeugt und nichts besitzt, und auf der anderen die bevorrechtete Minderheit, die nichts erzeugt und alles genießt". Wieder geschah es unter aufmerksamer Zustimmung Heines, daß die Saint-Simonisten neben der „konstitutionellen Metaphysik" den „engherzigen Patriotismus" an der Wurzel angriffen. Wenn sie in dem Glauben, daß die Nationen in ihre friedliche Entwicklungsspanne eingetreten seien, den Frieden als der Güter höchstes priesen, deckte sich ihr Ziel in der äußeren Politik haarscharf mit seiner Sehnsucht: der Zustand, da alle trennenden Schranken gefallen waren und es auf Erden nur eine Nation, nur eine Rasse, eine Familie gab, mit einem Schlagwort, das unabhängig voneinander Heine wie die Saint-Simonisten gebrauchten: die heilige Allianz der Völker.

Aber mochte dem Dichter die „fröhlich-bunte Genossenschaft" der Saint-Simonisten noch so sehr behagen, auch ihren glänzenden Gitterkorb, „in dem so viele Goldfasanen und Adler, aber noch mehr Sperlinge flatterten", empfand sein beschwingter Geist als einen Käfig. Saint-Simonist war er nur bis zu einer gewissen Grenze; darüber hinaus ging er in zwei Richtungen weiter als die Jünger Enfantins. Einmal leitete er die Befreiung der Menschheit auch aus der deutschen Philosophie ab, und aus beiden, aus der Lehre der Saint-Simonisten und der Philosophie der Deutschen formte sich ihm Weltanschauung und Weltbild, als er es 1833 auf eine Anregung Enfantins unternahm, den Franzosen in geschichtlicher Darstellung Weltweisheit und Gottesgelahrtheit seines Vaterlandes zu deuten. Die Neigung

zur Weltgeschichte war immer in ihm rege geblieben; die französische Revolution dachte er in einem größeren Werk zu behandeln, und die „Vorstudien zur Geschichtsschreibung der Gegenwart" beschäftigten ihn in den ersten Pariser Jahren unablässig. Wenn aber Heine ehedem in der Geschichte das Walten einer außermenschlichen Macht und danach hegelisch die Garderobe des menschlichen Geistes gesehen hatte, so kam er in der französischen Umwelt, nicht allein durch seine eigenen Beobachtungen, auf erdfestere Gedanken. Der große Klassenkampf zwischen Feudalismus und Bourgeoisie, als der sich die Revolution von 1789 darstellte, brauste über die französische Geschichtswissenschaft nicht wie ein Kranichzug hin, sondern grub ihr seine unverwischbaren Spuren ein. Die zeitgenössischen Historiker stellten den Begriff der Klasse in ihre Forschungen ein und schürften nach wirtschaftlichen Triebkräften in der Geschichte. Der saint-simonistischen Lehre bedurfte es nicht, um Heine auf diesem Felde den Gesichtskreis zu weiten. Es war schon die Ansicht Mignets, mit dem ihn enge Freundschaft verband, daß weniger die Menschen die Dinge als die Dinge die Menschen leiteten, und um darzutun, daß schon in Shakespeares Dramen der Kampf der modernen Industriebedürfnisse mit dem mittelalterlichen Feudalwesen abgehandelt werde, führte der Dichter aus Michelets französischer Geschichte, diesem „genialen Buche", erfreut wie über eine Entdeckung, eine bezeichnende Stelle an: „Das Geheimnis der Schlachten von Crecy, von Poitiers usw. befindet sich im Kontor der Kaufleute von London, von Bordeaux, von Bruges . . . Wolle und Fleisch begründeten das ursprüngliche England und die englische Rasse. Bevor England für die ganze Welt eine große Baumwollspinnerei und Eisenmanufaktur wurde, war es eine Fleischfabrik . . . England, obgleich Ackerbau und Viehzucht treibend, fabrizierte noch nicht. Die Engländer lieferten den rohen Stoff; andere wußten ihn zu bearbeiten. Die Wolle war auf der einen Seite des Kanals, der Arbeiter war auf der anderen Seite. Während die Fürsten stritten und haderten, lebten doch die englischen Vieh-

händler und flämischen Tuchfabrikanten in bester Einigkeit, im unzerstörbarsten Bündnis. Die Franzosen, die dieses Bündnis brechen wollten, mußten dieses Beginnen mit einem hundertjährigen Kriege büßen." Keineswegs aber wurde Heine, was er nach seiner Zeitstellung gar nicht konnte, zum Anhänger einer wirtschaftlichen Geschichtsauffassung, sondern lediglich hier und da strahlte ein Stern genialer Erkenntnis durch verschleiernden Wolkendunst. Den Glauben an „große Individualitäten" hatte er nicht preisgegeben, aber im allgemeinen schien ihm doch die Weltperiode vorbei zu sein, in der die Taten der einzelnen hervorragten: „Die Völker, die Parteien, die Massen selber sind die Helden der neueren Zeit." Über die Ursachen einer Staats- und Gesellschaftsumwälzung dachte er gelegentlich ganz wie die Saint-Simonisten: „Wenn die Geistesbildung und die daraus entstandenen Sitten und Bedürfnisse eines Volkes nicht mehr im Einklange sind mit den alten Staatsinstitutionen, so tritt es mit diesen in einen Notkampf, der die Umgestaltung derselben zur Folge hat und eine Revolution genannt wird." Dann wieder gaben ihm die menschliche Natur und die Verhältnisse, Boden, Klima, überlieferte Gesetzgebung, Krieg, unvorhergesehene und unberechenbare Bedürfnisse, in ihrem Gegensatz oder Bündnis den Untergrund der Geschichte: „Sie finden aber immer ihre Signatur im Geiste, und die Idee, von der sie sich repräsentieren lassen, wirkt wieder als drittes auf sie ein." Noch näher kam er der Wahrheit mit der Frage: „Entspricht das Aufkommen gewisser Ideen nur den momentanen Bedürfnissen der Menschen? Suchen sie immer die Ideen, womit sie ihre jedesmaligen Wünsche legitimieren können?"

Der Entwicklungsgedanke war es wiederum, der sich durch seine Darlegungen „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" zog. Was die Schrift über die Veröffentlichungen der Zunftgelehrten hoch hinaushob, deren böses Kauderwelsch die Gedanken mehr verhüllte als ausdrückte, war ihre klare und deutliche Sprache; ein für allemal zeigte der Dichter der Welt, daß es nicht wie chinesisch zu klingen

brauchte, wenn man über Philosophie schrieb. Und mit gutem Grunde, denn das Volk sollte das Werkchen lesen und das Volk hatte es geschrieben: „ich selber", nahm Heine für sich in Anspruch, „bin das Volk". Dann aber erschienen alle tiefsinnigen Ergüsse hochgelehrter Perücken über Spinoza, Kant, Fichte, Schelling und Hegel neben dieser Abhandlung wie Einwickelpapier, weil sie kurz und knapp und klipp und klar den Kern der deutschen Philosophie in ihrer Bedeutung für die geschichtliche Entwicklung enthüllte. Der Angelpunkt war der Gegensatz von Sensualismus und Spiritualismus, dem Streben, die Sinne über die Seele zu erhöhen, und dem Drang, die Sinne zugunsten des Geistes zu knechten. Wenn nach Schillers Wort dem Menschen zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden nur die bange Wahl blieb, so schob Heine die Schuld an diesem Zwiespalt dem Christentum zu, das aus der Lehre der Manichäer und Gnostiker den Gegensatz zwischen den sich bekämpfenden Prinzipien, dem guten und dem bösen, übernommen hatte und jenes, die Welt des Geistes, durch Christus, dieses, die Welt des Stoffs, durch Satan darstellte. Der wahre Christ spazierte mit ängstlich verschlossenen Sinnen, wie ein abstraktes Gespenst, in der blühenden Natur umher, denn sein Glaube gebot ihm, den Leib zu kasteien, damit sich die Seele in den Himmel schwinge. Aber der Katholizismus, gleichsam ein Konkordat zwischen Gott und dem Teufel, sprach die Alleinherrschaft des Geistes zwar in der Theorie aus, doch die Materie konnte zugleich alle beseitigten Rechte in der Praxis ausüben. Dieses Zugeständnis an den Sensualismus, das aus dem römischen Süden entsproß, begriff Luther nicht, dessen Spiritualismus dem kalten Norden entsprach: daher die Reformation ein Kampf des Spiritualismus gegen den Sensualismus. Allerdings verschwisterten sich den geistigen auch irdische Interessen. Der Kaiser freute sich über die Schwierigkeiten, die seinem alten Widersacher, dem päpstlichen Stuhl, erwuchsen, der Papst hatte über den Zwiespalt unter den Deutschen seine geheime Freude, und „die weltlichen Fürsten freuten sich, daß sie mit der neuen Lehre sich auch

zu gleicher Zeit die alten Kirchengüter zu Gemüte führen könnten. Die hohen Prälaten überlegten schon, ob sie nicht ihre Köchinnen heiraten und ihre Kurstaaten, Bistümer und Abteien auf ihre männlichen Sprößlinge vererben könnten. Die Abgeordneten der Städte freuten sich einer neuen Erweiterung ihrer Unabhängigkeit".

Aber sobald der Spiritualismus in Deutschland in das alte Kirchengebäude Bresche geschossen hatte, stürzte der Sensualismus mit lange verhaltener Glut hervor, Mönche und Nonnen schnäbelten sich, und „die unterdrückten Bauern hatten in der neuen Lehre geistige Waffen gefunden, mit denen sie den Krieg gegen die Aristokratie führen konnten; die Lust zu einem solchen Kriege war schon seit anderthalb Jahrhunderten vorhanden". Gegen die unglücklichen, weil unterliegenden Bauern ein unrühmliches Buch zu schreiben, war Luther übel beraten; er hatte unrecht und Thomas Münzer recht, denn der Bauernkrieg war ein Vorläufer der großen Revolution; „im Jahre der Gnade 1789 begann in Frankreich derselbe Kampf um Gleichheit und Brüderlichkeit, aus denselben Gründen gegen dieselben Machthaber".

Luthers Bedeutung faßte Heine ähnlich wie Saint-Simon: von dem Reichstag, da der Mönch von Wittenberg, „nicht bloß die Zunge, sondern auch das Schwert seiner Zeit", die Autorität des Papstes leugnete und öffentlich erklärte, daß man seine Lehre durch die Aussprüche der Bibel oder durch vernünftige Gründe widerlegen müsse, begann ein neues Zeitalter in Deutschland. Erhielt die menschliche Vernunft das Recht eingeräumt, die Bibel zu erklären, so war sie als oberste Richterin in allen religiösen Streitfragen anerkannt. Die Wirkung war die Entwicklung der Geistesfreiheit, der Denkfreiheit und „ihrer wichtigen, weltwichtigen Blüte, der deutschen Philosophie". Seit jeher kannte die Philosophie zwei entgegengesetzte Ansichten über die Natur des menschlichen Denkens; die einen, die Vertreter des Sensualismus und Empirismus, behaupteten, daß der Mensch die Ideen von außen erlange, die anderen, die

Vertreter des Spiritualismus und Rationalismus, sagten, daß die Ideen den Menschen angeboren seien und daß die vermittelnden Sinne sie nur zur Erkenntnis dessen brächten, was vorher schon war. Zugleich ist das der Gegensatz zwischen Materialismus und Idealismus, von denen jener dem Stoff, dieser dem Geist die ursprüngliche und entscheidende Rolle im Weltganzen zuweist. Von der neueren Philosophie, die samt und sonders auf Descartes zurückgeht, blühte der materialistische Zweig in England und Frankreich. Der Meister der französischen Materialisten war der Engländer John Locke, durch den der ganze Mensch zu einer englischen Maschine wurde. Im achtzehnten Jahrhundert beförderten die materialistischen Philosophen den Ausbruch der Revolution am meisten und bestimmten ihr Wesen; durch das Wort der Gelehrten gewannen die materiellen Nöte einen idealen Ausdruck. Ganz im Sinne Saint-Simons tat Heine dar, daß die Industriellen ebensoviel zum Sturz des alten Regimes beigetragen hätten: „Glaubten jene, die Gelehrten, daß an dessen Stelle das Regime der geistigen Kapazitäten beginne, so glaubten diese, die Industriellen, daß ihnen, dem faktisch mächtigsten und kräftigsten Teil des Volkes, auch gesetzlich die Anerkenntnis ihrer hohen Bedeutung und also gewiß jede bürgerliche Gleichstellung und Mitwirkung bei den Amtsgeschäften gebühre. Und in der Tat, da die bisherigen Institutionen auf dem alten Kriegswesen und dem Kirchenglauben beruhten, die beide kein wahres Leben mehr in sich trugen, so mußte die Gesellschaft auf die beiden neuen Gewalten basiert werden, worin eben die meiste Lebenskraft quoll, nämlich auf die Wissenschaft und die Industrie."

Im Gegensatz zu Frankreich war Deutschland, dessen verborgene Religion der Pantheismus ist, anderthalb Jahrhunderte lang der eigentliche Schauplatz des Idealismus, auf dem sich namentlich Leibniz, der große Schüler des Descartes, als kühner Denker tummelte. Aber erst mit Lessing erstand den Deutschen der gewaltigste Befreier nach Luther. Seit jeher hatte Heine von Lessing in wärmerem Ton gesprochen als von allen anderen

klassischen Dichtern. Jetzt kam die Verehrung des Saint-Simonisten dazu, denn Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" hatte die Kirche übersetzt und in ihre heiligen Schriften eingereiht. So feierte Heine den Propheten, der aus dem zweiten Testament in das dritte hinüberdeute und dessen philosophische und theologische Kämpfe weit wichtiger seien als seine Dramaturgie und Dramen. Immer wieder wies er auf die soziale Bedeutung dieses geborenen Streiters hin, der das deutsche Volk bis in seine Tiefen aufgeregt und zur Befreiung von dem tyrannischen Buchstaben der Bibel am meisten beigetragen habe. Das Christentum wollte der Herausgeber der „Wolfenbütteler Fragmente" von seiner Hülle, den Geist vom Buchstaben loslösen, und dieser Geist war der reine Deismus.

Im Todesjahr Lessings erschien Kants „Kritik der reinen Vernunft", das Schwert, mit dem der Deismus in Deutschland hingerichtet wurde. Freilich nutzte der Königsberger Weise später seine „Kritik der praktischen Vernunft" als Zauberstab, mit dem er den Leichnam des Deismus wieder aufweckte. Wenn die Philosophie seines Schülers Fichte die Unfruchtbarkeit des Idealismus in seiner letzten Folgerung bezeugte, so gelangten die Deutschen mit der Naturphilosophie Schellings, nachdem sie den Lockeschen Materialismus verschmäht und den Leibnizschen Idealismus auf die Spitze getrieben und ebenfalls unfruchtbar befunden hatten, zu dem dritten Sohn des Descartes, zu Spinoza, dessen Anschauungsweise, von Lockes Materialismus ebenso weit entfernt wie von Leibnizens Idealismus, sich als Pantheismus gab. Doch wo sich Schelling in romantischer Narrheit verirrte, trat ein größerer Denker auf, der die Naturphilosophie zu einem vollendeten System ausbildete, aus ihr die ganze Welt der Erscheinungen erklärte, die großen Ideen seiner Vorgänger durch größere Ideen ergänzte, um sie durch alle Disziplinen durchzuführen und wissenschaftlich zu begründen: Hegel. Dieser gewaltigste Philosoph Deutschlands seit Leibniz, über den Heine ein ganzes Buch zu schreiben plante, schloß den großen Kreis unserer philosophischen Revolution.

Diese philosophische Revolution war keineswegs eitel Haarspalterei in wolkenferner Traumwelt, sondern wie Hegel die französische Revolution in der Kantschen, Fichteschen und Schellingschen Philosophie in der Form des Gedankens niedergelegt und ausgesprochen fand und von dem französischen und dem deutschen Volke als den einzigen Völkern sprach, die an „dieser großen Epoche der Weltgeschichte teilgenommen" hätten: „In Deutschland ist dies Prinzip als Gedanke, Geist, Begriff erschienen, in Frankreich in die Wirklichkeit hinausgestürmt", so entdeckte Heine in dem praktischen Treiben unserer Nachbarn jenseits des Rheins eine eigene Wahlverwandtschaft mit den philosophischen Träumen im geruhsamen Deutschland: „Vergleicht man die Geschichte der französischen Revolution mit der Geschichte der deutschen Philosophie, so glaubt man, die deutsche Philosophie sei nichts anderes als der Traum der französischen Revolution. Wir hatten den Bruch mit dem Bestehenden und der Überlieferung im Reiche des Gedankens."

Die Folgerung: da Hegel den großen Kreislauf der Philosophie glücklich beschloß, mußten die Deutschen — rasselnd drang der Sturmmarsch entsetzten Spießbürgern ans Ohr — zur Politik übergehen. Weil sich aus der philosophischen Revolution die politische Revolution ergibt, ist die deutsche Philosophie eine wichtige, das ganze Menschengeschlecht betreffende Angelegenheit. Durch die Lehren dieser Philosophie haben sich revolutionäre Kräfte entwickelt, die nur des Tages harren, da sie hervorbrechen und die Welt mit Entsetzen und Bewunderung erfüllen können. Ein Stück wird in Deutschland aufgeführt werden, wogegen — dräuender rasselte die Sturmtrommel — die französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte. Der Gedanke geht der Tat voraus, wie der Blitz dem Donner, und die Stunde wird kommen, wo dieser Donner kracht, wie es noch nie in der Weltgeschichte gekracht hat!

Als Heine diese schicksalsschwangern Sätze niederschrieb, wuchsen in den Marx und Engels schon die Männer heran, die

aus der deutschen Philosophie die allgemeine Revolution entwickeln und dem deutschen Gedanken den deutschen Donner entlocken sollten. An Hegel anknüpfend, stellten sie auf die Füße, was bei ihm auf dem Kopf gestanden hatte. Sein dialektisches Prinzip griffen sie auf, aber statt in den Dingen und Ereignissen eine Offenbarung der Idee zu sehen, sahen sie in den Ideen eine Widerspiegelung der Dinge und Ereignisse, und indem sie die Geschichte als eine Folge von Klassenkämpfen auffaßten und in der Wandlung der Produktionsverhältnisse die Triebkraft aller Entwicklung entdeckten, schlossen sie aus der Gegenwart auf die Zukunft, aus der Herrschaft der Bourgeoisie auf den Sieg der Arbeiterklasse. Daß Heine schon 1833 auf dem Wege blitzartiger Erkenntnis diese Weiterbildung der deutschen Philosophie voraussah und voraussagte, gab Engels das Recht, den genialen Scharfblick des Dichters zu preisen, denn damals in der königlich preußischen Staatsphilosophie des Hofweisen Hegel den Keim der Revolution aufzuspüren, war schon das Auge eines Sehers vonnöten. Nicht minder war es alles andere als eine Träumerei ins Blaue hinein, wenn des Dichters Zukunftspatriotismus in der Vorrede zum „Wintermärchen Deutschland" von der Aufgabe der Deutschen schwärmte, das Elend von der Erdoberfläche zu verjagen, und über die Folge dieses Kreuzzugs weissagte: „Nicht bloß Elsaß und Lothringen, sondern ganz Frankreich wird uns alsdann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt — die ganze Welt wird deutsch werden." Denn indem aus der deutschen Philosophie der wissenschaftliche Sozialismus entsprang, der bald in allen Ländern und allen Erdteilen Hirne und Herzen aufrüttelte, und indem sich die arbeitenden Massen zu Millionen und Millionen überall und überall um das Banner scharten, das zuerst die Deutschen Marx und Engels auf die Höhe des deutschen Gedankens pflanzten, ward ganz Europa, ward in der Tat die ganze Welt deutsch! Mit berechtigtem Stolz rühmte sich Heine nach seiner Bekanntschaft mit Marx, daß er die Entwicklung der politischen Revolution der Deutschen aus ihrer Philosophie

prophezeit habe, und führte frohlockend an, daß jetzt, ein Jahrzehnt nach seiner Verkündung, „die Proletarier in ihrem Ankampf gegen das Bestehende die fortgeschrittensten Geister, die Philosophen der großen Schule, als Führer besitzen. Diese gehen über von der Doktrin zur Tat, dem letzten Zweck alles Denkens, und formulieren das Programm."

Daß ihm die Tat der letzte Zweck alles Denkens war, unterschied Heine gleichfalls in einem Hauptpunkt von den Saint-Simonisten. Zwar hatte Saint-Simon der Philosophie auch eine aktive Wirksamkeit zugeschrieben, aber seine Jünger hielten von Pulver und Blei als Mitteln, die Welt zu ändern, gar nichts; sie wähnten, die Arbeiter könnten mit sanfter Überredung den Müßiggängern beweisen, daß ihnen ein größerer Anteil an den Reichtümern zukomme, die sie selbst geschaffen hatten; als neckisch rosarotes Schäferspiel erschien ihnen die nahende Umwälzung aller Dinge. Heine dagegen hatte gerade durch den Saint-Simonismus nicht nur die Bibel, sondern auch den „Moniteur" von 1793 verstehen gelernt; er wußte, daß die Faust oft wirksamer zu überzeugen vermochte als die Zunge, und freudig stellte er den Tag in seine Rechnung, da seine Stimme erschallen sollte, „das Donnerwort, der Wetterschlag", im Angesicht einer Umwälzung, die keine Rokokoszene war:

Gar mancher Palast wird erzittern,
Und stürzen mancher Kirchenturm!

Wenn die Saint-Simonisten die umstrittene Stelle in der Schrift immer deuteten: Im Anfang war das Wort!, Heine las sie stets: Im Anfang war die Tat!

Durch die Tat aber wollte Heine das gleiche erreichen wie die Saint-Simonisten durch das Wort: beider Ziel war, im Gegensatz zu der entsagungsreichen Lehre des Christentums, das Erdenglück der Erdenkinder zu begründen. Aus dem verzweiflungsvollen Zustand der Menschheit zur Zeit der Cäsaren erklärte Heine ähnlich wie die Saint-Simonisten den Erfolg des

Christentums; Sklaven und unglückliches Volk waren die ersten Christen, und während achtzehn Jahrhunderten brachte die Religion den Leiden der Menschheit Trost und Erquickung. Wenn es unmöglich wäre, auf Erden durch die Segnungen freier politischer und industrieller Einrichtungen die Seligkeit aufzurichten, die für den Jüngsten Tag im Jenseits verheißen ist, wenn die Menschheit auf ewig verdammt wäre, von Despoten zertreten, von deren Spießgesellen ausgebeutet und von den Lakaien verhöhnt zu werden, dann freilich müßte man in der Mönchskutte barfuß durch Europa laufen und den gegeißelten und verspotteten Menschen das tröstende Kreuz vorhalten und nach dem Tode dort oben alle sieben Himmel versprechen. Aber dem ist nicht so. Hienieden ist die Menschheit zur Glückseligkeit bestimmt, das Leben ist der Güter höchstes, und nirgends ist es lichter und herrlicher als auf dieser Erde, kann es wenigstens sein, denn „wir haben die Lande gemessen, die Naturkräfte gewogen, die Mittel der Industrie berechnet, und siehe, wir haben ausgefunden, daß diese Erde groß genug ist, daß sie jedem hinlänglichen Raum bietet, die Hütte seines Glücks darauf zu bauen, daß diese Erde uns alle anständig ernähren kann, wenn wir alle arbeiten und nicht einer auf Kosten des andern leben will, und daß wir nicht nötig haben, die größere und ärmere Klasse an den Himmel zu verweisen." Das Wesen des Christentums durchschauend, das durch „auferlegte Hundedemut und Engelsgeduld die erprobteste Stütze des Despotismus" geworden ist, lassen sich die Menschen nicht mehr mit Anweisungen auf den Himmel abspeisen; sie wissen, daß auch die Materie ihr Gutes hat und nicht ganz des Teufels ist; aller Hostien überdrüssig, lechzen sie nach nahrhafterer Speise, nach echtem Brot und schönem Fleisch. Der nächste Zweck aller unserer neuen Einrichtungen ist „die Rehabilitation der Materie", die Wiedereinsetzung des Stoffs, des Fleisches, in seine Würde, seine moralische Anerkennung, seine religiöse Heiligung und seine Versöhnung mit dem Geiste. Als Pantheisten befördern wir das materielle Glück der Völker, weil sich die Göttlichkeit des

Menschen auch in seiner leiblichen Erscheinung kundgibt, und das Elend den Leib, das Bild Gottes, zerstört oder erniedrigt und der Geist dadurch ebenfalls zugrunde geht. „Wir kämpfen", rief der begeisterte Prophet des dritten Testaments aus, „nicht für die Menschenrechte des Volkes, sondern für die Gottesrechte des Menschen . . . Wir wollen keine Sansculotten sein, keine frugale Bürger, keine wohlfeile Präsidenten; wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Gemüse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien." Die frohe Botschaft des Saint-Simonismus war es, gepredigt in berauschenden Tönen, gemalt in brennenden Farben zu einer Zeit, da die Saint-Simonisten schon kläglich abgedankt hatten.

Aber daß sie nach seiner Meinung auf ungünstigem Boden dem umgebenden Materialismus erlegen waren, bekümmerte den Dichter nicht sonderlich. Was ihm an ihrer Lehre lebendig und zukunftsreich schien, war ihm in Fleisch und Blut übergegangen; mehr hatten sie ihm nicht zu sagen. Als Enfantin ihn in einem ebenso langen wie wirren Briefe aus Ägypten anflehte, um die Verbrüderung der Völker untereinander und der Menschheit mit dem Erdball zu fördern, doch ja an das ewige Leben und die priesterliche Rolle Österreichs zu glauben, wandte er sich mit einem Lächeln und Achselzucken von diesen und ähnlichen Ungereimtheiten ab; später spottete er, um die Welt zu retten, habe Gott sich in der Gestalt Christi kreuzigen lassen und in der Gestalt Enfantins das Ungeheuerlichste getan: sich lächerlich gemacht, beides vergebens. Weil der deutsche Dichter wie einen Flammenbrand den Glauben an die revolutionäre Tat im Herzen trug, die aus der deutschen Philosophie entspringen mußte, schritt er mit froher Entschlossenheit weiter, wo die Jünger Saint-Simons in hoffnungslosem Katzenjammer steckenblieben. Statt sich in Hirngespinsten zu verlieren, mühte er sich, die Sprache der Tatsachen zu verstehen, und was sich in den Tiefen

der Gesellschaft regte und wovon er in seinen Berichten an die „Augsburger Allgemeine Zeitung" getreulich Kunde gab, dünkte ihn mit Recht wichtiger als Wahlumtriebe, Parteihader und Kabinettsränke. Immer mehr schärfte sich sein Blick für die wahren Springfedern kommender Umwälzungen. Hatten schon die Saint-Simonisten von den Eisenbahnen eine gänzliche Umwandlung der Gesellschaft erwartet, so stellte Heine noch entschiedener bei Eröffnung der Bahnen nach Rouen und Orléans fest, daß jetzt „unsere ganze Existenz in neue Gleise fortgerissen, fortgeschleudert wird und daß uns neue Verhältnisse, Freuden und Drangsale erwarten". So müsse, meinte er, unseren Vätern zumute gewesen sein, als Amerika entdeckt wurde, als sich die Erfindung des Pulvers durch die ersten Schüsse ankündigte oder als die Buchdruckerei die ersten Aushängebogen des göttlichen Worts in die Welt schickte: „Ein Ereignis, das der Welt einen neuen Umschwung gibt, das die Farbe und Gestalt des Lebens verändert; es beginnt ein neuer Abschnitt in der Weltgeschichte, und unsere Generation darf sich rühmen, daß sie dabei gewesen." Auch wenn in dem ewigen Land der Unruhe einmal die Ruhe einer verschneiten Winterlandschaft herrschte, vernahm sein geschärftes Ohr, wie die Zinsen fortlaufend in die ständig anschwellenden Kapitalien hinabträufelten, dazwischen das leise Schluchzen der Armut und manchmal etwas „wie das Klirren eines Messers, das gewetzt wird". Betrachtete er um Neujahr an den Läden die bunte Fülle der ausgestellten Luxus- und Kunstgegenstände und warf dann einen Blick auf die Schaulustigen neben sich, deren Gesichter so häßlich ernsthaft und leidend, so ungeduldig und drohend waren, dann wandelte ihn der Gedanke an, „diese Menschen möchten einmal mit ihren geballten Fäusten plötzlich dreinschlagen und all das bunte, klirrende Spielzeug der vornehmen Welt mitsamt dieser vornehmen Welt selbst gar jämmerlich zertrümmern". Das Elend des Volks auf den Gassen zwang jedem die Überzeugung auf, daß früh oder spät die ganze Bürgerkomödie ein ausgezischt schreckliches Ende nehmen und

als Nachspiel ein Kommunistenregiment folgen werde. „Es handelt sich nicht mehr um Gleichheit der Rechte, sondern um Gleichheit des Genusses auf dieser Erde, und es gibt in Paris etwa vierhunderttausend rohe Fäuste, welche nur des Losungswortes harren, um die Idee der absoluten Gleichheit zu verwirklichen, die in ihren rohen Köpfen brütet . . . Die Propaganda des Kommunismus besitzt eine Sprache, die jedes Volk versteht; die Elemente dieser Universalsprache sind so einfach wie der Hunger, wie der Neid, wie der Tod. Das lernt sich so leicht." Überdies gingen in den Vorstädten bei den Arbeitern, „dem kräftigsten Teile der unteren Klasse", mehrere neue Ausgaben von den Reden Robespierres um, auch von Marats Pamphleten, in Lieferungen zu zwei Sous, ferner Cormenins giftige Spottschriften gegen die Zivilliste, Babeufs Lehre und Verschwörung von Buonarrotti und die Revolutionsgeschichte Cabets — sein Roman mit der Schilderung des Zukunftslandes Ikarien wurden von den Arbeitern gleichfalls verschlungen — und Lieder hörte der Dichter singen, die aus der Hölle zu stammen schienen: „Man muß dergleichen mit eigenen Ohren angehört haben, zum Beispiel in jenen ungeheuren Werkstätten, wo Metalle verarbeitet werden, und die halbnackten, trotzigen Gestalten während des Singens mit dem großen eisernen Hammer den Takt schlagen auf dem dröhnenden Amboß."

Ließ Heine den Blick über den Kanal schweifen, fiel er auch zunächst auf die andrängende Not der sozialen Klasse. „Nur soziale Ideen", meinte der aufmerksame Betrachter, „können hier eine Rettung aus der verhängnisvollen Not herbeiführen, aber, um mit Saint-Simon zu reden, auf allen Werften Englands gibt es keine einzige große Idee, nichts als Dampfmaschinen und Hunger." Wieder war es eine geniale Erkenntnis, daß er in der Verbindung der Chartisten mit den unzufriedenen Fabrikarbeitern „die wichtigste Erscheinung der Gegenwart" sah, strebten doch hier zum erstenmal in der Weltgeschichte Proletariermassen, um ihre soziale Lage zu verbessern, nach der politischen Macht. Da ihm auch der Chartismus zur Erschütte-

rung der bisherigen Eigentumsidee zu führen schien, lag in den chartistischen Anfängen, „in ihren Konsequenzen verfolgt, eine soziale Umwälzung, wogegen die französische Revolution sehr zahm und bescheiden erscheinen dürfte".

Wenn die Stimmungsbilder aus Paris den Lesern des Augsburger Blattes immer wieder „die europäische, die Weltrevolution, den großen Zweikampf der Besitzlosen mit der Aristokratie des Besitzes" vor Augen rückten, so tat ihr Verfasser das, trotz aller gewollten und geforderten Zurückhaltung, nicht ohne Behagen und jedenfalls ohne die Spur einer Neigung zu dem Bourgeoisregiment, das von der Proletarierherrschaft mit all ihren Folgen bedroht wurde. Mit Verachtung sah er bei jeder Gelegenheit auf die neubürgerliche Gesellschaft herab, die im Taumel der Vergnügungen hastig den letzten Becher leeren wollte, weil sie schon im Korridor die marmornen Tritte der neuen Götter hörte, die ohne anzuklopfen in den Festsaal treten und die Tische umstürzen würden. Mit Geringschätzung ward er inne, daß diese Gesellschaft sich nur aus platter Notwendigkeit, ohne Glauben an ihr Recht und ohne Selbstachtung verteidigte, und verglich sie bald der altadligen Sippe von 1789, bald „jener älteren Gesellschaft, deren morsches Gebälk zusammenstürzte, als der Sohn des Zimmermanns kam". An eine lange Dauer des Kommunistenregiments wollte der Dichter nicht glauben, aber ehrend genug stellte er die Kommunisten mit den Christen der ersten Jahrhunderte in eine Reihe, die auch verachtet und verfolgt wurden, und an deren Anfänge „der Glaubenseifer und der düstere Zerstörungswille" der neuen Eigentumsgegner ihn stets erinnerten.

Aber dieser „Zerstörungswille" jagte ihm einen Schauder über die Seele; in ihm lebte etwas von der triebhaften Angst jeder genießenden Schicht vor dem Kommunismus, „vor jenen düsteren Gesellen, die wie Ratten aus den Trümmern des jetzigen Regiments hervorstürzen würden". Wenn er auf der einen Seite von allen Parteien in Frankreich nur die Kommunisten ernster Betrachtung für wert fand, so verspottete er auf der anderen Seite

die radikalen Gleichheitsgedanken in der muntersten Weise; in dem „Sommernachtstraum", der hundert ehrwürdige Begriffe in ein übermütiges Lachen auflöste, ereiferte sich der Bär Atta Troll brummend und grommelnd für ein gerechtes Animalreich:

Grundgesetz sei volle Gleichheit
Aller Gotteskreaturen,
Ohne Unterschied des Glaubens
Und des Fells und des Geruches.

Strenge Gleichheit! Jeder Esel
Sei befugt zum höchsten Staatsamt,
Und der Löwe soll dagegen
Mit dem Sack zur Mühle traben.

Doch nur Sklaven eines beschränkten Fanatismus konnten hier zürnen und zetern, denn was ihnen als böser Widerspruch einer verwickelten Dichterseele erschien, entwirrte sich näherer Überlegung gleich. Wenn Heine in diesem Sinne von Kommunisten sprach, hatte er weder die sanftmütigen Saint-Simonisten vor Augen, für deren neuen Gesellschaftsbau Kunst und Wissenschaft geradezu Ecksteine abgaben, noch die bildungsbeflissenen Sozialisten des zwanzigsten Jahrhunderts, unter deren Fittiche Kunst und Wissenschaft oft genug vor dem Angriff schmutziger Muckerhände flüchteten. Die Proletariermassen, um die es sich handelte, waren sich in ihrem dunklen Drange des rechten Wegs keineswegs bewußt, und in ihren Fäusten wurde in der Tat nicht selten ein redlicher Zerstörungswille wach. Ging es hoch her, so kam es ihnen gar nicht darauf an, kostspielige Maschinen kurz und klein zu schlagen, die ihr ungeschultes Hirn für die Erzeuger alles Elends hielt: kurz nach der Julirevolution zertrümmerten die Pariser Buchdrucker mit Wonne die mechanischen Pressen, im folgenden Jahre versuchten die Ebenholzarbeiter einer Holzschneidemaschine den Garaus zu machen, wieder ein Jahr später zerstörten die Arbeiter einer Tapetenfabrik aus England eingeführte Maschinen — das Wort: Nieder mit der Maschine! war ein häufiger Kampfruf bei Arbeiter-

krawallen. Auch was bei den Pariser Putschen aus den Tiefen der Gesellschaft streitlustig aufstieg, kannte, wenn es seine Ketten brach, keine inneren Schranken mehr. Im Februar 1831 leistete eine tobende Menge an der Kirche Saint-Germain l'Auxerrois und dem Palast des verhaßten Erzbischofs Quelen ein Meisterstück sinnloser Zerstörungswut. „Im Augenblick", schilderte Louis Blanc in seiner „Geschichte der zehn Jahre" das Werk dieser Vandalen, „waren die Zimmer erstürmt, die Kronleuchter zertrümmert, die Porträts zerrissen, die Marmorbüsten zerschlagen, die Tische und Lehnstühle zerschmettert, das Täfelwerk aufgerissen; die Spiegel zerflogen zu Stücken, von allen Fenstern her sah man seltene Bücher, kostbare Manuskripte, reiche Kruzifixe, Meßbücher, Meßgewänder, Chorröcke, Priesterornate aller Art in der Luft wirbeln und in den Garten niederfallen . . . Was an diesem Tage der Tollheit für die Kunst und Wissenschaft verlorenging, läßt sich nicht berechnen!" Ebenso beklagte Heine den unersetzlichen Verlust für die Wissenschaften, als ein Jahr danach bei einem nächtlichen Tumult seltene alte Münzen aus der staatlichen Medaillensammlung abhanden kamen, und so sehr erstaunlich war nach allem die Annahme des Dichters nicht, die Proletarierherrschaft werde alles Schöne und Erhabene auf dieser Erde in blödsinnigem Gleichheitstaumel zerstören und namentlich gegen Kunst und Wissenschaft ihre bilderstürmende Wut auslassen. Die Zukunft gab ihm unrecht. Höchstens sah er richtig voraus, daß die Kommunisten, einmal ans Ruder gelangt, die Vendôme-Säule zu Boden reißen würden, „damit dieses Denkmal und Sinnbild der Ruhmsucht von der Erde verschwinde", aber als ein Menschenalter später die Kommune die Säule wirklich niederlegen ließ, geschah es nicht durch barbarische Kunstfeinde, sondern durch einen genialen Künstler, den Maler Courbet.

Auch was Heine von den kleineren Geistern des Kommunismus wußte, die sich zwischen Saint-Simon und Marx tummelten, war danach angetan, ihn in seiner Meinung über die „plünderungssüchtige Avantgarde der Zukunft" zu bestärken,

denn ihre Lehre erleuchtete die Welt nicht mehr als ein Dreierlicht; mit groben Begriffen wandten sich die Dezamy, Laponneraye und de la Hautière an grobe Köpfe, und weit entfernt, von Entwicklungsgesetzen der Gesellschaft etwas zu ahnen, bestand all ihr trüber Witz darin, daß sie wie Pillot den Einwand, die Menschheit sträube sich gegen den Kommunismus, mit dem Geistesblitz abfertigten, die Narren im Irrenhaus sträubten sich auch gegen die kalten Duschen. Dieser platte und voraussetzungslose Kommunismus, auf die planmäßige Verteilung statt auf die planmäßige Erzeugung der Güter eingestellt, mußte bei der erst mangelhaft entwickelten Ergiebigkeit der Arbeit zu dem Schluß kommen, daß, wie es Marat schon ausgedrückt hatte, den Günstlingen des Glücks das Überflüssige zu nehmen sei, um der Bedürftigkeit der anderen ein Ende zu bereiten. Darum schrien diese kleinbürgerlichen Kommunisten Zeter und Mordio über den Luxus; eine Gruppe der „Gesellschaft der Jahreszeiten" forderte in ihren Satzungen neben der Weibergemeinschaft und der Abschaffung des Eigentums die Zerstörung der Luxusgegenstände, das Programm einer anderen Verschwörung erklärte: Wir ächten den Luxus!, und im „Manifest der Gleichen" hatte Babeuf, dessen Lehre neuerdings wieder lebendig wurde, ausgerufen: Mögen alle Künste, wenn es sein muß, zugrunde gehen, wofern uns nur die wirkliche Gleichheit bleibt! Dem Dichter als Freund des Luxus, als Verehrer des zwecklos Schönen, als Liebhaber des Überflüssigen gingen die Aussichten auf eine solche „Kaserne der republikanischen Tugend" arg wider den Strich; sein Feinschmeckergaumen entsetzte sich bei dem Gedanken an eine „erhaben schlechte Gleichheitsküche". Wenn er darum über den „verwachsenen, krummbeinigen Schustergesellen" spöttelte, der in einer Versammlung deutscher Handwerksburschen die Gleichheit aller Menschen behauptete, so war das ein verständlicher Mangel an Ehrfurcht vor dem, mit Engels zu reden, „bornierten Gleichheitskommunismus", der, die Menschen gleichsetzend, jedem den gleichen Zwilchrock und die gleiche Speckschwarte zuteilte.

Aus ähnlicher Stimmung heraus betrachtete Heine Wilhelm Weitling mit gemischten Gefühlen; er traf ihn im Herbst 1844 in Hamburg bei Campe, dem der Handwerksburschenkommunist seine als Dichtungen herzlich belanglosen Kerkerpoesien in Verlag gab. Weitling, seiner Bedeutung unbeschadet in vielem ein schnurriger Kauz, trieb gerade auf einem Felde die Absonderlichkeiten weit, wohin ihm das Verständnis des gepflegten, aufs Äußere sehenden Heine nicht folgen konnte: in Bedürfnislosigkeit geradezu schwelgend, enthielt er sich nicht nur des Weins, des Zuckers und der Handschuhe, sondern auch der Unterkleider, der Strümpfe und der Seife. Zudem hatte längere Kerkerhaft, die ihn ganz auf das eigene Ich anwies, seine Selbstüberhebung bis ins Krankhafte gesteigert; großer Mann, als den er sich fühlte, glaubte er ein Rezept zur Verwirklichung des Himmels auf Erden in der Tasche zu haben, und bildete sich ein, jeder gehe darauf aus, es ihm zu stehlen; selbst Freunde, die ihm mit Nachgiebigkeit und Wohlwollen entgegenkamen, widerte auf die Dauer die unduldsame Großspurigkeit seines Wesens an. Um so mehr stieß den gar nicht grobkörnigen Dichter sowohl das „ungläubige Knotentum" ab, mit dem sich der berühmte Schneidergesell ihm als Kollegen in revolutionären und atheistischen Ansichten vorstellte, als auch das selbstgefällige Märtyrertum, mit dem er seine Kettenspuren vorzeigte. Aber wenn Heine dieses Zusammentreffens nicht gerade mit Begeisterung gedachte, wies er doch ehrlich auf die seltsamen Widersprüche des Menschenherzens hin: während er dem toten Schneider Jan van Leyden begeisterte Verehrung gewidmet habe, fühle er unüberwindliche Abneigung vor der Annäherung des lebenden Schneiders Wilhelm Weitling, trotzdem beide Apostel und Märtyrer derselben Sache seien.

Immerhin mühte er sich, dem Geschmähten gerecht zu werden; Talent und Gedanken sprach er ihm durchaus nicht ab, und sein Buch — fälschlich hieß er es „Die Garantie der Gesellschaft" — nannte er den „Katechismus der deutschen Kommunisten". Ebensowenig ließ er sich durch das persönliche

Unbehagen vor der drohenden Proletarierherrschaft abhalten, mit gespannter Aufmerksamkeit den Männern zu folgen, die an der Umwälzung der bestehenden Ungerechtigkeiten arbeiteten. Wenn aus Deutschland Axthiebe gegen die alte Welt herüberschallten, horchte er auf. Da David Friedrich Strauß, der „David mit der tödlichen Schleuder", die evangelischen Erzählungen als Mythen aufdeckte, schloß er auf das nahe Ende des Christentums; von dem Königsbuch der Bettine nahm er verwundert Kenntnis; Bruno Bauer bedachte er nicht minder mit gut gelaunten Spottversen wie den alten Rationalisten Paulus, den „Kirchenrat Prometheus", und ein loser Pritschenschlag auf die Schulter Ludwig Feuerbachs war es, wenn Atta Troll in Gott sein eigenes Wesen vergegenständlicht fand:

Droben in dem Sternenzelte
Auf dem goldnen Herrscherstuhle,
Weltregierend, majestätisch
Sitzt ein kolossaler Eisbär.

Trotz solchen Spotts schätzte Heine das Werk des Philosophen nicht geringer, aber wichtiger nahm er die französischen Verbreiter des Umsturzes. Oft hatte er noch Fourier in seinem grauen, abgeschabten Rocke längs den Pfeilern des Palais Royal hastig hinschreiten sehen, „die beiden Rocktaschen schwer belastet, so daß aus der einen der Hals einer Flasche, aus der anderen ein langes Brot hervorguckten", und auch ihm huldigte er als großem Sozialisten und Spender von Gedanken, „die uns neue Welten des Genusses und des Glückes eröffneten". Aber schon erkannte der Dichter klar, daß die Saint-Simonisten und Fourieristen nur von der sozialen Frage als einem überlieferten Begriff bewegt und nicht von dämonischer Notwendigkeit getrieben wurden; die von oben die Gesellschaft umbilden wollten, waren nicht „die prädestinierten Knechte, womit der höchste Weltwille seine ungeheuren Beschlüsse durchsetzt". Das waren vielmehr die Kommunisten, zu deren wachsendem Heere früher oder später die Anhänger Saint-Simons und Fouriers übergehen

würden, um, dem rohen Bedürfnisse das gestaltende Wort leihend, gleichsam die Rolle der Kirchenväter zu übernehmen. Hatte er sich ehedem von Enfantin gern den ersten Kirchenvater der Deutschen nennen hören, so rechnete er jetzt zu den Kirchenvätern der neuen Gesellschaft Männer wie Louis Blanc, Pierre Leroux und Joseph Proudhon. Mochten sie mit ihren Allheilmitteln wie Organisation der Arbeit, Solidarität und Volksbank, aus der Rückschau betrachtet, kleinbürgerlich und reaktionär erscheinen, mit ihrer zersetzenden Kritik der bestehenden Ordnung wirkten sie, ehe der Sammelruf für die Arbeiterklasse erklungen war, als Fackelträger der großen Umgestaltung, und lediglich auf ihre revolutionäre Aufgabe hin sah sie Heine an. Louis Blanc, dessen Hauptschrift er weniger gründliches Wissen als glühende Sympathie für die Leiden des Volkes nachrühmte, kam dabei am schlechtesten weg, nicht weil in der Tat sein Sozialismus mehr Wasser als Wein enthielt, denn Verständnis für das Ökonomische war nicht die schwächste, sondern überhaupt keine Seite von Heines Wesen; der Dichter strich ihm vielmehr an, daß das „spaßhafte Kompositum von Liliputaner und Spartaner" im Staate allgemeine Küchengleichheit einführen wolle, „wo für uns alle dieselbe spartanische Suppe gekocht werden soll, und was noch schrecklicher, wo der Riese auch dieselbe Portion bekäme, deren sich Bruder Zwerg zu erfreuen hätte". Auch Pierre Leroux war ihm als „asketischer Entsagungsmensch, dem Luxus und jedem Sinnenreiz abhold", nicht gerade wesensverwandt; der frühere Saint-Simonist, der bei der deutschen Philosophie, und zwar bei Schelling gelandet war, schien ihm eine kolossale Brücke zu bauen, „die aus einem einzigen Bogen bestehend, auf zwei Pfeilern ruhen soll, wovon der eine aus dem materialistischen Granit des vorigen Jahrhunderts, der andere aus dem geträumten Mondschein der Zukunft" verfertigt war. Aber weil noch seine unklarsten Gedanken dem befreienden Heil der Menschheit galten und er, nicht bloß ein denkender, sondern auch ein fühlender Philosoph, sein ganzes Leben und Streben „der Verbesserung des morali-

schen und materiellen Zustandes der unteren Klassen" widmete, war ihm die warme Neigung Heines sicher. In Proudhon endlich, dessen schonungsloser Angriff auf das Eigentum vielen eine Offenbarung geworden war, sah Heine „das zerstörende Prinzip" in Gestalt eines Staatsphilosophen; seine innige Freude hatte er daran, daß diese Brandschriften wie Romane von Hand zu Hand gingen: „Niemand merkt," sagte er zu Meißner, „daß beim Umschlagen der Blätter Drachenzähne herausfallen, die eines Tages prächtig aufgehn und eine gesegnete Ernte geben werden."

Wie mit Karl Marx, dem gewaltigen Gedankenschmied des modernen Sozialismus, führte der „Menschenozean" Paris Heine auch mit dem großen Aufrüttler der deutschen Arbeiterklasse, mit Ferdinand Lassalle, zusammen. Bei dem Streit um Börne hatte der junge Engels in dem Dichter nur einen „Schweinigel" gesehen, und ähnlich gesinnt schrieb damals der noch in den Knabenschuhen steckende Lassalle in sein Tagebuch: „Und dieser Mann ist abgefallen von der Sache der Freiheit! Und dieser Mann hat die Jakobinermütze von seinem Haupte gerissen und einen Tressenhut auf die edlen Locken gedrückt." Aber Engels krempelte noch vor der näheren Bekanntschaft mit Heine sein vorschnelles Urteil gründlich um, und auch Lassalle kam bald dahinter, daß es mit der Jakobinermütze und dem Tressenhut seine eigene Bewandtnis hatte. Als er fünf Jahre nach jenem Verdammungsspruch in Paris weilte, um die Bücherschätze der Stadt nach Stoff für seine Arbeit über Heraklit zu durchstöbern, wurde er durch seinen späteren Schwager Friedland bei dem berühmten Zeitgenossen eingeführt. Der ungestüme und frühreife Jüngling, auf dessen hoher Stirn die Lichter der Zukunft spielten, und der unklar davon schwärmte, seinem Lande ein Mirabeau zu werden, war im wesentlichen ein Gegenfüßler des Dichters. Heine war weich, Lassalle hart, Heine König im Traumreich, Lassalle Thronbewerber in der Tatwelt, und reich entwickelter Phantasie bei jenem stand starr gezüchtete Willenskraft bei diesem gegenüber. Aber wie oft zogen sich auch hier

die Gegensätze an; dem starken Zauber einer starken Persönlichkeit erliegend, schrieb der Dichter über den Einundzwanzigjährigen, in ihrem persönlichen Gegensatz den Gegensatz zweier Generationen fassend, an Varnhagen die seltsam prophetischen Zeilen: „Herr Lassalle ist ein so ausgeprägter Sohn der neuen Zeit, die nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder heuchlerisch in unserer Zeit hindurchgehungert und hindurchgefaselt. Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demütig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flennten und waren vielleicht doch glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegengehn." Die wagende Kühnheit, mit der Lassalle das Leben anpackte, wirkte auf Heine kräftigend wie ein Stärkungstrunk; bewundernd bestätigte er ihm das göttliche Recht, das himmlische Privilegium der Frechheit, mit dem der Unverdrossene nicht kargte: „Im Vergleich mit Ihnen", gestand er, „bin ich doch nur eine bescheidene Fliege." Aber nach Lassalles Abreise schlich sich schon ein Schatten in ihr Verhältnis ein, während Heine noch mit Friedland freundschaftlich verkehrte und dessen Gattin, Lassalles schöner Schwester, eifrig den Hof machte. Der Dichter verlangte, daß der Freund sich seiner in dem Erbschaftsstreit gegen die Hamburger Sippen und Magen tatkräftig annehme und wurde in seinen weitgehenden Erwartungen enttäuscht; Lassalle wiederum bat in den Händeln, die er für die Gräfin Hatzfeld gegen ihren Mann und seinen erzjunkerlichen Anhang ausfocht, um Heines Unterstützung und erfuhr bündige Ablehnung, da sich der Dichter nicht in Dinge mischen wollte, die ins Gebiet der Sueschen Romane gehörten. Doch den Bruch brachte eine leidige Geldangelegenheit. Von Friedland hatte sich Heine für sein ganzes bescheidenes Vermögen, vierzehntausend Franken, Aktien einer belgischen Gasgesellschaft aufschwätzen lassen, die sich durch die Beleuchtung der Stadt Prag glänzend verzinsen sollten. Als statt dessen die

Papiere einen jähen Kurssturz erlebten und Friedland sie von Heine nicht zum Nennwert zurücknehmen wollte, schnob der Geschädigte nicht nur gegen den Börsenmann, sondern auch gegen dessen Schwager Gift und Galle. Mit den zorngeröteten Augen sah er Lassalles Bild in seltsamer Verzerrung: bald bedauerte er, daß so viel glückliche Naturanlagen der dämonischen Selbstzerstörung anheimgefallen seien, bald raste er in vertraulichen Familienbriefen gegen ihn als einen „der furchtbarsten Bösewichter, der alles fähig ist, Mord, Fälschung und Diebstahl, und eine an Irrsinn grenzende Willenszähigkeit besitzt." Aber das verblendete Urteil verbitterter Stunden hinderte ihn nicht, mit Spannung und Teilnahme den Lebensgang des ungewöhnlichen Mannes zu verfolgen, in dem er zu Recht alle Vorzüge und Fehler ihrer gemeinsamen Rasse vereinigt fand.

Große Menschheitsideen hatten Heine und Lassalle zusammengebracht, kleines persönliches Gezänk riß sie auseinander. Anders bildeten große Menschheitsgedanken für die Dauer ihres Lebens den Kitt zwischen Heine und Marx. Irgendeinen Einfluß Lassalles, der während des Pariser Aufenthalts noch allzusehr ein Werdender war, offenbarte das Schaffen des Dichters nicht, und sinnfälliger wurde die Einwirkung von Saint-Simon als die von Marx. Aber wenn der Dichter die welterschütternde Bedeutung seines Freundes mehr mit dem Ahnungsvermögen als mit der Verstandeskraft erfaßte und vom wissenschaftlichen Sozialismus mehr wußte, was er wollte als was er war, so prägte sich die Freundschaft mit Marx der Entwicklung Heines doch unverwischbar auf. Marx war es, der wie im Politischen so im Sozialen der Heineschen Lyrik Eisen ins Blut goß. Die spärliche soziale Dichtung in Deutschland vorher, etwa mit Chamisso, war meist tränenseliges Jammern, und auch was in dem zeitgenössischen Frankreich Arbeiter für Arbeiter dichteten, kam über Deklamation und Phrase kaum hinaus. Aber in dem melancholischen Winter, den Marx und Heine in Paris miteinander verlebten, wuchsen in dem Dichter Verse sozialen Grolls, hart wie Faustschläge, höhnisch wie das Schicksal und

sachlich wie der Tod. Alles Gewinsel von himmelblauen Blümelein, alles Geschwafel von allgemeinen Menschenrechten auf den Kehrichthaufen weisend, erklang die schier gemütsrohe Mahnung an das deutsche Volk, sich endlich mit gutem Appetit zur Erde zu bekehren:

Michel! Fürchte nichts und labe
Schon hienieden deinen Wanst,
Später liegen wir im Grabe,
Wo du still verdauen kannst.

Manchmal stach der Dichter wie durch Eingebung tiefer an die Wurzeln einer sozialen Erscheinung als sein sonst scharfsichtigerer Freund. So deutete Marx am wahren Wesen des schlesischen Weberaufruhrs vorbei, wenn er ihn damit beginnen ließ, womit die französischen und englischen Arbeiteraufstände geendet hätten, mit dem Bewußtsein über das Wesen des Proletariats. In Heines unsterblichen Weberstrophen dagegen wurde die ganz unbewußte, planlose Eintagsaufwallung dieser Getretenen und Geknuteten warmes, zuckendes Leben. Hier schaltete sich der Spötter, Genießer und Ichmensch vor dem namenlosen Leid namenloser Haufen aus; die Stimme, die einst so sanft kleines Frühlingslied, liebliches Geläute gesungen hatte, rang sich aus der eingefallenen Brust getretenster und zermürbtester Menschenkinder als der gellende Schrei des Hungers und der Verzweiflung:

Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Den unser Elend nicht konnte erweichen,
Der den letzten Groschen von uns erpreßt,
Und uns wie Hunde erschießen läßt!

Aber Heine spannte das Weberelend in weitere Gesichtskreise ein — er sah die große soziale Revolution, die sich auch in diesem unbewußten Aufbäumen ankündigte: Altdeutschland, wir weben dein Leichentuch! Das gleiche Ereignis rüttelte nicht wenige deutsche Dichter zu Versen auf, aber nicht von Freilig-

rath und Pfau, nicht von Weerth und Dronke wurden Heines Weberstrophen an wild verbissener Leidenschaft, unheimlich düstrer Kraft und drohendem Zukunftsausblick erreicht, geschweige überboten.

Am hinreißendsten und kühnsten aber offenbarte Heine seinen Glauben an die bessere Zukunft, wie der Saint-Simonismus sie erträumt, und an die soziale Revolution, wie Marx sie ihm bei mancher Aussprache vorausgesagt hatte, in dem „Wintermärchen Deutschland". In den Versammlungen der Rue Taitbout hatte Olinde Rodrigues, einer der Kirchenväter der Saint-Simonisten, nach einem Tyrtäus des Friedens gerufen, nach einem „Sänger der Hoffnungen des Volkes, das arbeitet und nicht mehr Krieg führen will", und nach einer Hymne des Friedens, „packender als die schreckliche Marseillaise, freudiger als die einfache Parisienne". Hier war dieser Dichter und hier dieses Lied! Denn die durcheinanderwirbelnden Glocken des „Wintermärchens" übertönte hell und stark der Klang des Erzes, mit dem, zuversichtlicher Glöckner der Zukunft, Heine die frohe Botschaft des Hienieden verkündete und den unbekümmerten Glauben an unsern Stern pries:

Ein neues Lied, ein besseres Lied,
O Freunde, will ich euch dichten:
Wir wollen hier auf Erden schon
Das Himmelreich errichten.

Wir wollen auf Erden glücklich sein
Und wollen nicht mehr darben;
Verschlemmen soll nicht der faule Bauch,
Was fleißige Hände erwarben.

Es wächst hienieden Brot genug
Für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust
Und Zuckererbsen nicht minder.

Ja, Zuckererbsen für jedermann,
Sobald die Schoten platzen!
Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen.

Klirrend sprangen die Tore einer neuen Welt auf, verwandt jener, die zu gewinnen Marx und Engels drei Jahre später die Arbeiter aller Erdteile aufriefen. Was bei ihnen immer klarere Gestalt annahm, ahnte Heine nur in dämmernden Umrissen, und doch führte von dem poetischen Manifest des „Wintermärchens" zu dem „Kommunistischen Manifest" ein gerader Weg: beide belebte derselbe weltgeschichtliche Rhythmus einer aufsteigenden Klasse, verschwistert wie sie waren, das traumhafte Ahnen des Dichters hier und dort das klare Erkennen des Denkers und das starke Wollen des Kämpfers. Der Zornruf klang:

Verschlemmen soll nicht der faule Bauch,
Was fleißige Hände erwarben,

und die Antwort kam: Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

Und das war das rechte Losungswort der Zukunft!

Matratzengruft und Montmartre

Den Grundklang von Heines Schaffen in seinen letzten Jahren gab die bittere Erkenntnis ab:

Zugrund muß alles gehn,
Was hienieden groß und schön,

aber sie entsprang nicht einer grämlichen Weltverachtung und Selbstverneinung, wie sie damals Schopenhauer aus den Vorstellungskreisen des untergehenden Kleinbürgertums entwickelte, sondern erklärte sich aus der doppelten Tatsache, daß der so weltfreudige Dichter als Sterbender in einer toten Zeit stand.

Im wesentlichen widersprach der Verlauf der europäischen Revolution von 1848 keineswegs seinen Erwartungen und Voraussagen. Wirtschaftliche Übel aller Art hatten ihr den Boden bereitet, die Kartoffelkrankheit und die Mißernten der Jahre 1845 und 1846, die daraus hervorgehende allgemeine Teuerung und vor allem die große Handels- und Industriekrise, die 1847 in England losbrach. Schon zu Beginn des folgenden Jahres warf die allgemeine Gärung in einzelnen italienischen Staaten bedrohliche Blasen, und in München entfesselte die Dreistigkeit, mit der die königliche Buhlerin Lola Montez das Land als Spielball ihrer Launen behandelte, einen bösen Krawall gegen jenen Ludwig, den Heine so unbarmherzig verewigt hatte. Aber erst der Donner von Paris weckte donnernden Widerhall in ganz Europa. Die Frage der Wahlreform war in Frankreich immer brennender geworden, und da sich die

Regierung Ludwig Philipps allen gerechten Forderungen hartnäckig verschloß, suchte die von der Macht ausgesperrte bürgerliche Opposition durch den sogenannten Bankettfeldzug die Massen auf die Beine zu bringen, gewiß nicht, um das Königtum zu beseitigen, sondern nur, um es einzuschüchtern. Doch der Stein entglitt den vorsichtigen Händen, die ihn ins Rollen gebracht hatten, und wuchs zur unheimlichen Lawine, die den Thron des Bürgerkönigs in ihrem Sturz zerschmetterte. Verblüfft und entsetzt standen die liberalen Hasenfüße Ende Februar vor seinen Trümmern und sahen sich durch die Angst vor denselben Fäusten, die ihn zerschlagen hatten, gezwungen, die Republik auszurufen, die soziale Republik nach der Meinung der Arbeiter, die im blutigen Straßenkampf die alten Gewalten besiegt hatten, die bourgeoise Republik in der Hoffnung der Ausbeuter, die auch diesen proletarischen Sieg für sich auszunutzen gedachten. Vorderhand mußte zur Besänftigung der grollenden Massen die Trikolore mit einer knallroten Schleife verziert werden; in der provisorischen Regierung der jungen Republik saßen neben gemäßigten und minder gemäßigten bürgerlichen Republikanern als Vertreter der Arbeiter Louis Blanc und Albert, dieser ein leibhaftiger Proletarier, den man vom Fleck weg aus der Werkstatt ins Ministerium geholt hatte. Auch verhieß die Regierung auf geduldigem Papier großmütig das Recht auf Arbeit, pferchte nach und nach über hunderttausend Beschäftigungslose in die unglückseligen Nationalwerkstätten und schuf in der Luxemburg-Kommission mit Louis Blanc an der Spitze einen Ausschuß, der nichts zu tun hatte, als über die soziale Frage nachzugrübeln. In ihrer Entwicklung noch zu weit zurück, um die Staatsmacht für sich zu erobern, ließ sich die Arbeiterklasse durch dieses mannigfache Blendwerk täuschen; noch kämpfte erst die industrielle Bourgeoisie um Ellbogenfreiheit im Staat; noch bildeten Kleinbürger und Kleinbauern die überwiegende Mehrheit des Volkes. In der entscheidenden Finanzfrage wies denn die vorläufige Regierung unbekümmert ihren kapitalistischen Geburtsschein vor; statt die

Schuldenlast, die das Bürgerkönigtum aufgehäuft hatte, mit einem Federstrich durch Erklärung des Staatsbankrotts abzuwälzen, verbürgte sie zur höheren Ehre des bourgeoisen Kredits allen Staatsgläubigern die Zinsen ihrer Pfandbriefe und schrieb zur Deckung der Beträge eine direkte Steuer aus, die in erster Reihe die Kleinbauern hart traf und gegen die Republik maßlos erbitterte. Damit hatte die Februarrevolution zu einer Zeit die Axt an ihre eigenen Wurzeln gelegt, als sich die von ihr hervorgerufene Erschütterung des europäischen Bodens durch einen Kreislauf von Revolutionen offenbarte.

In dem buntscheckigen Habsburgerreich geriet zuerst alles ins Wanken. Die verschiedenen Völker gegeneinander ausspielend und sich auf Großgrundbesitz und Börse stützend, hatte Metternich dem unholden Wahn gelebt, ihn werde schlimmstenfalls die Pastete noch aushalten. Aber als Paris losschlug und, davon entzündet, in dem ausgesogenen Ungarn Kossuth als Führer des oppositionellen, weil verarmten Kleinadels gegen die „Bleikammern des Wiener Regierungssystems" die Blitze seiner Beredsamkeit schleuderte, stand Wien an einem Märztag einhellig auf, denn trotz ihrer geringen Entwicklung waren Handel und Industrie schon allzu entwickelt, um nicht Polizeiwirtschaft und Naderertum als unerträglich zu empfinden. Nach kurzen Straßenkämpfen gab die Regierung nach; den Forderungen, die überall in diesem Frühling Stichworte der Bewegung waren: Preßfreiheit, Verfassung und Volksbewaffnung, ward Erfüllung zugesagt. Da aber die sehr eingeengte Konstitution vom 25. April Österreich kaum dorthin brachte, wo sich Frankreich vor dem 23. Februar befunden hatte und die Regierung dem Revolutionsausschuß, Zentralkomitee benannt, sehr bald an den Kragen wollte, stieg Wien Mitte Mai abermals auf die Straße, um die Machthaber vollends zusammenklappen zu sehen.

Der mächtigste von ihnen, der schier allmächtige Metternich, war schon im März Hals über Kopf nach London geflüchtet, wo er die gestürzte Größe Guizot antraf, und wo ihn in kurzem in der Vermummung eines bescheidenen Herrn Lehmann der

Prinz von Preußen einholen sollte. Auch ihm war die Märzluft nicht bekömmlich, denn in Preußen schlug es ebenfalls ein. Mit jedem Jahre hatte sich das Verhältnis zwischen Regierung und bürgerlicher Klasse verschärft. Als deshalb unter dem Druck der ungestümen Presserin, der Finanznot, 1847 die Provinziallandtage zu dem Vereinigten Landtag zusammenberufen wurden, sahen die Widersacher des Absolutismus darin nur einen Hohn auf das unvergessene Verfassungsversprechen Friedrich Wilhelms III. Auch als die ersten Berliner Märztage auswiesen, daß der beschränkte Untertanenverstand dem unbeschränkten Volkswillen zu weichen begann, ließ der König nicht von seinem Starrsinn und bequemte sich erst allzu spät zu allzu lahmen Zugeständnissen. Wie in Paris und Wien, zog in Berlin ein „Mißverständnis" eine erbitterte Straßenschlacht nach sich, bei der die Barrikadenkämpfer die Oberhand behielten. Der noch kurz zuvor auf den ewigen Bestand seines Gottesgnadentums gepocht hatte, ließ am 18. März seine „lieben Berliner" zusammenkartätschen; am 19. März grüßte er, eine Marionette der Revolution, tief gedemütigt die Rebellenleichen von seines Schlosses Altan, und am 21. März ritt er, ein Komödiant der neuen Freiheit, mit schwarzrotgoldener Fahne durch die Stadt, an jeder Gassenecke verheißend, daß Preußen jetzt in Deutschland aufgehen werde. Die noch immer zu Frankreich neigende bürgerlich entwickeltste Provinz, das Rheinland, beflügelte mit der Drohung des Abfalls die Bereitwilligkeit derer an der Spitze, den Wünschen derer von unten nachzugeben. Aber die bleiche Furcht vor der sozialen Revolution brachte die bürgerliche Revolution sofort wieder zum Liebäugeln mit den alten Gewalten; über die Märzbarrikaden gelangte mit den Ministern Camphausen und Hansemann jene Schicht zur Macht, gegen die Frankreich seine Februarbarrikaden errichtet hatte. Auch die am 22. Mai zusammentretende Preußische Nationalversammlung bewies ihren kurzen Atem durch ihre Absicht, eine Verfassung mit dem König zu vereinbaren, statt dem geschlagenen Absolutismus eine Konstitution abzuzwingen.

Die kleineren deutschen Staaten waren mit einer siegreichen Märzbewegung vorangegangen oder folgten unmittelbar nach. Aber, Fluch der deutschen Vergangenheit, sechsunddreißig Revolutiönchen in sechsunddreißig Vaterländern gaben zusammen noch keine deutsche Revolution, die, den Blick auf ein Ziel gerichtet, ihre Kräfte in einen Brennpunkt sammeln und einen großen Schlag wagen konnte, sondern nebeneinander pufften mit unsinniger Kraftvergeudung die preußische, die bayerische, die sächsische, die badische, die schleiz-ebersbach-lobensteinsche Erhebung los. Das über diesen Revolutionen thronende deutsche Revolutionsparlament wurde schon, weil es diese deutsche Revolution nicht gab, von vornherein zu einem kläglichen Schattenspiel an der Wand. Der Freiheitsfrühling von 1848 entfesselte einen in Deutschland unerhörten Jubelsturm, und Liebe, Glaube, Hoffnung schwellten in nicht dagewesenem Maße die Brust des freigesinnten Spießbürgers. In der Frankfurter Paulskirche entfaltete sich jener Idealismus, der flüchtigem Schaum auf der flüchtigen Welle glich; hier war die Luft mit dem „nutzlosen Enthusiasmusdunst" geschwängert, über den Heine in der Vorrede zum „Atta Troll" gespottet hatte; hier bezechte man sich an Worten und berauschte sich an Begriffen, und nur eines war weltenfern und gerade das eine, das allein helfen konnte: der Wille zur Tat! Statt durch Schaffung einer bewaffneten Macht ihren Beschlüssen gegen die widerstrebenden Regierungen stählernen Nachdruck zu geben, zog die Nationalversammlung eine Null aus dem Nichts hervor: einem Mitglied des Habsburger Erzhauses, einem beiläufigen Johann, übertrug sie die zweifelhafte Würde des Reichsoberhauptes, und statt ein freies Polen zu errichten, so Rußland, dem Hort der Gegenrevolution, den Handschuh hinzuschleudern und im Kampf gegen den Zarismus ein freies und einiges Deutschland zusammenzuschweißen, gab das Frankfurter Parlament, kurzsichtig und verblendet, die Polen preis.

Daß aber diese deutsche Umwälzung nur ein Zerrbild der Jahre 1648 in England und 1789 in Frankreich wurde, lag

weniger an den Menschen, als an den Verhältnissen. Die unentwickeltste von den Klassen, die auf der Bühne der Revolution miteinander und gegeneinander wirkten, war das Proletariat. Von dem Bürgertum als Kanonenfutter auf die Barrikaden geschickt, wußte es in all seiner Not nach der Niederlage des gemeinsamen Gegners nicht wohin, da es sich über seine Klassenlage bei weitem nicht im reinen war. Wenn 1846 Preußen 457 365 selbständige Meister mit 384 733 Gesellen und Lehrlingen und 78 000 Fabriken mit 550 000 Arbeitern aufwies, so waren auch diese Unternehmen — auf eine „Fabrik" entfielen sieben Arbeiter! — zum größten Teil handwerkliche Kleinbetriebe, und die meisten Arbeiter lebten nicht nur unter den Arbeitsbedingungen, sondern auch im Gedankenkreis des kleinbürgerlichen Handwerksgesellen. Die den Weckruf des „Kommunistischen Manifestes" vernommen hatten und aus richtiger Einsicht in ihre Lage entschlossene Tatkraft ableiteten, zählte man mit dem kleinen Einmaleins zusammen; kein Blatt beleuchtete den Lauf der Dinge mit unerbittlicherer Klarheit als die von Marx und Engels geleitete „Neue Rheinische Zeitung", aber keines übte auch auf den Lauf der Dinge geringeren Einfluß aus. Denn da sich in ihrer Mehrzahl die Arbeiter noch nicht von den überlieferten Vorstellungen der Zunft- und Zopfzeit befreit hatten, lehnten sie sich hier entrüstet gegen die Benennung Proletarier auf, dort forderten sie nachdrücklich das Verbot der Maschinen, an drittem Ort traten sie für Abschaffung der Frauenarbeit ein. Die westfälischen Weber wollten sich das längst von der Entwicklung durchlöcherte Recht, Meister zu werden, erkämpfen, Fuhrleute und Kutscher rissen vielfach die Schienen der Eisenbahnen auf, die ihnen das Brot genommen hatten, und in Mainz, das seit 1792 keine Spur von Zunftzwang mehr kannte, wußten die früheren Kahnschlepper es als schönste Errungenschaft des Märzen durchzusetzen, daß für etliche Tage die Flußschiffe nicht mehr durch Dampfkraft, sondern wie vor alters von Menschenhand durch das Stadtgebiet gezogen wurden — Ludwig Bamberger erzählte von dem

„erhebenden Schauspiel, wie unter dem Jubel der Uferbevölkerung die Männer sich an die eroberten Schiffe anspannten, das Halfter über die Schulter gezogen, sie im Triumph den Rhein entlang wieder aufwärts schleppten". Überall schaute unter der trutziglichen Löwenhaut der deutschen Revolution das Eselsohr gänzlicher politischer Unreife hervor. Das Bürgertum schwamm in Ungewißheit nicht nur darüber, was es konnte, sondern auch darüber, was es wollte. Als das aufständische Wien mit Pulver und Blei den Schergen Ferdinands die Meinung sagte, war eine Barrikade mit dem Kaiserbildnis geschmückt und hieß die Kaiserbarrikade, und im Badischen erklang der Ruf nach einer Republik mit dem Großherzog an der Spitze. Weil in Deutschland die bürgerliche Klasse ihren Befreiungskampf mit einem Proletariat im Rücken ausfocht, das zwar zurückgeblieben, aber immer noch fortgeschrittener war als 1648 in England oder 1789 in Frankreich, lähmte das Grauen vor der sozialen Revolution den Aufschwung der politischen Revolution. Ängstlich besorgt um die „Ordnung", zitterten die Helden im Seidenhut vor nichts so sehr wie vor der „Anarchie" der Männer in der Bluse. Diese zähneklappernde Furcht trieb sie schon bald nach den März-Ereignissen wieder dorthin, wo die kräftige Faust und der geschliffene Säbel waren; stark in Worten, schwach in Taten, warf sich dieses kleine Geschlecht aus freien Stücken der Rückwärtserei an den Hals.

Was sich von Gottes Gnaden wähnte und für Lehnsherrlichkeit und Leibeigenschaft schwärmte, lag zuerst, wie Friedrich Wilhelm IV. es schlagend ausgedrückt hatte, auf dem Bauche. Aber eilends rafften sich die Feudalen auf, und als sie die Schwachherzigkeit ihrer Gegner erkannten, saßen sie bald von neuem im Sattel. Die heißblütigeren Junker, wie Kleist-Retzow und Bismarck, dachten schon im Frühjahr 1848 eine „hinterpommersche Vendée" aufzuwerfen und den Parlamentsschwätzern mit ostelbischen Mistgabeln auf den Leib zu rücken, aber die gerisseneren Standesgenossen von der Art der Gerlachs meinten, der Konstitutionalismus müsse erst mit all seinen Folgen

vollständig aufgegessen und verdaut werden, Gutes könne von ihm nicht kommen, erst nach ihm, und dieses Nachihm herbeizuführen, harrten sie der günstigen Gelegenheit zur Gegenrevolution.

Auch diese Gegenrevolution empfing ihren Anstoß von Frankreich. Die zweite Republik, nicht wie die erste von 1792 gezwungen, sich gegen eine Welt von Feinden durchzusetzen, hatte sich in jeder Weise den Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft angepaßt. Da in der Nationalversammlung die Bourgeoisrepublikaner bei weitem die Mehrheit besaßen, sahen die Arbeiter, die willig drei Monate Elend in den Dienst der Republik gestellt hatten, mit wachsendem Ingrimm alle Hoffnungen, die sie hegten, alle Versprechungen, die sie erhielten, gleich Seifenblasen zerrinnen. Schon im April hatten es die Machthaber bei Straßenaufläufen während der Wahlen zum Blutvergießen kommen lassen, um unter dem Vorwand der bedrohten Ordnung das Heer zurückrufen zu können. Als am Ende der dreimonatigen Wartezeit die Arbeiter mit leereren Händen dastanden denn vorher, drangen sie in Haufen ins Palais Bourbon, um den satten Krämerseelen des Parlaments den Willen des hungernden Volkes aufzuzwingen. Aber der Versuch mißglückte und nährte im Busen der Bourgeoisie nur den Wunsch, den unbequemen Forderungen des Proletariats ein für allemal einen Riegel vorzuschieben. Um es zum offenen Bruch zu treiben, wurde der Mehrzahl der Arbeiter in den Nationalwerkstätten aufgesagt. Vor die Wahl gestellt, als Lump auf dem Pflaster zu lungern oder als Soldknecht die Flinte zu schultern, entschied sich das Arbeitervolk von Paris für ein Drittes: fiebernd vor Verzweiflung, bebend vor Erbitterung schlug es los. Wieder verwandelte sich Paris in eine Barrikadenstadt, wieder zitterten die Fensterscheiben vom Hall der Geschütze, wieder schwang der Bürgerkrieg seine schwarze Fahne durch die Vorstädte Poissonnière, Saint-Martin, Saint-Jacques und Saint-Antoine. Aber die Bourgeoisie machte diesmal ganze Arbeit. In ihrem Auftrag zum Diktator bestallt, vollzog General

Cavaignac kaltblütig an den endlich Niedergeworfenen ein grausames Henkerswerk. Zu Tausenden wurden die Gefangenen über den Haufen geschossen und zu Zehntausenden nach der französischen Siedlung in Südamerika verschifft, wo Pfeffer und Fieber wuchsen. Durch den ungeheuren Aderlaß zu Tode geschwächt, lag nach der Junischlacht die französische Arbeiterklasse hilflos danieder; mehr als ein halbes Menschenalter verstrich, ehe sie wieder Lebenszeichen von sich gab.

In ganz Europa aber rieben sich die Anhänger des Vormärz schmunzelnd die Hände, denn einmal konnte an der Republik der Junimetzeleien die Volksbewegung der anderen Länder keinen Rückhalt mehr finden, und zum zweiten war die bürgerliche Klasse von dem Losbruch des Pariser Vulkans so bis ins innerste Mark entsetzt, daß sie alles, was nach Sozialismus schmeckte, fürder wie Gift von sich wies und darüber allen Widerstand gegen die tückischen Streiche der Fürsten und Junker vergaß. Nur zu bald erklang das Echo, das die Gegenrevolution in Paris weckte: im September in Frankfurt, im Oktober in Wien, im November in Berlin. Hatte sich die Paulskirche schon im Juli in der Polenfrage zum Handlanger der Reaktion gemacht, so versagte das Revolutionsparlament nicht minder kläglich in der schleswig-holsteinschen Frage. Unter englischem und russischem Druck brach die Berliner Regierung im August den Krieg ab, den sie seit dem März mit ihren und anderen Bundestruppen gegen Dänemark um die beiden Elbherzogtümer führte, und gab in dem schmählichen Waffenstillstand von Malmö die überwiegend deutschen Gaue wieder den Dänen preis. Die deutsche Nationalversammlung, noch einmal vor eine Schicksalsstunde gestellt, zerriß zwar am 2. September den infamen Wisch von Malmö, aber nur, um ihn, eingeschüchtert und verängstigt, am 16. September wieder gutzuheißen. Ob dieses schnöden Streiches schäumte die Wut der Volksmassen über, und da das Reichsministerium darauf brannte, ein deutsches Seitenstück zur Pariser Junischlacht zu liefern, hatte Frankfurt am 18. September Barrikadenkampf und Blut-

vergießen. Indem österreichische, preußische und hessische Truppen den Aufstand niederschlugen, stellten sie das deutsche Parlament unheilbar bloß, das von der Revolution Gnaden tagte und von den Bajonetten der Reaktion geschützt wurde.

In Wien hatten die Machthaber des Vormärz, aufgemuntert durch Cavaignacs hallenden Triumph über die Pariser Proletarier, den Arbeitslosen die Staatsunterstützung entzogen und der bürgerlichen Nationalgarde Gelegenheit gegeben, unter den Teilnehmern einer friedlichen Arbeiterkundgebung mit Säbel und Flinte aufzuräumen. Aber auch hier kam es über einer nationalen Frage zum Klappen. Den Ungarn stieg ihre durch die Wiener Revolution errungene Selbständigkeit zu Kopf, und in dem Wahn, ihr Königreich könne allein den Kern einer neuen schwarzgelben Staatenbildung abgeben, mißachteten sie die Deutschen und verachteten die Slawen mit ihren Forderungen. Damit schaufelten sie sich selbst die Grube, denn der Hofburg gelang es leicht, die slawischen Völker der Monarchie als Bewohner rein bäuerlicher Länder gegen die bürgerliche Revolution zu gewinnen. Um zuerst mit den aufsässigen Madjaren abzurechnen, wurde am 4. Oktober der Preßburger Reichstag aufgelöst und der Banus von Kroatien, Jellatschitsch, zum Oberbefehlshaber der gegen Ungarn bestimmten Streitkräfte ernannt. Aber der unermüdliche Kossuth wußte Heere aus der Erde zu stampfen und den Kroaten der Reaktion einen lebenden Wall entgegenzuwerfen. In Wien führte zur selben Zeit ein Versuch der Volksmassen, den Abmarsch eines deutschen Bataillons nach Ungarn zu hindern, Zusammenstöße mit der bewaffneten Macht und heftige Straßenkämpfe herbei. Kaiser und Kamarilla flüchteten nach Olmütz unter den Schutz der treuen Slawen. Die aber in dem aufständischen Wien die Herrschaft in die Hand gedrückt bekamen, schwärmten in ihrer gläubigen Verblendung noch von dem „großen Versöhnungswerk zwischen Monarchen und Volk", während Fürst Windischgrätz sich schon rüstete, zu Ehren dieser „Versöhnung" den Wienern mit Bomben, Granaten und Brandraketen ein seltsames Feuerwerk

anzubrennen. Litt die Verteidigung an der mangelnden Entschlossenheit der Führer, so hatte man es überdi versäumt, beizeiten in die hilfreich angebotene Hand der Ungarn einzuschlagen. Als sie anrückten, war es zu spät und sie zu schwach. Windischgrätz aber berannte mit allen Kräften das in Brand geschossene Wien und war am 1. November im Besitz der Stadt, die er seinen Panduren und Kroaten zu einer furchtbaren Orgie der Rache überlieferte. Darüber hinaus warf er den Frankfurter Salbaderern den Kopf eines der ihren wie eine höhnende Herausforderung hin: auf seinen Wink wurde Robert Blum, der, von der Linken der Nationalversammlung nach Wien entsandt, am Kampfe teilgenommen hatte, kurzerhand erschossen.

Nicht umsonst hatte Alfred Meißner gesungen: O Wien, dein Kampf entscheidet der neuen Welt Geschick!, denn wie ein Sieg der Wiener Revolution die Flammen in ganz Europa wieder entfachen mußte, stachelte ihre Niederlage die Feinde des Neuen zu frechem Tun. Auf Wien folgte Berlin. Wenn der österreichische Reichstag wenigstens den Bauern die Lasten der Leibeigenschaft von den Schultern genommen hatte, erfüllte die preußische Nationalversammlung nicht einmal insoweit ihre geschichtliche Aufgabe; besorgt um das bürgerliche Eigentum, wagte sie das feudale Eigentum nicht herzhaft anzupacken und beraubte sich durch diese Unterlassungssünde jeden Rückhalts auf dem flachen Lande. Weil sie, zum großen Teil durch eigene Schuld, tatsächlicher Macht hinter sich entbehrte, waren ihre schönsten Beschlüsse Spreu vor dem Winde neben dem junkerlichen Kernwort, daß gegen Demokraten nur Soldaten helfen. Bei Reibungen zwischen militärischen und bürgerlichen Gewalten behielten die Kriegsknechte hohnlachend die Oberhand; auch erweiterte sich, ganz wie in Wien, durch das plumpe Einschreiten der Ordnungsphilister in der Bürgerwehr gegen harmlose Arbeiteraufzüge der Abgrund zwischen Bourgeoisie und Proletariat, und da sich die Kabinette rasch verbrauchten, wurden die blassen und verschwommenen Bankmenschen am Ministertisch immer mehr von handfesten und rotbäckigen

Junkern ersetzt. Als Wien verröchelte, schlug auch für die Ränkeschmiede um Friedrich Wilhelm die Stunde, da man von den Kinkerlitzchen der Parlamentarier an die Kolben der Grenadiere appellieren konnte, und an demselben Tage, da vom Stefansturm die Fahne der schwarzgelben Reaktion wehte, wurde in Berlin das Banner der schwarzweißen Reaktion aufgeworfen, ein militärischer Schnurrbart, der Graf von Brandenburg, an die Spitze des Ministeriums gestellt, und der Sitz der Versammlung nach Brandenburg verlegt. Mühelos entwaffneten Wrangels einrückende Regimenter die Bürgerwehr und machten der schalen Posse ein rasches Ende, die das Parlament noch mit dem „passiven Widerstand" und dem Steuerverweigerungsbeschluß aufführte. Am 5. Dezember wurde es auseinandergejagt und eine durch den König oktroyierte neue Verfassung ging der rohen Entrechtung des Preußenvolkes durch die Dreiklassenwahl vorauf.

Daß in Wien und in Berlin die alten Gewalten obenauf waren, mehrte die Schwierigkeiten, die sich in der Frankfurter Nationalversammlung über der Beratung der deutschen Einheitsfrage auftaten. Die großdeutsche Partei wollte staatsrechtlich den deutschen Bund aus dem Vormärz in die neue Zeit hinüberretten, die Kleindeutschen trachteten unter Ausschluß Österreichs die deutschen Staaten unter der Pickelhaube Preußens zu einigen, aber diese wie jene erzeugten nur Papier und wieder Papier, und zu Ende des Jahres 1848, das wie keines von Hoffnung und Begeisterung schwanger gewesen war, hielt der deutsche Michel als Überbleibsel der Märzerrungenschaften wirklich ein Stück Papier in der Hand, die glorreichen Grundrechte des deutschen Volkes, einen Fetzen, als Fidibus für die lange Pfeife wertvoll genug, weil hinter den schönen Worten und der edlen Gesinnung nichts als die Phrasengießkannen der Paulskirche standen.

Nicht anders verhielt es sich mit der Reichsverfassung, mit der das Parlament endlich im März 1849 in die Wehen kam. Die Habsburger hatten den schwankenden Gestalten der Ver-

sammlung die Last der Entscheidung abgenommen, indem sie sämtliche Teile ihrer Monarchie in einen geschlossenen Einheitsstaat zusammenfaßten und so freiwillig auf die papierne Kaiserkrone verzichteten, die Frankfurt zu verschenken hatte. Von selbst fiel sie danach auf Friedrich Wilhelm IV., aber der Förderer des preußischen Staatsstreiches schlug den „imaginären Reif aus Dreck und Letten gebacken", an dem der „Ludergeruch der Revolution" haftete, höhnend in den Wind, und in seinem Sinne beschlossen die deutschen Regierungen, die Verfassung, statt sie anzuerkennen, von einem Fürstentag nachprüfen zu lassen. Als aller Welt offenkundig ward, daß sich die Wasser der Revolution völlig verlaufen hatten und die Arche der Reaktion unversehrt auf dem Trockenen stand, brach noch einmal der Volkszorn los. Für die Reichsverfassung erhoben sich Dresden und Elberfeld, die Pfalz und Baden, aber die Paulskirche machte, trotzdem nach dem Abzug der wildesten Reaktionäre die Linke den Ausschlag gab, nicht einmal den Versuch, zum Mittelpunkt der Revolutionsbewegung zu werden, und da in der Reichsverfassungskampagne selbst das keineswegs taktfeste Kleinbürgertum die Richtung vorschrieb, hatten die preußischen Truppen mit Bayern und Hessen im Bunde leichtes Spiel. Erst halfen sie die Dresdner Erhebung in einem Meer von Blut ersticken, um dann gegen die Pfalz und Baden entscheidende Schläge zu tun. Mitte Juli war alles aus. Der Rest der Nationalversammlung flüchtete als Rumpfparlament nach Stuttgart und wurde dort von einer württembergischen Reiterpatrouille zersprengt; der Rest der Reichsverfassungskämpfer warf sich in die Festung Rastatt und wurde binnen kurzem zur bedingungslosen Übergabe gezwungen. Ihre Rache voll auskostend, tauchte die Gegenrevolution ihre Hände tief in Blut; die Schüsse, mit denen das preußische Standrecht in Baden eine Reihe der besten Volksmänner niederstreckte, waren die Trauersalven über dem Grabe der deutschen Revolution. Ein großer Aufwand war schmählich vertan!

Dem Schicksal Deutschlands preßte die Niederlage der

Ungarn das Siegel auf. Zu Beginn des Jahres 1849 war Windischgrätz in Budapest eingezogen, aber bald schien sich das Blatt zu wenden; namentlich der Versuch der Habsburger, Ungarn zu einer österreichischen Provinz herabzudrücken, brachte den letzten Roßhirten der Pußta in Harnisch, und kühn erklärte die revolutionäre Regierung „das meineidige habsburgisch-lothringische Haus" des Thrones für verlustig. In demselben Monat April zog Kossuth, der einen der österreichischen Generale nach dem anderen auf das Haupt geschlagen hatte, wieder in Pest ein. Aber statt mit einem tatkräftigen Vorstoß gegen Wien noch einmal das ganze revolutionäre Europa aufzubieten, vertrödelte Eifersüchtelei unter den Führern die Entscheidungsstunde und gab der Hofburg die Zeit, den Zarismus aufzubieten. Kroaten und Kosaken gemeinsam brachen gegen die Aufständischen los, und nach einer Reihe von Niederlagen streckte die madjarische Heeresmacht vor den Russen die Waffen. Die Galgen von Arad, an denen die edelsten Vorkämpfer der ungarischen Sache endeten, schrien das Elend Ungarns und die Schmach Österreichs in die Welt hinaus.

Aber diese Welt blieb tot und stumm, auch als Heilige Allianz und Bundestag, blutbefleckte Gespenster der Vergangenheit, wieder aus ihren Gräbern stiegen; gegen die Rückwärtserei, die mit allen Nücken und Tücken kleinlichster Polizeiwirtschaft arbeitete, erhob sich in der Stickluft nach 1849 keine Hand. Da von ihren Blütenträumen auch nicht einer gereift war, fiel die bürgerliche Klasse Deutschlands in die dumpfe und stumpfe Verzagtheit des Vormärz zurück. Ihre feurigsten Führer moderten, vom Standrecht gemeuchelt, unter grünem Rasen oder faulten, von boshaften Bütteln gefoltert, hinter Zuchthausmauern; andere hatten alle Schiffe hinter sich verbrannt und krakeelten sich in der Londoner Emigration zu kurzsichtigen Spießbürgern herunter oder zimmerten sich in der neuen Welt ein neues Leben. Ein gut Teil derer aber, die im Lande zurückblieben, vergaß über der Gewinnjagd seine besseren Tage und höheren Ziele, denn wie eine Wirtschaftskrise die Grundlage

der Revolution gewesen war, erhob sich die Gegenrevolution auf einer Wirtschaftsblüte, deren Ursachen die großen Goldfunde in Kalifornien und Australien waren. Auch Deutschland trieb in diesem Jahrzehnt auf das hohe Meer des Kapitalismus hinaus, und je lieblicher ihm das Gold im Kasten klang, desto vergnügter schwor der Deutsche alle Politik ab und duckte sich willig unter die Knute seines wieder angestammten Herrn, wenn er dafür nur an den Saturnalien des entfesselten Industrialismus teilnehmen konnte. Der Sinnesart eines ganzen „klug" gewordenen Geschlechts entsprach, was einer der Führer der rheinischen Bourgeoisie damals schrieb: „Bei der totalen Ohnmacht der Kammer in den politischen Fragen glaube ich, daß die materiellen Interessen die einzige Stelle bilden, von wo aus sich eine bessere Zukunft zu gestalten vermag."

Wilder noch raste in Frankreich der Tanz ums goldene Kalb, seit die „Ordnung" die „Anarchie" abgelöst hatte. Wenn die Bourgeoisrepublikaner in dem Wahn befangen waren, zu ihren eigenen Gunsten die soziale Revolution niederkartätscht zu haben, sahen sie sich nach der Junischlacht bitter enttäuscht. Die ganze Reaktion hatten sie herausgefordert und die ganze Reaktion schritt über sie hinweg. Am Tage der Präsidentenwahl, dem 10. Dezember 1849, ging nicht Cavaignac, sondern mit überwältigender Mehrheit der trübe Abenteurer Louis Napoleon Bonaparte als Erkorener des Volkes aus der Urne hervor. Das war die Reaktion des flachen Landes gegen die Stadt, der Widerspruch der Kleinbauern gegen die Februarrevolution, die ihnen alle Kosten aufgebürdet hatte, und auf die Kleinbauern gestützt, schwang sich der kleine Neffe des großen Oheims rasch vom Präsidentenstuhl auf den Kaiserthron. Allerdings scheute er kein Mittel, auch die anderen Klassen der Gesellschaft zu gewinnen. Für die Arbeiter, die an sich nach der Junischlacht den Bourgeoisrepublikanern jeden Schicksalsstreich gönnten, putzte er sich demokratisch und sozialistisch auf und bediente sich mit Geschick des allgemeinen Stimmrechts. Der Bourgeoisie erweckte der Mann, der nach dem

Wort eines Londoner Finanzblattes an allen Börsen Europas als die Schildwache der Ordnung anerkannt wurde, die Hoffnung, daß sich nach Wiederkehr gesicherter Verhältnisse Goldströme in ihre Kassen ergießen würden. Die Armee ließ sich von dem Glanz bezaubern, den noch immer der dreieckige Hut des Siegers von Austerlitz ausstrahlte, und zudem durch reichliche Spenden in bar und in Naß gewinnen. Endlich scharte Napoleon in der „Gesellschaft vom 10. Dezember" als zuverlässigste Leibgarde den Auswurf, Abfall und Abhub aller Klassen um sich. So glückte ihm der Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 wider Erwarten leicht, und nur, damit nicht allein Frankreich, sondern ganz Europa in dem Anwärter auf die Kaiserkrone den Retter der Ordnung feiern könne, richtete seine schnapstrunkene Soldateska unter friedlichen Bürgern ein grausiges Blutbad an. Dieses Blut färbte den kaiserlichen Purpur, den sich der gewöhnliche Taschenspieler als Cäsar um die Schultern legte. Anrüchig wie der Purpur war die ganze Herrlichkeit des zweiten Kaiserreichs, politisch der beengende Druck roher Säbelherrschaft, wirtschaftlich die schamlosen Orgien des entketteten Kapitalismus, kulturell die schillernden Niedergangserscheinungen einer wurmstichigen Gesellschaft, für die Dumas den glücklichen Ausdruck Halbwelt fand.

In den „Französischen Zuständen" hatte Heine mehr als einmal nicht nur auf den drohenden sozialen Umsturz, sondern auch auf die nahende politische Umwälzung hingewiesen. Überraschte ihn die Februarrevolution keineswegs, so konnte sich seine entzündliche Seele noch weniger dem Zauber des großen Ereignisses entziehen; an der Todesverachtung, mit der die Pariser Arbeiter gefochten hatten, begeisterte er sich und schwärmte, während für Ludwig Philipp eine Zähre des Mitleids abfiel, für Lamartine, dem damals alle Klassen als der dichterisch verklärten Revolution selbst zujubelten. Aber bald war der Bann der großen Stunde gebrochen; berechtigter Zweifel an der Republik überkam ihn, die ihm nichts weiter als ein Namenswechsel, ein revolutionärer Titel zu sein dünkte, denn

diese verderbte und weibische Gesellschaft des bourgeoisen Frankreich kannte er zu sehr bis aufs faule Mark der Knochen, um an ihre jähe Gesundung und Wandlung zu glauben. Nüchternen Blicks den Dingen ins Gesicht sehend, entdeckte er in den Mitgliedern der provisorischen Regierung nichts als miserable Komödianten voller Furcht und Eitelkeit, die durch Ungeschick oder Feigheit oder Doppelspiel den „großen Akt der Volkssouveränität" verzettelten, und der eben noch gefeierte Lamartine war ihm in diesem unbarmherzig klaren Licht nur „ein lyrischer Ehrgeizling, der uns in Versen immer gelangweilt und in Prosa immer düpiert hat".

Als in den ersten Rauschtagen des Februar die Marseillaise wie ein Sturmvogel himmelan stieg, weissagte der Dichter, was nicht schwer war, dem deutschen Vaterland, daß es bald die „verlockende Macht des welschen Teufelsgesanges" erfahren werde. Aber da Wien losschlug und Berlin aufstand, fand er durch diese Märzereignisse noch die hitzigsten Phantasiegeburten eines arabischen Märchenerzählers übertrumpft: der deutsche Knecht, der abends gern sein Freiheitslied in der Schenke sang, Barrikaden bauend, der deutsche Untertan, der vor seinem Landesvater gehorsamst das Käppchen lüftete, seinem Tyrannen mit Flintenschüssen antwortend, daran reichten alle Fabelspiele von tausendundeiner Nacht nicht heran. Gleichwohl ließ sich Heine von dieser unglaublichen Wirklichkeit nicht wie alle Welt den kühlen Verstand erhitzen und verwirren. Durch den ganzen deutschen Dichterwald erklang helles Jubilieren. „Der Lenz von Gottesgnaden", sang Hoffmann von Fallersleben, „kommt heim ins deutsche Reich", Dingelstedt feierte den „Flügelschlag einer märchenhaften Zeit", Prutz jubelte dem Despoten in Berlin als dem „freien König eines freien Volkes" zu, und Freiligrath grüßte stürmisch die drei Farben, die als Zeichen der Revolution auch auf dem Frankfurter Bundestagspalast hingen: „Hurra, du Schwarz, du Rot, du Gold!" Doch gerade sie stimmten Heine bedenklich und spöttisch, denn sie erinnerten ihn an den altgermanischen

Plunder; statt der „Auktion von dreißig Fürstenhüten", die der Sänger der ersten Fahnenwacht auf deutschen Barrikaden erträumte, sah er, geheilt vom augenblickskurzen Wahn, unter diesem Banner

Den Arndt, den Vater Jahn,
Die Helden aus anderen Zeiten,
Aus ihren Gräbern wieder nahn
Und für den Kaiser streiten.

Die Burschenschaftler allesamt
Aus meinen Jünglingsjahren,
Die für den Kaiser sich entflammt,
Wenn sie betrunken waren.

Meinten Marx und Engels am Jahresschluß, die Hauptfrucht von 1848 für die Völker sei der Verlust ihrer Illusionen, „die Entzauberung und Ernüchterung des europäischen Volksverstandes", so war Heine schon zu Beginn dieses Jahres aller Einbildungen über das Kommende bar. Während rings noch jung und alt in bunter Hoffnungsseligkeit schwelgte, war er sich über die Revolution des deutschen Michels im klaren, dessen zahmes Spießbürgertum er stets gehöhnt hatte und der in seinem „tollen Jahr" auf Schritt und Tritt dartat, wie gerecht der schärfste Hohn noch gewesen war. Spott im Herzen und in den Mundwinkeln, folgte der Dichter von seinem Schmerzenslager dem Gang der großen Posse; er lächelte bitter, als das deutsche Volk, pudeltreuen Gemütes wie immer, durch sein Parlament den „Hans ohne Land" zum Reichsverweser erkor; er lachte über die Kaiserwahl hell auf und legte der weißen Frau im Frankfurter Römer seine Meinung über diese Komödie in den Mund:

Jedoch wozu noch Kaiser und Flöh?
Verrottet ist und vermodert
Das alte Kostüm. — Die neue Zeit
Auch neue Röcke fodert.

Übermütiger noch läutete er mit klingenden Narrenglöckchen den Kaisergedanken zu Grabe, da er ein Fastnachtskaisertum

unter Jakob Venedey, Kobes I. von Köln, ausrief. Unerschöpflich sprudelte sein Spott: in Gedichten wie „Die Wahlesel", „König Langohr I." und „Krähwinkels Schreckenstage" konnten all die Grautiere ihr boshaft gelungenes Konterfei entdecken, die sich, mit einer Löwenhaut behängt, auf der Bühne der Revolution gewaltig aufspielten. Nur manchmal verriet er, wie ihm das Herz vor Weh brannte. Wenn er Ungarns gedachte, „der Freiheit letzter Schanze", klirrte ihm im Gemüt die längst verklungene Heldensage, das eisern wilde Kämpenlied vom Untergang der Nibelungen:

Es ist dasselbe Heldenlos,
Es sind dieselben alten Mären,
Die Namen sind verändert bloß,
Doch sind's dieselben „Helden lobebaeren".

Es ist dasselbe Schicksal auch —
Wie stolz und frei die Fahnen fliegen,
Es muß der Held, nach altem Brauch,
Den tierisch rohen Mächten unterliegen.

Aber fast ein Neid packte den Dichter auf den Madjaren, der wenigstens anständigen Bestien zum Opfer gefallen sei, während Deutschland und Frankreich in das Joch von Wölfen, Schweinen und gemeinen Hunden gerieten; „ich kann", stöhnte er auf, „ertragen kaum den Duft der Sieger".

Wer in dieser schalen Zeit gallenbittere Lieder sang, brauchte keinesfalls das Leben aus Grundsatz zu verneinen, denn auch heiteren Gemütern verhagelte die schamlose Polizeiwirtschaft der Gegenrevolution, die an die trüben Tage der Demagogenjagd erinnerte, alle gute Laune. Selbst Rückerts leichte Muse bekannte sich zum Lebensüberdruß, seit sie die Hoffnung aufgegeben, „ein neues Deutschland zu erleben", und jenseits des Rheins herrschte dieselbe Aschermittwochsstimmung wie diesseits. Im „Achtzehnten Brumaire" kündete Karl Marx von dem Gefühl kleinlauter Verzweiflung und ungeheuerster Demütigung, das die Brust Frankreichs nach dem Staatsstreich

beklemmte und seinen Atem stocken machte, und Jules Vallès schilderte später ergreifend die ganze dumpfe Trostlosigkeit der Jugend, die unter dem entsternten Himmel des zweiten Kaiserreichs heranwuchs. Kein Wunder, daß Heine in dieser drückenden Luft, die nach Moschus, nach Gefängnis und nach Kaserne roch, nicht frei zu atmen vermochte, denn er gehörte gewiß nicht zu den Poeten, die nach Freiligraths Wort „zwischen den Blutlachen der Standrechtsmonarchie zahme Lieder klimpern" konnten. Aufrecht und ungebeugten Nackens wie sein „Firdusi" stand er da; kein leeres Gerede war es, wenn der anscheinend so Wandelbare und Flatterhafte für dieselben demokratischen Grundsätze immer flammender zu erglühen gestand, denen schon seine früheste Jugend gehuldigt habe. Ernster denn je nahm er seinen Kämpferberuf, da er sich nach der Niederlage als Enfant perdu in dem großen Befreiungskrieg der Menschheit fühlte:

Ein Posten ist vakant! Die Wunden klaffen —
Der eine fällt, die andern rücken nach —
Doch fall' ich unbesiegt, und meine Waffen
Sind nicht gebrochen. — Nur mein Herze brach.

Denen seiner Gefährten, die aus freien Stücken ihre Waffen zerbrochen oder weggeworfen hatten, ging er voll Unmut zu Leibe. Wenn er bei Herwegh schon während ihres gemeinsamen Pariser Aufenthaltes das Mißverhältnis zwischen der gespreizten Würde des Mannes und dem winzigen Pfündchen seiner dichterischen Begabung peinlich empfunden hatte, so verulkte er jetzt den Führer des mißglückten Freischarenzuges von 1848 als einen Liszt zu Pferde und als das große Kind aus Schwaben, als somnambulen Marktschreier, Hansnarren und Philistergünstling. Unverdient glimpflicher kam trotz seiner „Verhofräterei" Dingelstedt davon, der aufgemuntert ward, sich zu ermannen und den kranken Spleen abzuschütteln:

Deine langen Fortschrittsbeine,
Heb sie auf zu neuem Lauf —
Kutten grobe, Kutten feine,
Sind es Kutten, schlage drauf!

Als Heinrich Laube, seiner besseren Vergangenheit uneingedenk, das Frankfurter Parlament in drei dicken Bänden als Apostel der Mäßigung um jeden Preis abhandelte, strich ihm Heine dieses „Verbrechen an dem heiligen Geist" dick an. Daß das „perfide, böswillige Buch" strohköpfige Republikaner als strohköpfige Republikaner abtat, mochte für den Dichter noch hingehen, aber daß sein Verfasser sich zum Lobpreiser „jener Schlechten und noch Mittelmäßigeren" aufgeworfen hatte, deren Urbild der Edle von Gagern war, das mußte Heine ihm auch auf die Gefahr, einen alten Freund zu verlieren, frank und frei als etwas Unverzeihliches kundgeben.

Wahrte er im ganzen seinen demokratischen Überlieferungen die Treue, so diente er im besonderen mit unvermindertem Eifer der großen Aufgabe seines Lebens, als die er wieder in seinem letzten Willen die Arbeit an dem herzlichen Einverständnis zwischen Deutschland und Frankreich bezeichnete. Für die Feinde der Demokratie, die die internationalen Vorurteile zu ihrem eigenen Nutzen ausbeuteten, hatte er nach wie vor die gleiche Verachtung; sein ungeschwächter Haß galt den „sogenannten Nationalitäts-Repräsentanten in Deutschland", jenen falschen Patrioten, deren Vaterlandsliebe „nur in einer einfältigen Abneigung gegen die Fremde und die Nachbarvölker besteht" und die „Tag für Tag ihre Galle namentlich über Frankreich ausschütten"; noch der Sterbende, dessen Hand das Schwert entfiel, fand Trost in der Überzeugung, daß der Kommunismus die Nachkömmlinge der Teutomanen von 1815 mit einem Fußtritt wie elendes Gewürm zertreten werde.

Nicht Verzicht auf Leben und Kampf, sondern lediglich der trübe Himmel einer trüben Zeit war es, was sich in Heines Dichtung nach 1848 spiegelte. Wenn er namentlich sein größtes und reifstes lyrisches Werk, den 1851 erschienenen „Romanzero", „das goldene Buch der Besiegten", auf den Grundton stimmte, daß „das Heldenblut zerrinnt und der schlechtre Mann gewinnt", so entsprach das nur einer Zeit, da die Bonaparte und Manteuffel am Ruder waren und die

Dortü und Trützschler mit vielen anderen verscharrt lagen. Das Buch war reich an Romanzen und Balladen, deren besonderen Ton der Dichter mit besonderer Meisterschaft traf, aber noch aus den entlegensten Stoffen schaute die Beziehung zur Gegenwart heraus. Ein Hohn aufs Gottesgnadentum war die Historie vom Ägypterkönig Rhampsenit, die über den Dieb auf dem Thron gleichmütig vermeldete: „Er regierte wie die andern, schützte Handel und Talente", und Heines Zeitgenossen in dem großen Gefängnis Europa galt die Schilderung der von David geknechteten Juden:

Armes Volk! wie Pferd und Farm
Bleibt es angeschirrt am Karrn,
Und der Nacken wird gebrochen,
Der sich nicht bequemt den Jochen.

Nicht selten huschten Spukgestalten aus Umwälzungen, die statt halber ganze Revolutionen waren, durch sein Hirn. In schauerlich wehmütigen Versen zeigte er Karl I. von England, in einer Köhlerhütte im Walde seinen künftigen Henker auf den Knien wiegend, und malte das Gespenstertreiben im Tuilerienschloß, Marie Antoinette und ihre Hofdamen kopflos umhergeisternd:

Ein leeres Gespreize, ganz wie sonst,
Ein abgeschmacktes Scherwenzen —
Possierlich sind und schauderhaft
Die kopflosen Reverenzen.

Bei dem Gedenken an 1649 und 1793 wandelte ihn aufs neue der Spott über den deutschen Revolutionsspießbürger an, der selbst im terroristischen Treiben gemütlich bleibt und seinen Monarchen einst in sechsspänniger Hofkarosse nach dem Richtplatz kutschieren und untertänigst guillotinieren läßt. Aber manchmal zuckte über den grauen Himmel etwas wie ein Ahnen ferner Gewitter. Ob die Gardeleutnants in Berlin noch immer von Canaille schwadronierten, fragte der Dichter und mahnte im Namen dieser Canaille:

Ich rate Euch, nehmt Euch in acht,
Es bricht noch nicht, jedoch es kracht;
Und es ist das Brandenburger Tor
Noch immer so groß und so weit wie zuvor,
Und man könnt' Euch auf einmal zum Tor hinausschmeißen,
Euch alle, mitsamt den Prinzen von Preußen — —
Die Menge tut es!

Zu dieser großen Menge, der breiten Masse des Volkes, stand Heine nicht anders denn vordem, nur daß sich seine Abneigung gegen ihre reichen Ausbeuter noch vertieft hatte. Zwar streifte er mit der Unbefangenheit eines Kindes manchmal die Grenze üblen Lumpentums, wenn er seine Beziehungen zum Hause Rothschild zu unwürdigen Schnorrereien ausnützte, aber einmal war seine Krankheit nicht nur ein blutsaugendes, sondern auch ein goldfressendes Tier, und dann bewahrte er sich wenigstens in der Erniedrigung das Gefühl der Erniedrigung. Wenn er in der Rückschau auf all seine Tage, die lieblichen wie die schlimmen, feststellte:

Ich mußte lügen, ich mußte borgen
Bei reichen Buben und alten Vetteln —
Ich glaube sogar, ich mußte betteln,

so deckte sich diese Selbstverachtung mit dem Maß seiner Geringschätzung für „das reiche Ungeziefer", an dessen Türe er armer Teufel mit der bitteren Welterfahrung, daß nur die Besitzenden ein Recht zum Leben haben, ab und zu pochen mußte. Immer und immer zeigte er drum „das teuflische Metall", das gerade wieder einmal in funkelnden Strömen aus der neuen in die alte Welt rieselte, als Gärstoff aller Fäulnis und Verderbnis. Goldgier richtete im „Vitzliputzli" die Spanier zugrunde und verstrickte die unschuldigen Mexikaner in den Untergang, der Gräfin Gudel von Gudelfeld huldigte die Menschheit, denn sie hatte Geld, der Wanzerich saß auf einem Pfennig und spreizte sich, und einer Zeit, die im ersten tollen Gründertaumel sich um das goldene Kalb drehte und alles in den wilden Strudel hineinriß, ward der Spiegel vorgehalten:

Aron selbst wird fortgezogen
Von des Tanzes Wahnsinnswogen,
Und er selbst, der Glaubenswächter,
Tanzt im Hohenpriesterrock,
Wie ein Bock — —
Paukenschläge und Gelächter!

Während das reiche Pharisäertum sein Gewissen mit der Gründung von Almosenkasten und Suppenküchen beschwichtigte, verhöhnte der Dichter die soziale Fürsorge, ausgeübt von den Besitzenden an den Besitzlosen, schneidend im „Sklavenschiff", dessen Superkargo die schwarze Ware unter Peitschenhieben zu Tanz und Lustbarkeit antreibt, damit schleichender Trübsinn die Neger nicht hinrafft — „denn bleiben mir nicht dreihundert Stück, so ist mein Geschäft verdorben" — und nicht schonender sprang er mit dem „Menschenfreunde" um, einem Muster der Gattung, der seine leibhaftige Schwester im Elend umkommen läßt, dafür aber nebst beträchtlichen Zuwendungen an die Geistlichkeit in seinem Testament dem Sankt-Stephans-Turm eine Riesenglocke stiftet:

Das ist eine große Glocke
Und läutet spät und früh;
Sie läutet zum Lob und Ruhme
Des unvergeßlichen Manns.

Bei der Erinnerung an das Hamburger Volksfest für die Waisen sah Heine die ganze Erde mit Millionen hungernder, zerlumpter und jammernder Waisenkinder als Riesenwaisenhaus vor sich.

In der Gesellschaft, wie sie war, wuchs all diesen sozialen Ungerechtigkeiten von oben her keine Abhilfe, am wenigsten in Deutschland:

— Und man macht aus deutschen Eichen
Keine Galgen für die Reichen —,

aber der Dichter glaubte nach wie vor an die Wandlung von unten auf: den Anmarsch der Wanderratten ahnte er, der radi-

kalen Rotten mit der Weibergemeinschaft und den Weltverteilungsplänen:

Die Wanderratten, o wehe!
Sie sind schon in der Nähe.
Sie rücken heran, ich höre schon
Ihr Pfeifen, die Zahl ist Legion.

Wenn er in den Februartagen noch mit dem alten romantischen Schauder der roten Fahne gedacht hatte, jetzt behagte es ihm, den hohen Obrigkeiten vorzuhalten, daß nicht Glockengeläute noch Pfaffengebete, nicht hochwohlweise Staatsdekrete noch abgelebte Redekünste und auch nicht Kanonen „das Palladium des sittlichen Staats, das Eigentum" vor der kommunistischen Gefahr zu schützen vermöchten. Aber bei diesem sinnlichen Rattenhaufen, der nur fressen und saufen will, hatte er eher als die deutschen Kommunisten die englischen Chartisten im Auge, denen er nachsagte, daß sie nur durch den Hunger, nicht durch eine Idee getrieben würden und nach ihrer Sättigung mit Roastbeef und Plumpudding nicht mehr gefährlich seien. Von den deutschen Kommunisten dachte er ganz anders. Zwar schloß er auch sie in die Furcht ein, die der empfindsame Künstler vor der „großen, rohen Masse" hegte, und sagte derb den Schmeichlern die Wahrheit, die, die Massen umbuhlend, die Schönheit, die Güte und die Klugheit des Volkes priesen. „Das arme Volk", betonte er zu Recht, „ist nicht schön; im Gegenteil, es ist sehr häßlich. Aber diese Häßlichkeit entstand durch den Schmutz und wird mit demselben schwinden, sobald wir öffentliche Bäder erbauen." Desgleichen stach er an die Wurzeln, indem er die Bosheit des Volkes vom Hunger und seine Dummheit von der Unwissenheit ableitete: „Dieses Nationalübel müssen wir zu tilgen suchen durch öffentliche Schulen für das Volk, wo ihm der Unterricht auch mit den dazugehörigen Butterbroten und sonstigen Nahrungsmitteln unentgeltlich erteilt wird, und wenn jeder in dem Volk in den Stand gesetzt ist, sich alle beliebigen Kenntnisse zu erwerben, werdet ihr bald auch ein intelligentes Volk sehen."

Mit demselben tiefen Gefühl für Gerechtigkeit zwang er herzhaft die geschmäcklerische Abneigung gegen den Kommunismus nieder, die noch immer in seiner Seele webte; indem er den Satz anerkannte, daß alle Menschen das Recht haben, zu essen, unterwarf er sich fast freudig allen daraus entspringenden Folgerungen, sollten auch die Rosenhaine durch Kartoffelfelder ersetzt werden, und ganz ließ er sein Ich hinter dem Wohl der Menge zurücktreten. „Werde sie zertrümmert", rief er entschlossen, „diese alte Welt, wo die Unschuld zugrunde ging, wo die Selbstsucht so herrlich gedieh, wo der Mensch ausgebeutet ward durch den Menschen! Mögen sie von Grund aus zerstört werden, diese übertünchten Gräber, wo die Lüge und die schreiende Unbill thronten! Und gesegnet sei der Gewürzkrämer, der einst aus meinen Poesien Tüten machen wird, um Kaffee oder Tabak hineinzuschütten für die armen, biedern, alten Weiber, die sich in unserer jetzigen ungerechten Welt vielleicht solche Annehmlichkeiten versagen mußten." Neben diesem unbedingten Bekenntnis zur sozialen Revolution sprach der Dichter in den „Geständnissen" das letzte und entscheidende Wort über diese weltwichtige Frage, da er den kommenden Sieg des wissenschaftlichen Sozialismus verkündete. Zwar hatte er sich in sein Wesen keineswegs tiefer hineingelebt, und vom Tun und Treiben seines alten Freundes Marx erfuhr er wohl nur ab und zu durch dessen einzigen Anhänger in Frankreich, Reinhardt, der ihm eine Zeitlang Sekretärdienste leistete. Aber stolzer denn je rühmte er sich, die Entwicklung der deutschen Revolution aus der deutschen Philosophie prophezeit zu haben; die Vögel hatte er ausbrüten sehen, die später die neuen Sangesweisen anstimmten, und sie, die aus der Hegelschen Schule hervorgegangenen Führer der deutschen Kommunisten, bewunderte er nach wie vor als große Logiker und als die „fähigsten Köpfe und die energievollsten Charaktere Deutschlands". Wieder mit lichtem Seherblick das Dunkel der Zukunft zerteilend, sagte er zu einer Zeit, da der Einführer des Wortes Sozialismus, Louis Reybaud, der ganzen Bewegung die

Leichenrede hielt, mit unerschütterlicher Sicherheit voraus: „Diese Doktoren der Revolution“ — wie Karl Marx und Friedrich Engels! — „und ihre mitleidslos entschlossenen Jünger sind die einzigen Männer in Deutschland, denen Leben innewohnt, und ihnen gehört die Zukunft.“

Als eine der wesentlichsten Fragen, die von der sozialen Revolution zu lösen waren, hatten neben Fourier schon die Saint-Simonisten die Frauenfrage erkannt. „Der Proletarier und die Frau“, verkündeten sie, „müssen befreit werden; der Proletarier und die Frau sind noch Sklaven. Die Frau ist die Sklavin des Mannes, durch den Mann wird ihr Leib besudelt, ihr Geist unterdrückt, ihr Herz gefoltert. Allerorts zwingt der Mann der Frau sein Gesetz auf; der Mann schreibt der Frau alle ihre Lebensbedingungen vor; er gebraucht und mißbraucht sie. Die Frau muß dem Manne gleichgestellt sein.“ Am übelsten war unter dem Junikönigtum die Frau als Arbeiterin daran. Nur in den seichten Romanen eines Paul de Kock kamen die lustigen Grisetten vor, die von ihrer Hände Arbeit gemächlich lebten, anständig wohnten, sich gut kleideten und stets Fleisch in der Schüssel und immer Wein im Glase hatten. In Wirklichkeit wurde Frauenarbeit um die Hälfte geringer entlohnt als Männerarbeit, fünfzehn bis achtzehn Stunden täglich rackerten sich die Heimarbeiterinnen ab, um fünfzehn bis achtzehn Sous zu erwerben und fanden bei ihren männlichen Klassengenossen noch dazu wenig Unterstützung, die den lohndrückenden weiblichen Wettbewerb ausgeschaltet sehen wollten. Oft zwang der Hunger die Arbeiterinnen, dem Tag noch, wie sie es nannten, ein fünftes Viertel anzuhängen und auf die Straße zu gehen. Aber die Frauenbewegung, die in den Jahrzehnten nach der Julirevolution aus mehr als einer Quelle gespeist wurde, galt eher der Eroberung gesetzlicher Rechte für das weibliche Geschlecht als der Befreiung der Arbeiterin aus unwürdigen Banden. Gleichstellung mit dem Manne und Erschließung neuer Berufe waren Forderungen, die von Frauen laut erhoben wurden. In Kunst und Literatur wirkten schon

überall weibliche Hände. Im Salon von 1833 stellten nicht weniger als hunderteinundneunzig Malerinnen aus, und alles schrieb, von der Herzogin von Abrantès bis zur „Muse von Dijon", der Wäscherin Antoinette Quarré. Den lärmendsten Widerhall, zustimmenden und ablehnenden, fand unter diesen schreibenden Frauen George Sand, die in einer langen Reihe leidenschaftlicher Romane das Recht der Frauen auf Liebe verfocht und unter dem Einfluß von Rousseau, Lamennais, Saint-Simon und Leroux die Ehe in der bürgerlichen Gesellschaft als „eine der barbarischsten Einrichtungen" geißelte. Heine verehrte sie nicht nur als Vorfechterin der sozialen Revolution, sondern auch als „den größten Schriftsteller, den das neue Frankreich hervorgebracht" hatte; ihren Werken rühmte er Wahrheit, Natur, Geschmack, Schönheit und Begeisterung nach, alles das verbunden durch strengste Harmonie: „George Sands Genius hat die wohlgerundet schönsten Hüften, und alles, was sie fühlt und denkt, haucht Tiefsinn und Anmut. Ihr Stil ist eine Offenbarung von Wohllaut und Reinheit der Form."

Zuweilen regte mehr noch als durch die Sandschen Romane die Frauenfrage durch ein besonderes Ereignis, wie 1837 durch den Prozeß gegen Marie Capelle, die breiteste Öffentlichkeit auf. Tochter eines Artillerieobersten, war sie mit fünfundzwanzig Jahren an den Hüttenbesitzer Lafarge verheiratet worden, der, von Gläubigern hart bedrängt, es lediglich auf ihre Mitgift abgesehen hatte. Da sie, enttäuscht, betrogen, verbittert, mit ihren Gefühlen nicht hinter dem Berge hielt, wurde sie nach dem plötzlichen Tode ihres Mannes des Giftmordes bezichtigt. Vor Gericht verlangte sie als Verteidiger ihre Freundin und heischte weibliche Richter, da nur Frauen sich in das Seelenleben einer so geprüften Frau hineinzudenken vermöchten; die Geschworenen, als Männer für den Mann Partei ergreifend, verurteilten sie in der Tat zu lebenslänglicher Zwangsarbeit. Die Erinnerungen, die Madame Lafarge in der Untersuchungshaft schrieb, wurden von ganz Frankreich heißhungrig verschlungen, und ihr Schicksal rührte an alle Herzen.

Heine, dieser oft erfrischend eindeutige Heinrich Frauenlob, schien das Weib, dessen Leib er begeistert als ein Gedicht Gottes besang, nur als den vollen Tropfen Süßigkeit im Becher des Lebens zu fassen und nie auf seine sozialen Beziehungen hin anzuschauen. Aber der Schein trog. Denn ob er gelegentlich scherzend von Jungs „Geschichte der Frauen" meinte, mit dem „Weiber-Emanzipations-Enthusiasmus" darin stimme er, weil selbst zu sehr verheiratet, nicht überein, so hatte dieser Sänger jedes Freiheitskrieges doch Verständnis für den Freiheitsdrang des anderen Geschlechts. Auch hier wirkte die Umwelt auf ihn ein. Der junge Schiller war nur mit der züchtigen Hausfrau vertraut, die fleißig im häuslichen Kreise schaltete, und der junge Goethe hatte sich gern mit dem lieben, doch dummen Bürgerkätzchen des achtzehnten Jahrhunderts abgegeben; mit Recht war darum beiden die Frau in die Enge des Hauses gebannt. Aber der junge Heine lernte schon in der Rahel eine der Frauen neuen Schlages kennen, die ihre Persönlichkeit durchzusetzen strebten, und in Paris war er von weiblichen Wesen umringt, die nicht, wie der Mond von der Sonne, all ihr Licht vom Manne empfangen, sondern selbst Sonnen sein wollten. Aus der Luft flog ihm hier die Erkenntnis zu, daß nur eine ungerechte Gesetzgebung und die Anmaßung der Männer die Frauen von allen politischen Ämtern und Würden ausschließe, und den Prozeß gegen Marie Capelle nannte er ein wichtiges Aktenstück, „wenn man sich mit der großen Frauenfrage beschäftigt, von deren Lösung das ganze gesellschaftliche Leben Frankreichs abhängt".

Wenn auch in diesem Lande das weibliche Elend mit so vielen Rosen bedeckt ward, der Dichter sah durch die blühende Hülle die graue Misere, und nicht minder las er von den bemalten Lippen großer Kurtisanen und kleiner Loretten eine stumme Anklage gegen die Gesellschaft ab, denn er wußte, daß die anrüchigsten Magdalenen der Straße durchaus nicht schlechter waren „als andere Töchter Evas, die von Kind auf durch Wohlhabenheit und überwachende Sippschaft oder durch

die Gunst des Schicksals vor dem Fallen und dem Nochtieferfallen geschützt werden". Dieses Nochtieferfallen sah er als unvermeidlich an; minder gefühlsselig als Dumas in seiner „Kameliendame" schilderte er in der „Königin Pomare" Glanz und Elend, Glück und Ende einer solchen armen „Königin des Spottes mit dem Diadem von Kot":

Keinen Pfaffen hört' man singen,
Keine Glocke klagte schwer;
Hinter Deiner Bahre gingen
Nur Dein Hund und Dein Friseur.

Aber auch dieser Hund rannte schon am Friedhofstor davon, während Chamisso den treuen Hund eines Bettlers auf dem Grabe seines Herrn hatte verenden lassen; Heine entdeckte in seinen galligen Stunden auch bei den Tieren Menschenfehler: „Die Hunde wedeln noch und stinken wie sonst, doch sind sie nicht mehr treu."

Da in den qualvollen und schlaflosen Nächten der Matratzengruft all seine Jahre wie Schattengestalten vor des Dichters Blick vorüberzogen, wurde für Stunden auch der nie abzuwaschende Jude in ihm wieder ganz lebendig. Immer war die Judenfrage seinem scharfen Blick mehr gewesen als eine Glaubensfrage, und zumal seit er das warme und nackte Leben auf den Altar gehoben hatte, sah er in dem „Volk des Geistes" nur die Vorläufer der nazarenischen Abtötungslehre; die Menschheit teilte er in Menschen mit asketischen, bildfeindlichen und vergeistigungssüchtigen Trieben oder Juden und in Menschen von lebensheiterem, entfaltungsstolzem und realistischem Wesen oder Hellenen, mit der Ahnung, daß er eine Mischung von beiden sei — noch in seinem letzten Gedicht stritt der Griechen Lustsinn gegen den Gottgedanken Judäas. Abseits von dieser Weltanschauungsangelegenheit nahm für ihn die Judenfrage politische und soziale Gestalt an. Sein Widerpart Börne führte, obwohl er in seiner Vaterstadt den wirtschaftlichen Kern der Judenfrage auf Schritt und Tritt packen

konnte, die Abneigung gegen seinesgleichen ganz oberflächlich darauf zurück, daß man während der Freiheitskriege nur Deutsche haben wollte, wie sie aus den Wäldern des Tacitus gekommen waren, mit roten Haaren und hellblauen Augen, aber Heine erkannte, daß sich der Widerwille gegen die Juden bei den unteren Klassen täglich mehr und mehr in den „sozialen Groll gegen die überwuchernde Macht des Kapitals, gegen die Ausbeutung der Armen durch die Reichen" verwandele: „Das gemeine Volk haßte in den Juden immer nur die Geldbesitzer, es war immer das aufgehäufte Metall, welches die Blitze seines Zorns auf die Juden herabzog." Doch da in seiner zweiten Heimat Frankreich der lange Genuß der bürgerlichen Freiheiten die Stammesbande der Juden schon zu sehr gelockert hatte — „sie sind fast ganz untergegangen oder besser gesagt aufgegangen in der französischen Nationalität" — erweiterte er seine Ansicht dahin, daß die Juden „erst dann wahrhaft emanzipiert werden können, wenn auch die Emanzipation der Christen vollständig erkämpft und sichergestellt worden. Ihre Sache ist identisch mit der des deutschen Volkes, und sie dürfen nicht als Juden begehren, was ihnen als Deutsche längst gebührte". Unabhängig von dieser klaren Anschauung über das gesellschaftliche Wesen der Judenfrage und ihre politische Lösung sprach das Judentum mannigfach zu Heines Sinnen und Gaumen. Wie Don Isaak Abarbanel im „Rabbi von Bacharach" liebte auch er die jüdische Küche mehr als den jüdischen Glauben. Karpfen mit brauner Rosinensauce, gedämpftes Hammelfleisch mit Knoblauch und Meerrettich und gar Schalet, „des wahren Gottes koscheres Ambrosia", nannte er nie ohne verzücktes Zungenschnalzen. Wenn er in grauenvollen Nächten, halb bewußtlos vor Schmerz, die Passahklänge zu hören, die silberne Sabbatlampe zu sehen vermeinte, drangen leise Stimmen aus seiner Kindheit zu ihm, und gar wehmütig ward ihm ums Herz; in süß melancholischen Versen, wie „Prinzessin Sabbat" und „Jehuda ben Halevy", vertropfte dann sein Schmerz. Aber am nüchternen Tageslicht schritt er zu einer Tat der Selbst-

befreiung und löste allen Erinnerungsgram in dem Scheidewasser der Disputation auf, die Christentum und Judentum gleich unbändiger Heiterkeit preisgab; lachend und freien Blickes stand der Dichter über dem Mönch wie über dem Rabbi.

Wenn sein bedenklicher Elsässer Freund Alexander Weill den Gottlosen zum Mosaismus zurückgeleitet haben wollte, war es mit dieser Behauptung wie mit Heines Bekehrung überhaupt eine eigene Sache. Mit einer raffinierten Langsamkeit zerstörte das ererbte Rückenmarksleiden den Leib des Dichters, der, widerstandslos und gefesselt allen Schmerzen zur Beute, acht Jahre, acht Ewigkeiten in der Matratzengruft dahinstarb. Was ihn betroffen hatte, durfte er mit Fug „ein unerhörtes, grauenhaftes, wahnsinniges Unglück" nennen, da er mehr Qualen zu erdulden habe, als jemals die spanische Inquisition ersinnen konnte; mit selbstquälerischem Behagen zählte er in Versen die lange Reihe seiner Leiden auf, die Koliken, die den Bauch wie Zangen zwicken, die Harnbeschwerden, die perfiden preußischen Hämorrhoiden, Krämpfe, Speichelfluß, Gliederzucken und Knochendarre im Rücken, „lauter schöne Gottesgaben", die er mit wenig christlicher Inbrunst seinen Feinden wünschte; dazu kamen unaufhörlicher Husten und fast gänzliche Erblindung. Immer häufiger und reichlicher mußte der Kranke zum lindernden Morphium greifen, und ging es einmal zu toll her, und war seine Seele gerade so gestimmt, ließ er sich wohl auch von überirdischem Opium einschläfern; „es ist mehr Verwandtschaft", sagte er zu Fanny Lewald, „zwischen Opium und Religion, als sich die meisten Menschen träumen lassen". Aus diesen religiösen Anwandlungen machte er so wenig ein Hehl wie aus all seinen inneren Erlebnissen und stellte sich vergnügt Lassalles Gesicht bei der Kunde vor, daß er, der alte Spötter, wieder „zu dem demütigen Gottesglauben des gemeinen Mannes" zurückgekehrt sei. Aber über den Sünder, der so Buße tat, konnte im Himmel wenig Freude sein, denn in einem Atemzuge bekannte er sich zu dem Glauben an einen persön-

lichen Gott und nannte diesen Glauben einen alten Aberglauben; er witzelte über sich selbst, der jetzt wie der Onkel Tom die Bibel zitiere, und enthüllte Alfred Meißner die ironische Weisheit: „Wo die Gesundheit aufhört, wo das Geld aufhört, wo der gesunde Menschenverstand aufhört, dort überall fängt das Christentum an.“ Aber selbst wenn David Friedrich Strauß zu Unrecht schrieb: „Mit der Bekehrung hat es nicht viel auf sich!“, hatte Heine ihr schon vor zwanzig Jahren das Urteil gesprochen, da er von Schellings Umfall redete: „Auf dem Totenbette sind so viele Freidenker bekehrt worden, aber macht nur kein Rühmens davon! Diese Bekehrungsgeschichten gehören höchstens zur Pathologie und würden nur schlechtes Zeugnis geben für eure Sache. Sie bewiesen am Ende nur, daß es euch nicht möglich war, jene Freidenker zu bekehren, solange sie mit gesunden Sinnen unter Gottes freiem Himmel umherwandelten und ihrer Vernunft völlig mächtig waren.“

Auf jeden Fall waren diese Aufblicke zu „dem großen Tierquäler im Himmel“ nicht mehr als Augenblicke. Öfter funkelte der sterbende Dichter, Herr statt Knecht seiner Schmerzen, in siegessicherer Bosheit gegen seine Feinde oder leuchtete in hingebender Liebe zu seinen Nächsten. Den hämische Neider als aller guten Gefühle bar verschrien, mühte sich in zartester Sorgfalt, der betagten Mutter seinen Zustand zu verbergen und schrieb ihr, während ihn das Siechtum schon seit Jahren an denselben Fleck des Zimmers gebannt hatte, zärtliche Lügen; er schilderte sich unter den Bäumen seines eigenen Gartens sitzend und die ihm fast ins Maul fallenden schönen Pflaumen verzehrend. Oft auch lachte er, gar kein zerknirschtes Menschenkind, des Gottes, dessen Geier ihm das Leben zerfleischten. Mehr als Promethidentrotz bäumte sich in ihm; seine tollkühne Laune verhöhnte Götzen, kündigte Göttern die Ehrfurcht und stellte sich mit dem alten Jehova auf du und du. Als seinesgleichen behandelte er ihn, als den göttlichen Lustspieldichter, der mit seinem irdischen Vetter Heinrich Heine ein etwas zu bösartiges Rüpelspiel aufführe; ihm die Hand auf die Schulter

legend, bat der „sogenannte deutsche Aristophanes", es doch des grausamen Scherzes genug sein zu lassen. Dann wieder trat der ewig Zweifelsüchtige mit der alten Zweifelsfrage hervor, warum der Gerechte Kreuzeslast schleppen müsse und der Schlechte als Sieger dahertraben könne.

Woran liegt die Schuld? Ist etwa
Unser Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er selbst den Unfug?
Ach, das wäre niederträchtig.

Also fragen wir beständig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich stopft die Mäuler —
Aber ist das eine Antwort?

Derart bestätigte der auch körperlich so feinfühlige Dichter, den ein namenlos gemeines Schicksal mit Knütteln niedergehauen hatte, im tiefsten Zusammenbruch das alte griechische Wort, daß nichts gewaltiger ist als der Mensch. Seinen Leib nannte er einen Leichnam, in den der Geist eingekerkert sei, aber während teuflische Martern den Leib peinigten, zog der Geist, der unbeugsam in diesen Trümmern lebte, hoch über allem „Erden-Kuddelmuddel" stolz und sieghaft seine Kreise. Nie hatte der Poet „die Magie der edlen Dichtkunst" so gemeistert, nie sich so als „unverantwortlichen König des Gedankenreichs" gegeben denn jetzt; nie hatte er sich so sehr Herr über alle Himmel und alle Höllen gefühlt, nie seinen Witz so frei und leicht mit irdischen und überirdischen Dingen als mit Glaskugeln spielen lassen wie in diesen unbarmherzigen Jahren des langsamen Sterbens. Alle Töne, die seine Leier jemals angeschlagen hatte, kehrten im „Romanzero" und in den „Letzten Gedichten" wieder, aber alle strömten reicher und klangen voller in dem wundersamen Liederherbst, der bald die flammenden, bald die gedämpften Farben dieser schmerzlich reifen und süßen Jahreszeit offenbarte. Wenn er mit liebevoller Versenkung in Einzelheiten des Morgenlandes schimmernde Pracht

schilderte, wütete er in einem wahren Farbenrausch und schwelgte im sattesten Rot und Blau, im leuchtendsten Purpur und Gold, ganz wie er von dem Dichterwerk seines Bruders in Apoll Jehuda ben Halevy zu rühmen wußte:

Alles blühend und lebendig,
Farbenglänzend, blühend, brennend.

Noch immer schuf das Paris, in dessen Straßenkot sich die ewigen Sterne spiegelten, den Hintergrund seiner Stimmungen, aber da ihn sein Siechtum wie eine Mauer von dem allzu lauten Brausen der Weltstadt trennte, wechselten die grellen Farben mit matteren Tönen; das silberne Grau eines Regentages lag über vielen Gedichten dieser Zeit, eine unwirkliche Welt tat sich auf, gedämpftes Saitenspiel erklang. Spukgestalten, Gespenster altheidnisch göttlichen Gelichters dünkten ihn die Phantasien, die nachts in seinem Hirn den Umzug hielten.

Das nächtlich tolle Geistertreiben
Sucht des Poeten Leichenhand
Manchmal am Morgen aufzuschreiben.

Auch die blaue Blume Romantik aus verstorbenen Jugendträumen blühte wieder. Umgeben von großköpfigen Delphinen, auf deren Rücken Amoretten mit Muschelhörnern schallende Fanfaren bliesen, entführte ihn sein Zauberschiff aus der ekler Gegenwart nach dem Sehnsuchtseiland Bimini:

Phantasie sitzt an dem Steuer,
Gute Laune bläht die Segel,
Schiffsjung ist der Witz, der flinke,
Ob Verstand an Bord? Ich weiß nicht!

Oft erblickte der Dichter in „der Erinnerung Zwielicht" die Tage, da er auf der grünen Wiese des Glücks gelegen hatte und ihm so sonnengoldig, so purpurn zumute gewesen war. Im Gefühl seines rettungslos zerrinnenden Lebens forschte er

nach seinem Stern und spähte vergebens und suchte umsonst — er fand ihn nicht, seinen Stern, und beschied sich traurig:

Hat im güldnen Labyrinth
Sich vielleicht verirrt am Himmel.
Wie ich selber mich verirrt
In dem irdischen Getümmel.

Wenn die Zeit, die schauderhafte Schnecke, gar zu langsam kroch, packte ihn hart die Sehnsucht nach der „großen Stille" und nach „des Vergessens süßer Nacht", und wenn er schon tausend Jahre auf der Schmerzen Rost zu braten glaubte, flehte er zum Himmel, die finstere Tragödia zu enden, und rief aus dem Bewußtsein seiner abscheulichen Misere die dritte Parze, die mit der Schere, an:

O spute Dich und zerschneide
Den Faden, den bösen,
Und laß mich genesen
Von diesem schrecklichen Lebensleide.

Aber all das waren nur Schreie aus dem Munde eines Gefolterten, und auch das Geständnis, das Beste sei, nie geboren zu sein, ergab sich lediglich aus dem verzweifelten Zustand des Unheilbaren und der dumpfen Luft seiner Umwelt, nicht aus einer dunklen Weltanschauung, die Erde und Sein verneinte. Nur sein eigenes Leben verwarf er, da es eitel Leiden war, aber das Leben an sich grüßte er mitten im Leiden mit hellem Zuruf. Vom Tode umfangen, bekannte er sich noch als „des Lebens treusten Sohn":

O Gott! wie häßlich bitter ist das Sterben!
O Gott! wie süß und traulich läßt sich leben
In diesem traulich süßen Erdenneste!

Da er schon das fatale Geschlürfe der Kirchhofsratten und Grabmaulwürfe ganz nahe vernahm, legte er noch einmal, er-

schüttert und erschütternd, für seinen stets verfochtenen Satz: Das Leben ist der Güter Höchstes! Zeugnis ab:

Unser Grab erwärmt der Ruhm?
Torenworte! Narrentum!
Eine bessre Wärme gibt
Eine Kuhmagd, die verliebt
Uns mit dicken Lippen küßt
Und beträchtlich riecht nach Mist.
Gleichfalls eine bessre Wärme
Wärmt dem Menschen die Gedärme,
Wenn er Glühwein trinkt und Punsch
Oder Grog nach Herzenswunsch
In den niedrigsten Spelunken
Unter Dieben und Halunken,
Die dem Galgen sind entlaufen,
Aber leben, atmen, schnaufen.

Die unverwüstliche Lust am Leben sprach sich auch in einer letzten Liebesneigung des Sterbenden aus. Zwar liebte er immer noch „sein armes Lamm" Mathilde, die „engelsüße Person", deren Stimme tönender Balsam für seine wunde Seele war, und die auf Erden schutzlos zurückzulassen den schlimmsten seiner Abschiedsschmerzen bildete. Aber wenn ihn „ein ganzer Chor von parfümierten Erinnerungen" mit Kastagnetten und Zimbelklang umsprang, erwachte bisweilen der Wunsch in ihm, noch einmal beseligt um Frauenhuld zu werben. Die Erfüllung kam vier Monde vor seinem Ende, da sich eines Tags — man wußte nicht recht, woher — Elise Krienitz, oder wie sie sich nannte, Camilla Selden, etwas abenteuerlichen Sinns an seinem Schmerzenslager einfand und beglückt aufgenommen wurde. In späteren Jahren berichtete sie mit eitler Selbstgefälligkeit von ihren Beziehungen zu Heine und noch später hatte sie als brave und bürgerliche Ehefrau eines Oberlehrers in Rouen eine zimperliche Scheu davor, durch ihr berühmtes Verhältnis ins Gerede der Leute zu kommen, aber dem sterbenden Dichter bedeutete das Wesen mit dem „schwäbischen Gelbveigleinsgesicht" die letzte Blume seines trübseligen Herbstes. In den „Floren-

tinischen Nächten" hatte er sich einst als verträumten Knaben geschildert, der in ein totes Steinbild verliebt ist; jetzt in der Matratzengruft liebte er, ein Toter, eine lebende Frau mit einer Leidenschaft, die durch den Zwang der Not eine Seelenliebe bleiben mußte:

Worte! Worte! Keine Taten!
Niemals Fleisch, geliebte Puppe,
Immer Geist und keinen Braten,
Keine Knödel in der Suppe.

Aber im Bann der „Mouche" empfand sich der Dichter manchmal auch als einen Toten, den es nach den glühendsten Genüssen des Lebens dürstet: so hell lohte der Lebensdrang in dem Sterbenden auf.

Doch als der Tod, der „weiße Schneemann im unendlichen Nebel", ganz dicht an seinem Lager stand, galten des Dichters letzte Wünsche nicht der Frau und nicht der Freundin, sondern der großen Aufgabe seines Lebens, durch das geschriebene Wort seine Gedanken geltend zu machen: seine erkaltenden Lippen noch riefen nach Papier und Bleistift. Beides wurde ihm gereicht, aber der Stift entfiel der Hand; einige Stunden später stand das Herz still; am 17. Februar 1856. Drei Tage danach trug man ihn, ohne Kadosch und ohne Messe, aber im Beisein einiger Granden der französischen Dichtung, zu Grabe, nach seinem letzten Willen auf dem Friedhof der Vorstadt Montmartre, unter deren Bevölkerung er sein liebstes Leben gelebt hatte.

So ruhte sein Leib nicht wie er geträumt hatte unter deutschen Linden oder südlichen Palmen, sondern mitten im Brodeln der Weltstadt Paris. Sein Geist aber begann, wie er scherzend vorausgesagt hatte, über der Erde zu spuken, nicht in furchtbar unglücklich deutscher Weise, sondern als ein gallisch heiteres Gespenst.

Heine und wir

Heinrich Heine ist tot, es lebe Heinrich Heine!

In der Tat müssen auch seine giftigsten Widersacher zähneknirschend gestehen, daß der Dichter über zwei Menschenalter nach seiner Bestattung lebendiger ist denn viele der Lebenden. Sein Lied klingt von Mund zu Mund, sein Wort wirkt wie für unsere Kämpfe geschrieben, und sein Name bleibt eine Losung beim Zusammenprall der Parteien und der Weltanschauungen. Seine Hasser haben in ihrem Grimm jahraus, jahrein kein Mittel unversucht gelassen, einen stummen Hund aus ihm zu machen, aber keines hat verfangen. Strebten sie seinem lästerlichen Lebenswandel vom erhabenen Standpunkt des deutschen Bierphilisters aus beizukommen, so war Heine wirklich kein deutscher Bierphilister und hatte, kein weißgewaschener Engel, sondern ein sehr irdischer Mensch, neben seinen Himmeln auch seine Höllen. Eitel, launisch, rachsüchtig, unbedenklich beim Gelderwerb und meist ohne die mindesten Gewissensbisse ist Heine als Vorbild sittlicher Lebensführung für den Sonntagsschulunterricht durchaus ungeeignet. Aber Johann Christian Günther, ein verbummelter Student, verkam auf der Landstraße und in Schänken, und doch reicht der geringste seiner Verse näher an die Schwelle der Ewigkeit als alle Reimereien eines Joseph Matzerath, der all seine Tage und Nächte ein peinlich genauer, ein untadlig ehrenhafter, ein königlich preußischer Beamter gewesen ist. Und François Villon entlief dem Galgen und war auch sonst der beste Bruder nicht, und doch liegt über den

Strophen, die er der dicken Margot oder einer anderen Dirne gesungen hat, tieferer und echterer Glanz als über dem korrekten Versgedrechsel eines François Coppée, dem der Polizeikommissar seines Bezirks das fleckenloseste Leumundszeugnis ausstellen konnte. So gilt auch von Heine das Wort, daß das Werk größer ist als der Mann.

Dieses Werk aber reicht vom Mittelalter bis in die Gegenwart, denn das Jahrhundert, in dem des Dichters Wiege stand, kannte noch die Greuel der Hexenverbrennung, und später war er den Männern Freund, die der größten Volksbewegung unserer Tage Weg und Ziel wiesen. Daraus erklärt sich die scheinbare Zwiespältigkeit seines Wesens, die sein französischer Freund Gèrard de Nerval dahin faßte, daß Heine zugleich grausam und zärtlich, naiv und perfid, skeptisch und gläubig, lyrisch und prosaisch, sentimental und spöttisch, leidenschaftlich und eiskalt, geistreich und malerisch, antik und modern, mittelalterlich und revolutionär sei. Auch mit des Dichters eigener Meinung, zu seinem Unglück sei er in der Welt immer zu früh gekommen, hat es etwas auf sich. Nicht der Mund einer bestimmten Gesellschaftsschicht in einem bestimmten Abschnitt war er, sondern der gewaltige Kampf dreier widerstreitender Mächte, der seine Zeit erfüllte, wurde in seiner Brust ausgetragen. Während die Welt der blanken Ritter und der Frauen minnehold in romantischen Tönen, wie „Des Knaben Wunderhorn" sie barg, zu und aus ihm sprach, wurden die großen bürgerlichen Gedanken von 1789 in seinen Schriften zum erstenmal in Deutschland beredtes Dichterwort, und wiederum das Bürgertum als verfaulte Schicht verwerfend, lieh er dem Hungerschrei der arbeitenden Massen ergreifend Gestalt. Die blaue Blume blühte ihm dicht neben der Barrikade, und wenn er nichts ganz und ungeteilt war, nicht Romantiker, nicht Bourgeois und nicht Kommunist, so galt am Ende sein Zukunftsglaube doch den namenlos dunklen Scharen, die sechs Jahre nach seinem Tode Lassalle zur Eroberung der politischen Macht aufrief. Da sein dichterischer Genius jene drei großen Geistesrichtungen in der

höheren Einheit der Kunstschöpfung zu verschmelzen wußte, kam Heine zu der einzigartigen Rolle in der deutschen Literatur, die er selbst scharf genug erkannte: „Mit mir ist die alte lyrische Schule der Deutschen geschlossen, während zugleich die neue Schule, die moderne Lyrik, von mir eröffnet ward." Aber gehören die besten seiner Großstadtliebeslieder zu dem Besten unseres lyrischen Bestandes überhaupt, solange deutsch gesprochen und gesungen wird, ebensosehr wie der große Dichter war er in einer lauen und trägen Zeit der große Aufrüttler, der rüstige Trommler, der fröhlichste Bürger derer, die kommen werden. Er glaubte an die Zukunft, da für alle Menschenkinder Brot und Zuckererbsen, Schönheit und Lust wachsen, und half sie entschlossen und bewußt vorbereiten.

Weil sein heller und scharfer Geist noch heute zu diesen Zielen aufstürmt und fortreißt, ist der Name Heine Herrenmenschen, Junkern und Muckern, Hohenzollernschwärmern, Hakenkreuzlern und Werwölfen ein Greuel wie all denen, die er zu Lebzeiten mit lächelnder Grazie auf seinen spitzen Federkiel gespießt hat. Zuweilen allerdings bezwang die Gewalt seiner Worte auch jene, die auf der Menschheit eingebildeten Höhen wandelten. Von der unglücklichen Kaiserin Elisabeth mit ihrer schwärmerischen Vorliebe für den Lurlei-Sänger ganz zu schweigen, badete Metternichs Famulus Gentz sich gern in den süßen und melancholischen Gewässern Heinescher Lyrik, und der gestürzte Bismarck pflegte sich in der Verbissenheit seiner machtlosen Tage an Heines galligsten Strophen zu erbauen. Aber unbeschadet dessen hatte der Bundestag unter Metternichs Vorsitz durch den berüchtigten Beschluß von 1835 das Schaffen des Dichters in Bausch und Bogen verfemt, und kaum anders ging Bismarcks Sozialistengesetz seinen Schriften zu Leibe. Wegen der „Schloßlegende", die unhold mit dem Herrscherhaus umsprang, wurde 1880 der siebzehnte Band von Heines „Gesammelten Werken" überall in Deutschland von der Polizei mit Beschlag belegt, und selbst nach dem Fall des Ausnahmegesetzes steckte den deutschen Verlegern so viel Knechtsinn in den

Knochen, daß sich bis auf diesen Tag das verpönte Gedicht in den wenigsten Ausgaben findet. Auch in der Frage eines Denkmals für Heine hielt die hohe Obrigkeit mit ihrer urpreußischen Sinnesart nicht hinter dem Berge. Ende der achtziger Jahre hatte sich in Düsseldorf ein Denkmalsausschuß gebildet, und mit einigem Weh und Ach waren die Stadtväter von Heines Geburtsstadt bereit, für das Standbild einen öffentlichen Platz herzuschenken. Aber kaum ward die Absicht ruchbar, kam der von dem Dichter so oft verhöhnte „Landsturm des Patriotismus" mit Gott für König und Vaterland auf die Beine, die Junker schwangen die Dreschflegel, die Pfaffen die Weihwedel, und da gerade die antisemitische Bewegung ihre Hochflut erlebte, stimmten die Judenfresser in das Geheul gegen die geplante Ehrung Heines ein. Der Bürgermeister von Düsseldorf aber wurde bei seiner Anwesenheit in Berlin von dem preußischen Polizeiminister Eulenburg so barsch angeraunzt, daß der Tapfere dem Denkmalsausschuß fluchtartig den Rücken kehrte und auch die Stadtverordneten mit der nicht üblen Begründung, daß jetzt schon ein Kriegerdenkmal in der Nähe des Platzes stehe, ihre Zusage zurückzogen. Ganz Europa lachte, und Heine kam um seinen Stein.

Wie der Polizeisäbel täppisch nach dem leichten Geist des Dichters stach, so auch die flinken Federn, die emsig für Thron und Altar kritzelten. Da Heinrich von Treitschke den schmetternden Stabstrompeter hohenzollernschen Ruhmes abgab, konnte er nicht anders, als dem Dichter, der ungefähr das Gegenteil war, den Lorbeerkranz zerpflücken. In seiner „Deutschen Geschichte" machte er aus Heine den „undeutschen" und unselbständigen Schöpfer eines krankhaften „Zwitterstils zwischen Poesie und Prosa" und schmähte ihn als den „Bannerträger jüdisch-journalistischer Frechheit"; den Dichter so recht von der Bierbank aus betrachtend, mutzte er ihm besonders und noch dazu fälschlich auf, daß er niemals ein Trinklied gedichtet habe: „Nach Germanenart zu zechen vermochte der Orientale nicht." Aber Treitschke war selbst zu

sehr ein begnadeter Künstler des Worts, um zu übersehen, daß es sich bei Heine um einen wahren Poeten handelte, der in seiner Eigenart unerreichbar blieb; einen Dichter nannte er ihn, „der Schönheit ebenso mächtig wie der Niedertracht". Aus einer ähnlich rückwärts gerichteten Weltanschauung heraus quälte sich Viktor Hehn, Heine als ein „Talent der Nachbildung" abzutun, über das Unheil jammernd, das jener „durch Verwilderung des Geschmacks und Zerstörung der Unschuld des Herzens" angerichtet habe. Aber Männer wie Treitschke und Hehn durften sich wenigstens auf sehr ansehnliche eigene geistige Leistungen berufen; was daneben und danach gegen Heine eiferte und geiferte, war belangloses Kroppzeug, der Erwähnung nicht wert und noch weniger der Widerlegung. Wenn heute Herr Adolf Bartels wie ein von schlechtem Fusel trunkenes Fischweib gegen den Dichter lospöbelt, so rührt das nicht tiefer, als wenn einst der „große" Wolfgang Menzel gegen den „kleinen Juden Heine" seine Galle verspritzte; wo die Göttersage der Griechen auf den Kopf gestellt werden soll und ein Marsyas sich vermißt, den Apoll zu schinden, sagt ein Lächeln der Verachtung und des Mitleids übergenug.

Im Namen der bedrohten Sittlichkeit, der gefährdeten Kunst und des geschädigten Deutschtums ging und geht stets diese Schmutzschleuderei gegen den „Messias des unsere Jugend verseuchenden Literaturjudentums" vonstatten, aber sooft dabei Goethe gegen Heine ins Feld geführt wird, schaut der politische Pferdefuß des Treibens deutlich hervor. Von dem Heine, der Sturm läutet, will man die Jugend zu dem Goethe weglocken, dem die Burschenschafter um 1820 als einem großen Einschläferer ihr Pereat darbrachten; gegen den Heine, der ungestüm wider ererbtes Unrecht und überlieferte Narretei ankämpfte, möchte man den Goethe ausspielen, der nach einem dieser Heine-Verkleinerer „überall das historisch Gewordene und Gewachsene als etwas Vernünftiges und Göttliches respektiert". Wenn man in diesem Zusammenhang dem Lyriker Heine den Platz dicht hinter dem Lyriker Goethe zugunsten

Mörikes bestreitet, und zwar weil der Schwabe mit Treitschkes Wort „recht eigentlich ein zeitloser Dichter, in allem ein Widerspiel des jungen Deutschland" ist, so heißt das einmal chinesisches Rang- und Kastenwesen in die Literatur einführen, und zum zweiten hat der Angefochtene ein für allemal solch läppischen Streit entschieden: ‚Nichts ist törichter als die Frage: welcher Dichter größer sei als der andere? Flamme ist Flamme, und ihr Gewicht läßt sich nicht bestimmen nach Pfund und Unze", und nur darauf kommt es an, welche Flamme heller loht und weiter leuchtet. Da ist es vollends Unsinn, Mörike und Heine in eine Reihe zu rücken, denn jener, ein lieblicher Flötenspieler unter Blumen und Büschen, unter Lerchen und Immen, sah die Welt nur aus dem Dachfenster eines schwäbischen Pfarrhauses an, während sich dieser an dem glühenden Brennpunkt aller neuen und großen Ereignisse zu Tode fieberte.

Wenn mit dem verlogenen Vorwurf undeutscher Gesinnung und Art gegen Heine nie gekargt wird, erkennen doch die ehrlicheren unter seinen Gegnern Deutschtum und Deutschheit dessen unumwunden an, der der deutschen Sprache neue Möglichkeiten geschaffen hat. Hebbel, der auch den mißtrauischsten Judenfressern arisch-germanisch genug ist, nannte ihn einen „echten deutschen Dichter", und Treitschke gab zu: „In den Stunden, da er ein Dichter war, empfand er ganz deutsch." Darüber hinaus hieße es sein Andenken schänden, wollte man ihn gegen jene Schmähung nur verteidigen, denn er hat mit seinem Ruhm Deutschlands Ruhm gemehrt und dem deutschen Geist neue Provinzen erobert. Allüberall in der weiten Welt denkt man bei Erwähnung der deutschen Literatur zuerst an Heine, Angelsachsen und Amerikanern, slawischen und skandinavischen Völkern gilt Heine und nicht Goethe oder Schiller als bevollmächtigter Vertreter der deutschen Kultur, und wie heute seine Werke in die meisten Sprachen übersetzt sind, waren die ersten deutschen Sätze, die vor rund achtzig Jahren ins Japanische übertragen wurden, ein Heinesches Gedicht.

In den romanischen Ländern reicht Heines Einfluß noch

weiter und greift am tiefsten in Frankreich. Dort ist sein Geist fast so lebendig wie in Deutschland und spielt heute erst seine eigentliche Rolle als Vermittler zwischen den beiden Völkern und Ländern; Marcel Prévost dankte dem Dichter einmal im Namen der jungen Leute der zweiten Jahrhunderthälfte, denen er die Liebe gelehrt habe, „Träne für Träne und Kuß für Kuß", und wie sein geschliffener Witz nicht selten in den Spalten der Tagespresse funkelt, so leuchtet der süße Schmelz seiner Verse in der französischen Lyrik wieder auf. Schon Théophile Gautier konnte sich seiner Einwirkung nicht entziehen, Paul Verlaine führte die Form des Heineschen Liedes in Frankreich ein, und die Symbolisten von Jean Moréas bis zu Jules Laforgue, dem „französischen Heine", zeigen sich von ihm befruchtet. Manches Mißverständnis lief bei seiner Schätzung mit unter, so, wenn Thiers ihn den geistreichsten Franzosen seit Voltaire nannte, oder wenn Sainte-Beuve ihn gleich den im achtzehnten Jahrhundert verwelschten Deutschen vom Schlage Grimms für die Franzosen einforderte. Aber nach der Art Grimms war eher Alexander von Humboldt als Heine Franzose geworden, über den heute das Urteil der meisten berufenen Franzosen mit dem seines Biographen Ducros übereinstimmt: „Si Heine a aimé Paris et la France, il est, avant tout, un poéte allemand." „Wenn Heine Paris und Frankreich geliebt hat, ist er doch vor allem ein deutscher Dichter." Als deutscher Dichter entging er während des Weltkrieges grober Anfeindung nicht. Da 1871 nach der großen Niederlage Frankreichs Gautier um die Trümmer der Tuilerien spazierte, antwortete er, befragt, welchen Platz unter den zeitgenössischen Dichtern er Heine einräume, ganz verwundert über die Frage: Den ersten natürlich! In der von Heine vorausgesehenen gewaltigen Weltkatastrophe — er hatte aufmerksam die Bildung „großer kompakter Staatenmassen" beobachtet und den Kampf dieser kolossalen Kämpen um die Welthegemonie prophezeit — ist diese edle Vorurteilslosigkeit gegen den Dichter eines feindlichen Landes ein selteneres Gewächs. Auf der einen Seite boten

gallische Chauvins Heine als Schwurzeugen gegen deutsches „Barbarentum" auf und deuteten den Satz in der „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland", der von der Erhebung des altgermanischen Pantheismus gegen das Christentum spricht: „Thor mit dem Riesenhammer springt endlich empor und zerschlägt die gotischen Dome", als Voraussage des Tags, da der deutsche Generalstabsbericht meldete, daß die Kathedrale von Reims im Schußbereich seiner Geschütze liege. Auf der anderen Seite schmähten gleich verdrehte Chauvins, auch er sei von preußischem Korporalsgeist nicht frei gewesen, und brandmarkten ihn wegen der Vorrede zum „Wintermärchen", die von der weltbefreienden Rolle des deutschen Gedankens schwärmt, als tollwütigen Alldeutschen, der von der Weltherrschaft der „Boches" geträumt habe — wehmütiges Los des Dichters, der bis zum letzten Atemzug für die Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich gewirkt hatte!

Allem Gezänk entrückt ist Heine im Familienleben der klavierbesitzenden Schichten des deutschen Volkes. Keiner unserer Dichter ist so oft und so niedlich unter Musik gesetzt worden wie er — an die fünftausend seiner Gedichte wurden vertont —, und dank dieser Sangbarkeit seiner Lieder lebt er in der deutschen Mittelklasse von Geschlecht zu Geschlecht weiter. Derart wurde der Dichter zwar durch eine Zeit hindurchgerettet, in der im Zeichen des Gründungsschwindels das Echte auf allen Gebieten von Katzengold verdrängt wurde, und in der sich das deutsche Bürgerhaus an dem lyrischen Kunsthonig der Julius Wolff und Rudolf Baumbach Magen und Geschmack gründlich verdarb, aber zugleich wurde er in dieser Umgebung selbst verkitscht und versüßlicht. Der Heine, für den am Klavizymbel der semmelblonde, deutsche Backfisch erglüht, ist ein betrübter Schmachtlappen — „Du bist wie eine Blume!" wurde am häufigsten, zweihundertfünfundfünfzigmal, vertont! — und von dem echten Heine, dem Sänger des zwanzigsten Jahrhunderts, erst recht von dem politischen und sozialen Kämpfer durch ein Meer von Schlagsahne geschieden. Dem Bedürfnis

ihrer Leser sich anpassend, hat die für die gute Stube des Spießbürgers berechnete hausbackene Literaturgeschichte den politischen und sozialen Heine zugunsten eines zeitlosen und gefühlsseligen Trällerers preisgegeben; das Schwert ist ausgemerzt und nur der Dudelsack geblieben! Schon Julian Schmidt sprach ihm aus der platten Selbstüberhebung des Fortschrittsphilisters das Verständnis für „wirkliche Politik" ab, und neuerdings rechnet ihm Alfred Biese als mildernden Umstand an, daß er in seinen politischen Ideen nicht gerade zum äußersten geneigt habe, und fügt mit wohlwollender Salbung für höhere Töchter hinzu, daß sich selbst in der „Romantischen Schule" und in der „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" „manches Schöne, Gute und Wahre in anziehender Form" finde — o Leierkasten der Leierkasten! Bei den Biographen des Dichters dieselbe Erscheinung. Der nicht nur der Zeit nach der erste von ihnen, Adolf Strodtmann, schilderte in seinem tüchtigen Buch Heine noch mit vollem Bewußtsein als Kämpfer gegen rohe Gewalt und lichtscheue Dummheit und als „Schöpfer jener gefühls- und verstandesklaren Unzufriedenheit, die sich nicht wieder zur Ruhe begeben kann, bis eine bessere Grundlage des politischen und sozialen Gebäudes errungen ist", die Karpeles und Proelß begannen schon eifrig mit der chemischen Reinigung des Dichters und lassen ihn höchstens als Streiter für einen lauwarmen „Philanthropismus" gelten, und für ein müdes Geschlecht, das nur mehr genießen statt kämpfen will und „sich beim Kunstgenuß durch Nebengeräusche möglichst wenig beirren zu lassen sucht", ist Heine in der Behandlung Rudolf Fürsts zu einem blassen Anhänger des Kaffeehausgrundsatzes: Kunst um der Kunst willen! entartet — eine „schreiend falsche Selbstcharakteristik" ist es für diesen Darsteller seines Lebens und Wesens, daß der Dichter sich einen braven Soldaten im Befreiungskrieg der Menschheit genannt hat. Ähnlich stellen sich zu ihm Hartwig Jeß und Max J. Wolff, von denen sich jener wie ein psychiatrischer Sachverständiger vor Gericht über die „Labilität" von Heines Seele verbreitet und dieser auf dem Seil zwischen

einem Einerseits: der Schätzung des Poeten, und einem Anderseits: der Ablehnung des Politikers mit nationalliberaler Balancierstange hin- und hertänzelt. Wenn daneben im Gefolge der Elster und Hüffer ein Schwarm Philologen auf dem Felde der Heine-Forschung wackere Einzelarbeit geleistet hat, ist doch keinem der ganze Heine im Rahmen eines Weltbildes aufgegangen; selbst die offensten Köpfe unter ihnen wußten mit seiner Wendung gegen Demokraten vom Ausmaß Börnes nichts anzufangen und beschieden sich damit, daß Heine eben nur Dichter gewesen sei. Schon Ende der achtziger Jahre wurde für das Heine-Denkmal damit Stimmung gemacht, daß es dem Dichter, dem Lyriker gesetzt werden solle, und als im Spätherbst 1913 in Frankfurt am Main an verstecktem Plätzchen dem Verlästerten der erste Denkstein in Deutschland errichtet wurde, ward es nicht, wie Alfred Kerr zum fünfzigsten Todestag des „lachenden Kämpfers" gefordert hatte, ein Denkmal des Trotzes, sondern auch fortschrittliche Mannesseelen sparten die klägliche Entschuldigung nicht, daß das Standbild nur dem Lyriker gelte, „der uns das Buch der Lieder geschenkt". So vollzog sich an dem Dichter ein schmerzliches Schicksal. Zu seiner Zeit mußte er sich mit allerhand „radikalem" und „fortschrittlichem" Gelichter herumschlagen, dem er zu sehr ein Künstler und zu wenig ein Tendenzbär war, und was sich später „radikal" und „fortschrittlich" hieß, bebte vor der Tendenz in seiner Dichtung zurück und mühte sich zu vergessen, daß er auch noch andere Dinge als die Rose, die Lilie, die Taube, die Sonne besungen und noch für andere Ideale als für die Kleine, die Feine, die Reine, die Eine geflammt hat.

Das Jahrzehnt nach des Dichters Tod, in dem die Revolution von oben Deutschland unter der preußischen Pickelhaube einte, war der Schätzung des echten Heine so ungünstig wie das Barbarenzeitalter der Gründerjahre, das eine Sintflut von Geschmacksverwilderung entfesselte. Aber auch der literarische Sturm und Drang, der in den achtziger Jahren die Welt auf den Kopf stellen wollte und als wesentlich kleinbürgerliche Er-

hebung im Naturalismus versandete und im Symbolismus verflatterte, wußte sich nicht recht zu Heine zu stellen. Die Urteile über seine Bedeutung schwankten hin und her. Für Hermann Conradi kündigte sich mit ihm eine neue Zeit an, und für Wilhelm Boelsche war er gar der „Märtyrer unseres modernen Realismus", der sich zu einer der Wirklichkeit angepaßten Kunstform loszuringen versucht habe, aber die fanatischen Wirklichkeitsabklatscher verwarfen ihn wegen seiner Romantik und die Antisemiten dieser Bewegung wegen seines Judentums. In Michael Georg Conrads „Gesellschaft", dem Leibblatt der Literaturrevolutionäre, wurde er bald als Urbild dichterischer und künstlerischer Verlogenheit in Grund und Boden verdonnert, bald als Überwinder des Klassizismus durch den Varietéstil in den Himmel gehoben. Aber wie seine lyrische Form unserer Dichtung in Fleisch und Blut übergegangen ist und wie seine Weise über Scheffel und Grisebach bis zu Holz und Henkell auf hundert deutsche Lyriker wirkte und weiter wirkt, so erkannte, wer von diesen Jüngstdeutschen selbst ein Künstler war, begeistert den großen Künstler an. Der als Philosoph des ganzen Geschlechts galt und bei allem Wirrsal seiner Übermenschenlehre ein Meister der Sprachkunst von zwingender Gewalt war, Friedrich Nietzsche, nannte Heine „keine lokaldeutsche, sondern eine europäische Begebenheit" und feierte ihn als „das letzte Weltereignis der Deutschen", Detlev von Liliencron, dessen Herzen andere Dichter näherstanden, neigte sich ihm huldigend in lustigen Neujahrsversen: Ich bin sein geringster Schüler! und in einem Gedicht Richard Dehmels bestimmt ein kunstsinniger Fürst, daß Heine sein Denkmal erhalte:

> Der kranke Jude und der große Künstler,
> Der unsre Muttersprache mächtiger sprach
> Als alle deutschen Müllers oder Schulzens.

Aber dem großen Befreier gilt auch solche Verehrung selten, dem Alfred Kerr, der beredteste unter den Dolmetschen für den

Kämpfer Heine, nachrühmt, „daß man seiner gedenken wird, wenn der letzte Rest Barbarentums über der Erde Rand fiel und neue Seelen aufrichtiger dahinschreiten".

So gedenkt seiner die Arbeiterklasse, die stets in Wehr und Waffen ist, die Erde von den letzten Resten Barbarentums zu befreien. Nicht in Unkenntnis dessen, was sie von Heine trennt, sieht sie die blitzenden Klingen in seiner Prosa, hört sie die stürmenden Glocken in seinen Versen; das Lebendige, Ringende und Zukunftsfrohe in ihm ist es, was sie immer wieder zu dem Dichter hinzieht. Der junge Arbeiter sitzt mit heißen Wangen über seinen Werken, die Arbeiterblätter bringen wieder und wieder seine Gedichte und schmücken ihre Spalten mit Stellen aus seinen Schriften, die Arbeitergesangvereine schmettern seine kecken Revolutionslieder hinaus, in den Arbeiterversammlungen wirkt oft einer seiner schlagkräftigen Sätze wie eine Handgranate gegen Junker und Pfaffen, und Henri Lichtenberger merkt in seinem Buch als wesentlich an, daß Bebel in den Zukunftsstaatserörterungen von 1893 am Schlusse seiner großen Reichstagsrede mit den Versen des „Wintermärchens" den Himmel den Engeln und den Spatzen preisgab.

Mit Recht lebt keiner unserer großen Dichter unter den Dächern der kämpfenden Armut ein so frisches und unmittelbares Leben wie Heine, denn aller Jugend gehört er, und die Arbeiterklasse, die stürmisch hinter den vergreisten und verbrauchten Schichten der Gesellschaft herdrängt, ist die Jugend der Welt. Darum grüßen die vielen Millionen in der deutschen Republik, die in diesem Zeichen entschlossen vorwärts marschieren, Heine nicht nur als den unsterblichen Sänger hinreißender Liebeslieder, sondern ehren ihn auch wie er geehrt sein wollte, als den braven Soldaten im Befreiungskriege der Menschheit.

Er war das Schwert, er war die Flamme!

Namenverzeichnis

Seite

Abrantès, Herzogin 279
Albert 253
d'Alembert 210
Alexander 55
Alexis 68
Alkibiades 93
Altenstein 30
Ancillon 170
Antisthenes 86
Antommarchi 86
Arago 95
Aristophanes 75
Arminius 130
Arndt 32 33
Arnim, Achim v. . . 20 60 129
Arnim, Bettine v. . . . 194 244
Arnim, Gesandter v. 180
Arnim, Minister v. 194
Äschylos 127
Auersperg, Graf (Anastasius Grün) 177
Babeuf 207 238 242
Balbi 202
Balzac . . . 94 98 101 123 124
Bamberger 257
Barbès 150 210
Barbier 132 204
Bartels 294
Baudelaire 105
Bauer, Bruno . . . 182 198 244
Baumbach 297
Bazard 215 216 218
Bebel 301
Becker 152
Belgiojoso, Prinzessin . . 108 147
Bendavid 42
Benecke 76
Bentham 181
Béranger 123 156
Berlioz 135

Seite

Bernays 180 181 186
Beugnot 8
Biese 298
Bismarck 258 292
Blanc . . . 93 96 241 245 253
Blanqui 150 210
Blücher 34
Blum 262
Bocage 134
Boccaccio 58
Bölsche 300
Bopp 37
Börne 22 77 89 123 145 165 167
171 172 173 174 225 246 281 299
Bornstedt 180
Börnstein 180 181
Bossuet 186
Brandenburg, Graf 263
Brandissen, Witwe 57
Brega, Graf 13 45
Brentano 20 35 130
Brockes 24
Brockhaus 42
Büchner 164 167 195
Buonarotti 238
Buret 206
Bürger 117 128
Bürgers 181
Byron 35 43 70 105
Cabet 238
Calderon 20
Campe 61 67 110 111 139 243
Camphausen 255
Canning 62 63
Capelle, Marie 279 280
Carrel 186
Cäsar 55
Cavaignac 260 261 266
Cervantes 20 75

Seite

Chamisso 248 281
Chateaubriand 84 124
Chevalier 217 220
Chopin 135
Clauren 68
Condorcet 212
Conrad 300
Conradi 300
Considérant 210
Constant 120 147
Coppée 291
Cormenin 236
Cornelius 132
Cotta 63 65 145 168
Cottil, Madame 107
Courbet 241
Courier 167 187
Cousin 122
Cumberland, Herzog v. . . . 10
Dambach 166
Dante 127
Daumier 132
David, König 273
David, Maler 131
Decamps 133
Dehmel 300
Delacroix 131 132
Dejazet 134
Descartes 230 231
Detmold 132
Dezamy 242
Diderot 122
Dingelstedt 177 271
Döllinger 79
Döring, Witt 65
Dortu 273
Dronke 38 250
Ducros 296
Dumas 123 134 281
Dümmler 46 51
Eichhorn 36

Seite

Eichthal 217
Elisabeth, Kaiserin 292
Elster 299
Embden, Ludwig v. 60
Embden, Moritz v. 49
Embden, Lotte, geb. Heine 11 49 76
Enfantin 215 216 217 218 220 225 236 245
Engels 32 56 92 114 147 199 200 232 242 246 251 257 269 278
Eulenburg, Graf 293
Ferdinand, Kaiser 258
Feuerbach 32 37 182 199 200 244
Fichte 14 117 228 231
Fischer 189
Fontane 68
Forster 6
Foulon 141
Fourier 207 208 209 210 215 244 278
Franz II. 120
Freiligrath 43 69 176 179 189 249 268 271
Friedland 246 247
Friedländer 26
Friedrich II. 71 120
Friedrich Wilhelm III. 18 29 45 167 194 255
Friedrich Wilhelm IV. 29 176 179 187 194 258 263
Fries 60
Fronfrèdes 153
Fürst 298
Gagern, Freiherr v. 272
Gans 41
Garnerin, Elisa 95
Gaudy 156
Gautier 96 296
Gentz 16 145 166 168
Georg IV. 62
Georges, Mademoiselle . . . 134
Géricault 131

Seite

Gerlach, Brüder 196 258
Geßner 118
Goethe 10 20 34 64 66 67 71 76 77 78 80 90 105 106 118 119 120 121 128 129 162 169 172 182 187 189 194 280 294
Görres 8 21 65
Gottsched 117
Grabbe 41 77 156
Grimm 119 296
Grisebach 300
Grün, Anastasius (Graf Auersperg) 177
Gubitz 42
Guizot 124 146 151 152 154 155 157 180 254
Günther 192 290
Gustav Adolf 116
Gutzkow . . 74 106 165 168 174
Hagedorn 24
Hagen 37
Haller 118
Hansemann 255
Hardenberg 33
Hatzfeld, Gräfin 247
Haußmann 93
Hautière, de la 242
Hebbel . . . 47 174 177 295
Hebel 191
Heckscher & Co. 23
Hegel 29 30 31 32 37 50 81 85 125 165 198 199 228 231 232 233
Hehn 294
Heine, Amalie . . . 26 27 57
Heine, Betty, Mutter d. Dichters 10 13
Heine, Betty, Tante des Dichters 25
Heine, Carl 112 113
Heine, Gustav 112
Heine, Mathilde, geb. Mirat 107 108 109 110 111 113 288
Heine, Samson . . . 9 10 13 66
Heine, Salomon 13 23 25 48 51 60 61 112

Seite

Heine, Therese 57
Heinrich LXXII. 186
Hengstenberg 197
Henkell 300
Heraklit 246
Herder . 117 119 122 128 189
Herwegh 69 85 176 177 179 189 271
Hoffmann, E. Th. A. 41 121 129 182
Hoffmann von Fallersleben 33 175 186 268
Holbach 119
Hölty 137
Holz 300
Homer 1 82
Horaz 68
Houwald 48
Hüffer 299
Hugo 121 134
Hüllmann 32
Humboldt 121 296
Hutten 78 117
Immermann . 44 50 57 58 79 80
Jakoby, Johann 176
Jahn 16 122
Jan van Leyden 243
Jehuda ben Halevy 286
Jellatschitsch 261
Jeß 298
Johann, Reichsverweser . . . 256
Jordan 43
Jung 280
Kamptz 30 41
Kant 118 122 228 231
Karl I. von England . . 186 273
Karl X. von Frankreich . 122 142 151 204 209 215
Karl, Herzog von Braunschweig . 162
Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz 4 5 6
Karpeles 298
Kerr 299 300

Seite

Kleist, Heinrich v. 21
Kleist-Retzow, v. 258
Klinger 117
Klopstock 25 117 119
Köchy 41
Kock 278
Kossuth 261 265
Kotzebue 16 172
Krienitz, Elise (Camilla Selden) 288
Krummacher 38
Kuh 174
Kühne 165
Kulmus 117
Lafarge 279
Lafayette 88 149
Lafitte 142 143 149
Laforgue 296
Lamarque 149
Lamartine . . 124 151 267 268
Lammenais 150 195 279
Laponneraye 242
Las Cases 86
Lassalle . 246 247 248 283 291
Laube 114 165 166 169 188 191
222 272
Leibniz 230 231
Lemaître 134
Leo 122
Leonidas 93
Leroux 245 279
Lessing . 24 35 117 119 124 128
189 197 230 231
Lewald, August 133
Lewald, Fanny 283
Lichnowsky, Fürst 183
Lichtenberg 69
Lichtenberger 301
Liliencron, Detlev v. . . . 67 300
Li-Tai-Pe 74
Liszt 135 271
Locke 230 231

Seite

Loewe-Weimars . . . 121 138
Lowe 86
Ludwig I. von Bayern . . . 64 66
180 188 252
Ludwig XVI. von Frankreich 118 176
Ludwig XVIII. von Frankreich 215
Ludwig Philipp . . . 120 142 143
144 146 147 148 150 151 152
153 154 157 158 187 201 253 267
Louis Napoleon 7
Luther . . 128 196 228 229 230
Lutter und Wegener 40
Manteuffel 272
Marat 238 242
Maria Stuart 36
Marie Antoinette 273
Markus 42
Mars, Mademoiselle 134
Martens 36
Marwitz, v. d. 54
Marx 56 77 90 147 154 178 179
180 181 184 186 188 200 214
232 233 241 246 248 249 251
269 270 277 278
Maßmann 86 161 183
Matzerath 290
Maurel, Madame 107
Maurer 42
Maximilian Joseph 7 64
Mazarin 65
Mazzini 166
Mehemed Ali 151
Mehring 117
Meißner 262 284
Mendelssohn, Moses . . . 11 42
Mendelssohn-Bartholdy . . . 135
Menzel . . . 78 168 169 294
Merkel 64
Metternich . 16 36 48 55 87 140
145 161 164 166 168 254 292
Meyerbeer . . 135 136 137 180

Seite

Michelangelo 126
Michelet 226
Mignet 147 226
Mirabeau 246
Mörike 169 294
Molé, Graf 151
Molière 75
Montez, Lola 252
Montgelas, Graf 64
Moréas 296
Motte-Fouqué, de la 129
Moser 42 60
Müller, Adam 21 36
Müller, Wilhelm 43
Müllner 48
Münzer 229
Mundt 165 169
Murat 7 8
Murger 102
Musset 54 100
Nagler 70
Napoleon I. 7 8 9 12 17 18 21
27 47 59 64 71 76 84 85 86
118 120 131 134 142 148 156
157 191 200 201 215 221 266
Napoleon II. (Herzog von Reichstadt) 156
Napoleon III. . . . 156 266 272
Necker 120
Nerval, de 291
Nietzsche 300
Novalis 19 46 130
O'Meara 86
Palmerston 152
Paul, Jean 172 189
Paulus 197 244
Perier 143 149
Petron 106
Pfau 250
Pfizer 169
Phidias 126

Seite

Philipon 132
Pillot 242
Platen 78 79 80
Prévost 296
Proudhon 245 246
Proelß 298
Prutz 268
Pückler-Muskau, Fürst . . . 123
Pütter 36
Quarré, Antoinette 279
Quelen 241
Quinet 122 166
Rabelais 183
Reimarus 197
Reinhardt 277
Reybaud 277
Rhampsenit 273
Ring 193
Ritter 70
Robert, Friederike 40
Robespierre 149 172 238
Rochow 166
Rodrigues 250
Rossini 135
Rothschild 146 274
Rotteck 158 160
Rousseau . . . 10 118 119 279
Rückert 270
Ruge 178 181 186
Sainte-Beuve 296
Saint-Simon 207 210 211 212 213
214 215 224 229 230 234 238
241 244 248 279
Sand, George 279
Sand, Ludwig 16 164
Saphir 75
Sartorius 36
Savigny 122
Schallmeyer 12
Scheffel 300
Scheffer 137

Seite

Schelling 19 46 228 231 245 284
Schenk, Freiherr v. 64
Schiller 1 14 38 80 90 117 119 120 128 189 209 228 280 295
Schlegel, August Wilhelm v. 34 120 129 130
Schlegel, Friedrich 19 20 34 124 129
Schleiermacher 19 197
Schlözer 36 117
Schmalz 16
Schmidt 298
Schopenhauer 252
Scott 48 58
Sébastiani 144
Selden, Camilla (Elise Krienitz) 288 289
Sethe 26 28
Shakespeare 20 41 103 105 182
Siebenpfeiffer 163
Sieveking 23
Sismondi 207
Smith, Adam 207 212
Solms, Fürstin 58
Spinoza 228 231
Spontini 38 135
Staël, Madame de . . 92 99 120
Stägemann 163
Sterne 71
Stolberg, Graf 82 128
Strachwitz, Craf 73
Strauß 197 198 244 284
Strodtmann 298
Sue 123 124 247
Tacitus 120
Taine 98
Thiers 124 151 152 154 155 157 296
Tholuk 197
Thusnelda 130
Tieck 129
Tilly 116

Seite

Treitschke 293 294 295
Trützschler 273
Turgot 118 212
Tzschoppe 30 41 166
Uechtritz 41
Uhland . . . 34 130 169 186
Vallès 271
Varnhagen v. Ense 39 44 65 66 163 170 222 247
Varnhagen, Rahel v. 39 40 49 77 220 280
Venedey 158 270
Verlaine 296
Vernet 105
Véron 146
Villers, de 119
Villon 290
Voltaire . . . 2 26 118 119 296
Voß . . . 81 82 117 118 128
Weber 38
Weerth 250
Weidig 164
Weill 283
Weitling 195 243
Welcker 55 158
Werner 48 129
Werther, v. 170
Wieland 118 119
Wienbarg 165
Windischgrätz, Fürst . . 262 265
Winckelmann 119
Wirth 163
Wittenberg 24
Wohl, Jeanette 173
Wolf 37
Wolff, Dichter 297
Wolff, Literarhistoriker . . . 298
Wrangel, v. 263
Zedlitz, Freiherr v. 156
Zunz 42
Zwanziger, Gebrüder 192

S0-ADG-407